

Rungholts Ende

Roman von
Johannes Dose

Rungholts Ende

Historischer Roman

von

Johannes Dose

Zehntes bis fünfzehntes Tausend

Alster-Verlag
Hamburg — Berlin W 9 — Leipzig
1922

Druck von Hermann's Erben, Hamburg

Erster Abschnitt.

Die Wattenglocken.

Gegen die niedrige Düne des schleswigschen Festlandes klatschte die steigende Flut, nicht weiß schäumend, wie sonst des Wildfangs Art, sondern kammlos und kleinlaut, denn der tagelang wehende Ostwind hatte das Westmeer gebändigt und von allen seinen Watten die Gewässer vertrieben.

„Ketels!" sagte ich zu dem Ordinger Fischer, der alle Lappen hißte, auch Top- und Klüversegel setzte, „kommen wir noch vor der Hohlebbe nach Pellworm hinüber?"

Sein breiter Mund zerkaute die Antwort: „Ja, wenn der Wind nicht abflaut, was er meistens zur Zeit der Tag- und Nachtwende tut."

Um seine Gemächlichkeit zu größerer Eile anzuspornen, warf ich einen Blick in mein Taschenbuch und bemerkte: „Um acht Uhr haben wir Seewechsel."

Ketels ließ sich nicht treiben, sondern räusperte sich trocken.

„Hm . . . all right . . . auch schönen Dank für die Belehrung! Wenn man nur noch wüßte, wann die Flut zurückkehrt . . ." Seine hochgezogenen Brauen sahen eigentümlich über mich hinweg.

Ich erwiderte pünktlich und arglos: „Das Meer ist die riesige Wasseruhr des Universums, die der ewige Herrgott alle sechs Stunden umkehrt."

Der Schiffer verkniff merkwürdig das rechte Auge. „Unsereiner hat das nicht im Kalender, sondern nur im Kopfe ... was man doch alles von den Festlandsratten lernen kann ... die sagen einem mit der Uhr in der Hand auf die Minute, wann es für einen Menschen, und wann es für einen Schellfisch geheuer ist auf diesen Watten."

Nach einer Weile hatte ich den kaustischen Spott verdaut und sagte zuvorkommend: „Sie kennen die Seegossen und Sandbänke so genau, wie ein Blinder jeden Winkel im Pesel seines Hauses?"

Schlicht war die Antwort: „Seit mehr als vierzig Jahren bin ich über das Watt gegangen und als Schiffer darüber hingefahren."

Nordwestwärts steuerten wir. Hinter uns lag der hohe Festlandsdeich, auf dessen grüner Böschung der Hirte gleich einem Wichtelmännchen hockte, und rings um ihn graste die wimmelnde, weidende Schafherde, wie kleine, weißwollige Kaninchen. Oben auf dem Deichkamme fuhren zwei breit geladene Heuwagen aneinander vorüber.

An der ganzen Küste stand der massige Erdwall wie eine Mauer der Menschenameisen wider das ewig dräuende Meer. Ich dachte an das trotzige, titanenhafte Wort, das ein Deichgraf dieser Lander gesprochen haben soll: „Der Herrgott schuf das Westmeer, der Friese aber setzte ihm seine Grenzen."

Ha! Dem Westersalt wollen die Ameisen Ziel und Schranke setzen?

Hohnlachend über die starken und stolzen Friesen, ist es zu hundert Malen in Sturm- und Springfluten über seine Grenzen gestürzt, und die grauen, weit ausgedehnten Watten sind das dem Lande abgerungene und vom Wasser eroberte Gebiet. Dieser Kampf zwischen Menschenkraft und Meeresgewalt hat Jahrtausende gedauert und wird währen, solange der Erdmond wechselt. Die Watten sind der große Kirchhof des untergegangenen Frieslands und ein Massengrab ertränkter Geschlechter.

Aber in unserm Säkulum hält der Mensch Schritt um Schritt seinen Siegeszug über die Nordsee, und die Köge und Polder der Marschen sind die Trophäen seiner Kraft und Kunst. Zwar liegen noch viele Geviertmeilen des fruchtbarsten Landes, das Ährengold uns tragen möchte, in totem Schlick, und das versunkene Königreich Thule wartet noch immer seiner Auferstehung.

Ihr Landsucher des übervölkerten Vaterlandes, nach eigner Scholle sehnsüchtig, hebet eure Augen auf und schaut nordwestwärts! Hier draußen hinter Schleswig-Holsteins Teichen ist noch immer ein großes und herrliches Neudeutschland, das hundertfältig trägt, durch Mühe und Mut, mit Karst und Karre zu gewinnen und zu erobern. —

Über die seichten Watten strich das Schiff bei abflauendem Abendwinde, und ich redete mit dem Schiffer von dem vergangenen Nord- und Südstrand mit seinen achtzig Kirchen, der hier begraben liegt, und über den die Flut zweimal täglich rollt und rauscht.

„Wie viele Menschen wohl die gefräßige See verschlungen hat?" sagte Ketels tief sinnend.

„Einmal in einer Mußestunde habe ich die Tausende, die der Chronist aufzählt, zusammengerechnet und kam auf etwa eine Million."

„Es sind weit mehr," nickte er nachdenklich, „auch meine beiden Brüder fanden irgendwo da draußen ihr Grab. Vor dreißig Jahren führte ich während der Ebbe einen Pastor von Eiderstedt aufs Watt hinaus. Der stellte sich auf einen halb versandeten, behauenen Stein und wischte sich die Augen, als wolle er weinen. Es war der Altarstein der Kirche, in der sein Vater vor fünfzig Jahren gepredigt. Sie wurde von der Flut 1825 verspült und das Dorf aus dem Deichverbande geworfen, d. i. dem Meere überlassen."

Der Westhimmel stand in Purpurröte, und die goldige Sonnenkugel versank.

Die Gewässer dämmerten, traumhaft hauchte der Wind, als wolle er schlafen. Schlaffer hingen die müden Segel, und der Schiffer sprach nicht mehr, sondern sah nur scharf nach den Baken und Sticken, welche die schmale Fahrrinne bezeichnen. Durch das Gewirre von Seegossen und Sandbänken wand sich das Boot.

Das Zwielicht wurde zur dunkelnden Spätsommernacht, und das Meer ebbte immer tiefer.

Ich sah, wie Ketels Augen sich anstrengten, um die Seezeichen zu erspähen, und fragte: „Wo befinden wir uns?"

„Drei bis vier Seemeilen südöstlich von Pellworm."

„Werden wir es noch erreichen?"

„Ja—a," brummte er in den Bart, „wir werden dahin kommen . . . heut' oder morgen . . . oder übermorgen."

Doch es war ihm selbst nicht geheuer, und er setzte hastig hinzu: „Verstehen Sie zu peilen?"

Ohne Erwiderung nahm ich unentwegt die Peilstange zur Hand und beugte mich über den Bug des Schiffes.

Mein Senkstab ging auf und nieder, und die monotone Matrosenstimme nachahmend, sang ich: „Es flacht . . . drei Fuß . . . kein Grund."

Nach meinen Rufen richtete er das Steuerruder.

So ging es eine Weile. „Fünf Fuß . . . eine Tiefe!"

Das Boot ließ die Segelflügel hängen und gehorchte schwerfällig dem Druck des Steuermannes.

Mit großem Eifer und gekrümmtem Rücken tat ich meine Matrosenpflicht, aber Ketels, der plötzlich in den Bart schmunzelte, störte mich. „In Ihrer weißen Jacke gleichen Sie einem langbeinig stolzierenden Storche, der Frösche fängt."

Lachend kehrte ich mich um. Eine Minute war ich unachtsam.

Dann schrie ich über Bord: „Es flacht . . . es flacht . . . flacht!"

Mein Brüllen erstarb. „Es fla—a—cht!"

„Kra—a—ach!" sagte es unter mir.

Ein Scharren und Schurren und kein Laut mehr!

Still waren die See und das Schiff und der Steuermann und der peilende Matrose.

Wir saßen niet- und nagelfest im Schlicke und gafften uns an.

Endlich machte der Matrose zu einer Verwünschung einen Anlauf und fragte dann kleinlaut: „Was nun?"

„Nichts weiter, als daß die Schute auf eine Wattenecke gerannt ist und sechs Stunden hier sitzen bleiben wird."

Das entsetzliche Phlegma empörte mich. „Sechs Stunden!"

Ruhig steckte Ketels einen frischen Priem hinter die Backe, nahm Top und Klüver herunter, reichte mir das eine Segel und wickelte sich in das andere, die Taurolle zum Kopfkissen machend. Mit großem Behagen zerkaute er das schwarze Teufelskraut, und mit noch größerem erzählte er mir von dem Schiffer Brork.

„Der geriet auf eine Sandplatt und konnte zwölf Tage lang nicht flott werden, weil der scharfe Ostwind nicht aufhörte und nur eine halbe Flut kam. Sein Proviant ging aus, und neun volle Tage lebte er von der Ladung, die nur aus frischer, guter, kerngesunder Grasbutter bestand."

Ich fuhr mir in die Haare. „Der Ärmste mußte ausschließlich von Butter leben . . . und das erzählen Sie mir zur Beruhigung?"

Das gebeizte Gesicht des Schiffers blieb sehr ernsthaft. „Brork soll dabei ganz fett geworden sein . . . und die Platt, wo er festsaß, heißt bis auf den heutigen Tag der Buttersand."

„Wir haben noch ganze drei Butterbröte . . . sehr nette Aussichten!" murmelte ich.

Er sah mich eigentümlich an und sagte: „Mein guter Herr! Das Meer und der Wind und die Watten lehren den Menschen Geduld und Langmut . . . und Gottvertrauen."

Nach dieser frommen Rede legte er sich bequem zurück und duselte allmählich ein, mit dem Kautabak im Munde.

Ins Segeltuch gewickelt, rauchte und träumte ich mit wachen Augen. Gluckend schlugen die Wasser des schlafenden Meeres gegen den Bug.

Horch! Leise, deutlich und melodisch klangen Glockentöne an mein Ohr. Woher der Glockenschall auf weitem Wattenmeere?

Es war keine Sinnestäuschung. Lag einmal hier das versunkene Thule, das märchenhafte Meerland, das die Alten gen Mitternacht suchten, und davon unsere Sänger sagen und singen?

Lind und lieblich, voll Klang und Klage läuteten die Glocken wie aus unendlicher Tiefe zu mir empor. Erregt hatte ich mich aufgerichtet und lauschte und lauschte mit verzücktem Schauer.

Das Geläut erstarb in leisen Betschlägen.

Ich schüttelte den Schiffer: „Auf welcher Bank liegen wir?"

„Auf dem Rungholter Sande," gähnte er.

„Rungholt!" rief ich, und mir ward geisterhaft zumute, „ich habe Rungholts Glocken, welche die Nachfahren jenes untergegangenen Volkes klingen hören, deutlich vernommen."

Ketels zeigte nach dem Schattenstreif, der wie ein schwarzer Tangbüschel auf dem nächtigen Meere schwamm. „Es mögen die Glocken des Halligkirchleins gewesen sein . . . wenn ein Mensch seinen letzten Seufzer getan hat, werden sie auch spät abends geläutet."

„Nein, der Klang kam aus der Meerestiefe empor."

Mein Schiffer sann und summte. „Ja, die Sonntagskinder, die heller sehende Augen haben als andere Menschen, wollen bei klarem Wetter Rungholt, die große und herrliche, reiche und üppige Stadt, gesehen haben, wie sie mit ihren Mauern und Zinnen, ihren Mühlen und Türmen im blanken Wasser steht."

Ich hatte Rungholts Glocken gehört, und es war nicht dumpf wie Grabes-, sondern hell wie Ostergeläut gewesen.

Sie klangen noch mondelang in mein Ohr und kündeten mir die Auferstehung der verspülten Stadt und des versunkenen Landes. Nach meinen Tagen und lang nach meinem Tode wird der Nord- und Südstrand auferstehen, und wo jetzt Wasserwüste und ödes Watt, wird einst das große Neufriesland sein und mit dem goldnen Ring seiner Deiche an vierzig Geviertmeilen des besten Landes umschließen und schützen, segnen und erhalten für die kommenden starken und freien Friesengeschlechter.

Wo unsre Schiffer ihren Sturmtod leiden
Und sich die Robbe sonnet auf dem Sande,
Da werden Rind- und Rosseherden weiden
Im weißen Klee auf grünem Marschenlande,
Und wo die Glocken in der Tiefe schlafen,
Steht eine Kaufstadt an dem sichren Hafen.

*

Zweiter Abschnitt.

Eine Schulvisitation.

Wie es sich zu einem guten Beginnen gebührt, zuerst das Wann und dann das Wo!

Einige tiefsinnige Mystiker, von der bevorstehenden Jahrhundertwende geängstigt, predigten dumpf, daß die Zeit zu Ende gehe und der Weltuntergang nahe. Sie fanden aber verstopfte Ohren, und die leichtlebige Menge verlachte die Unheilspropheten.

Seit der Geburt des großen Galiläers eilten zwölf Jahrhunderte dahin, und das dreizehnte, das alt und greis geworden war, wollte zu Rüste gehen. Anno 1299 schrieben die Mönche, und der lichte Junius, der eigentliche Wonnemond dieses Breitengrades, hatte soeben sein prunkendes Laub- und

Blumengewand angetan. Felderweis blühte die Marsch, in weiß schimmernden Bohnenfeldern und buntgestickten Wiesgründen, ringsum blinkte das Meer wie grünlich schillernder Glast, und an dem tiefblauen Himmel leuchtete die Strahlensonne ihre sechzehn Stunden am Tage.

Die Welt war noch, wie sie nach dem großen Werde aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, voll Jugendschmelz und Schöne, und die nie alternde und ewig sich verjüngende dachte nicht an Tod und Sterben.

An der tiefen Meerbucht des Südstrandes, die den besten Hafen Nordfrieslands bildete, lag Rungholt, die älteste und größte Kaufstadt dieser Marschküste. Um ihrer Reichtümer und ihres regen Gewerbefleißes willen weit berühmt, hatte sie einen stark ausgeprägten Gemeinsinn und war ein gut christlicher, kirchfrommer Ort, der ein stattliches Ting- oder Rathaus besaß und auf seinen neuen, aus rheinischem Tuff erbauten Dom nicht wenig stolz war.

Wenn die Rungholter einmal in Ehrbarkeit einen guten Trunk getan hatten und ins Großsprechen gerieten, wurde wohl am Weintische die alte und gemeine Rede lautbar: „Rungholt hat in seinen Mauern mehr Steinhäuser als Lübeck, die freie Reichsstadt, und auf Ost- und Westmeer schwimmen mehr seiner Schiffe, als Hammaburg Koggen hat, die Elbkähne mitgerechnet."

Doch die Rungholter prahlten selten und arbeiteten sehr viel.

Am Markte standen die beiden Zierden und Wahrzeichen ihrer Stadt, das Tinghaus und der Dom, einander gegenüber.

Zu Osten der Kirche und ihres hohen Chores war ein runder, rasengrüner Vorhof, der von dem sogenannten Schwal, einem nach innen offenen, halbkreisförmigen Laubengange, umschlossen war.

In demselben lustwandelten die Priester und Vikare, wenn der Regen troff oder der Nebel zog, welches in der Regel vom Wein- bis zum Wonnemond wechselte.

In dem Oberstocke über dem Schwale hatten die Vikare ihre Wohnung, je eine lange und schmale, weißkahle und winterkalte Klausur. Derhalben hatten sie mit einem blau angelaufenen Gesicht oft bei ihrem Präpositus sich beklagt, aber der Domherr und bischöfliche Offizial von Rungholt hatte väterlich geschmunzelt, daß solches den jungen Klerikern zur Kasteiung und Abhärtung des Leibes nicht undienlich sei.

Außer den kleinen Zellen befand sich im Oberstocke ein geräumiges Gemach, das durch höhere Fenster erhellt wurde. Die Heidengöttin Minerva war die Heilige dieses Orts und das große Gelaß die Domschule von Rungholt, in der die Söhne der Männer, welche drei lötige Mark Schulgeld in die Domkasse zahlen wollten und konnten, von einem der Vikare unterrichtet wurden.

Heute aber, an dem sonnenwarmen Tage, war die Schule in die Sommerwohnung umgezogen, und im kühlen Schwale standen die Bänke und Tische.

„Silentium!" befahl der Lehrer, ein noch junger Priester, hoch und schlank und zu schmächtig gebaut.

Über der ernsten, edlen Denkerstirn lag ein welliger Kranz von blondem Haar, unter den gewölbten Brauen blickten zwei gute Augen schuldlos und fast treuherzig in die Welt. Der Vikar Paulinus hatte Züge, die durchaus nicht regelmäßig waren, und von denen man nicht zu sagen vermochte, warum sie dennoch schön zu nennen. Sein Lächeln gewann schnell die Herzen und Gemüter, und aus seinem ganzen Antlitz leuchtete eine große Milde gegen alles Menschliche. Insonderheit die Kinder und die Armen und die Hunde von Rungholt liefen ihm nach.

Zweierlei aber war sehr schön an ihm, die volltönende Stimme und die leicht geschwellten, fein wie Amors Bogen geschwungenen Lippen, denen die Worte klar und klangvoll entströmten.

„Silentium!" sprach der Lehrer zum andern. Geräuschvoll waren die Wachstafeln fortgelegt worden, und die kleinen Hände lagen mäuschenstill auf dem Tische.

„Jetzo wollen wir von der Gelegenheit und Beschaffenheit, sowie der Historie unseres Heimatlandes handeln."

Die Stunde war den Knaben die liebste und lustigste von allen, und die blauen und braunen Blitzäuglein merkten lebhaft auf, als er ein langes und breites Pergament aufrollte und an die Schwalwand hängte. Es war eine Karte Nordfrieslands, die er in seiner Mußezeit gezeichnet und gemalt hatte.

In Frage und Antwort ging der Wiederholungsunterricht.

„Dirk! Wie nennt man die große Insula, die nur durch den schmalen Heverstrom vom festen Walle Frieslands geschieden ist?"

„Die friesischen Utlande," sprach der pausbackige Knabe.

„Und dieselben werden in wieviele Teile geteilt?"

„In den Nord- und Südstrand."

„Wer sagt mir die Zahl der Harden und der Kirchspiele im ganzen Strande?"

Der kleine Meinert, auf den der Lehrer hinsah, wußte es. „Sieben Harden, siebzig Kirchen und zwei Kapellen zählt man in unsren Utlanden."

„Und welches ist die größte und herrlichste Stadt dieses Nordfrieslands?" Des Lehrers Lippen lächelten.

Sämtliche Finger fuhren steil und stolz in die Höhe, und die Antwort wurde zum Chorgesang: „Rungholt, Rungholt!"

„Mitten im Meer liegt unser Eiland, rings umgeben von der salzen und wilden See . . . warum werden wir trotzdem nicht von den Wassern überstürzet?"

Manne, der längste von allen, stand auf. „Weil der goldne Ring der Dünen und der eiserne der Deiche uns schirmt und schützt."

Paulinus nickte. „Gottes Fürsehung, auf die wir vertrauen, ist der beste Schirm. Aber was sollen wir unsrerseits tun, damit die brausende Springflut uns nichts anhabe?"

Drei spitze Finger hoben sich, und dreifache Antwort kam.

„Wir sollen fleißig beten: Vor Feuers- und vor Wassersnot behüt uns gnädig, Herre Gott.“ Das war der aufgeweckte Meinert.

„Der Deichgraf soll den Wall wohl verwahren und darauf achten, daß jeder gebrücht wird, der sein Tagmaß nicht tut.“

Die Schüler kicherten laut, denn Ekke, der so altklug redete, war des Deichgrafen und Ratsherrn Sohn.

Noch stand der Allerkleinste.

„Und du?“

„Wir sollen im tiefen Priel gut schwimmen lernen, damit wir nicht versaufen.“

Unbändig wurde der schlaue Wicht ausgelacht. Doch der Bakel des Schulmeisters schlug auf den Tisch, daß Stille wurde.

Paulinus gab Neues aus dem reichen Schatz seines Wissens. „Der große Philosophus Plato sagt: ‚Mächtig gebietet das Land über uns Sterbliche.‘ Das heißt, auf uns appliziert: Die auf der zähen Kleierde wohnen und ackern, werden von zäher Art. Uns, den Anwohnern des Nebelmeeres, lehren die Stürme und Wellen und Watten ausdauernde Geduld, denn nur mählich wird ihre Tücke überlistet. Aber der stete Kampf mit dem Neptunus und Äolus hat die Friesen stark und stahlhart gemacht.“

Ekke, der blaßgesichtige Knabe, dessen beschränkter Verstand sich nicht mühen wollte, die Rede zu verstehen, schaute mit den blöden Augen träumerisch in die Luft. Nach einer Weile blickte er spielsüchtig nach seinen dünnen Beinchen, die er wie zwei Pendel hin und her baumeln ließ, hinunter.

Gestreng rief der Lehrer: „Ekke, willst du den Esel zu Grabe läuten?“

Mit fröhlicher Schadenfreude lugten die Schüler nach dem Getadelten; der hochfahrende und streitsüchtige Bursche nämlich war ihnen oft zum Verdruß.

„Verstehst du meine Scheltrede?“

Mürrisch spitzte Ekke den großen Mund und schwieg.

Meinert aber antwortete schnell: „Die sepultura asinina, das Eselsbegräbnis, wird den Unehrlichen, den Selbstmördern, Gerichteten und Geräderten zuteil, und der Henker mit seinen Schinderknechten sind die Totengräber. Wer aber in der Schule mit den Beinen baumelt, ist der Glöckner und läutet den Esel zu Grabe."

Da schossen die blöden Augen einen Haßblick auf diesen Schüler, der barfüßig und am ärmlichsten von allen gekleidet war.

Paulinus fuhr fort: „Wie alt ist dieses Meervolk der Friesen, deren Nachfahren zu sein wir uns rühmen?"

Alle hatten es behalten, und Dirk gab Auskunft. „Bereits die griechischen Historienschreiber Ephorus und Klitarchus, die dreihundert Jahre vor Christi Geburt lebten, haben die Friesen erwähnt und von ihrem Zustande geschrieben, woraus erhellt, daß sie ein uraltes Volk seien."

Der Vikar blickte unruhig auf und errötete. Zwei Kleriker kamen langsam und gemessen den Schwalgang hinauf.

Die Figura der beiden bildete einen auffallenden und spaßigen Kontrast, der die Mundwinkel zu einem zwinkernden Lächeln zwang. Der weiße und der rote Theodorus — so hatte der lose Volksmund und -witz sie benamst — waren blutsverwandt und leibliche Vettern und beide nach demselben Großahn Theodorus getauft worden. Nach den ganz entgegengesetzten Seiten des alten Stammbaums aber waren sie gefallen und wenigstens äußerlich grundverschieden geschaffen und geartet. Ihre Seelen freilich mochten eine Blutsverwandtschaft nicht verleugnen.

Der Domherr und Offizial des Schleswiger Bischofs, ein kleines, schmächtiges Zweieinhalb-Ellen-Männchen mit einer scharfen, im Affekte schreienden Stimme, hatte ein noch schärferes, mit den spitzen Knochen stechendes, gräulich-weißes und sonderbar blutloses Gesicht, in dem zwei kalte, sehr kalte und kluge Augen wie horchend saßen. Dem recht breiten und recht beredten Munde, der nicht unnötige Worte sprach, fehlten

die meisten Zähne. Auch die Haare hatten in seiner fröhlichen Jugend frühe Valet gesagt, und die gewölbte Theologenstirn schien bis hinter den weiß glänzenden Scheitel sich zu erstrecken, allwo ein dürftig dünner Haarkranz saß und trübselig um die verlorenen Genossen trauerte. Lang vor seiner Priesterweihe hatte der, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte fällt, den weißen Theodorus tonsuriert. Die magere Gestalt, die er möglichst hoch reckte, machte einen beängstigend hohlen Eindruck, und weit und leer schlotterte die samtgeschmückte Domherren-Soutane, just da, wo ein bischöfliches Bäuchlein sich von rechtswegen hätte runden sollen.

Das Gegenstück von diesem war sein Herr Vetter, der Dompriester von Rungholt. Er erfreute sich eines immerwährenden Wohlbefindens und sprach mit einer tiefen, groben und zuweilen zwischen den Sätzen anstoßenden Stimme, beinahe sich anhörend, als wenn ein kleiner Mehlkloß im kurzen Halse ihm stecke, den er zuvor herunterschlucken müsse. Oft redete er nur durch ein vielsagendes Geräusper, das ein Aufblasen der Backen begleitete.

Im dicken Kopf zwei graue, dumm verschmitzte Augen, welche man mit einem terminus Frisius „schweinpolitisch" nannte — ein Körper, vierschrötig und robust als wie eines Sackträgers am Hafen — ein rotes, von Gesundheit strotzendes und von dem Fette der Selbstzufriedenheit glänzendes Gesicht, das ein rötlicher Fuchs- und Vollbart umrahmte! Das war der rote Theodorus, der in diese fette Pfründe befördert worden war, ohne sein Verdienst und Würdigkeit und durch Fürsprache seines lieben Herrn Vetters, der, ein ebenso großer Politikus wie Theologus, bei dem Schleswiger Bischof und der Rungholter Gemeinde viel vermochte.

Ehrerbietig ging der Lehrer den hohen Geistlichen entgegen.

Der Kleine und Höchstgestellte warf sich würdevoll in die Brust und sprach: „Der Vikar mag im Unterricht fort-

fahren . . . wir wollen durch Zuhören eine Schulvisitatio halten."

Ein wenig befangen nahm Paulinus den unterbrochenen Faden auf und spann ihn weiter. „Uralt ist unser Friesenvolk und wohnte, soweit die Historie zurückreicht, auf diesem Boden. Was sagt der Lateiner Plinius von ihm?"

Einer antwortete: „Plinius nennt die Friesen, die im wilden Nordmeere auf kleinen Hügeln hausen, ein genus palustre, ein Sumpfvolk und bejammernswertes Geschlecht."

„Sind wir das?" Der Lehrer betrachtete die Knabenschar mit hochgezogenen Brauen, als habe des Plinius Urteil ihn persönlich gekränkt. „Sind wir ein genus miserum?"

Alle Finger reckten sich, und auf allen Lippen brannte ein urkräftiges Nein. Nur Ekke hielt die Füße, aber auch die Hände ganz still.

Voll Wohlwollen beugte sich der Domherr zu ihm hinab. „Antworte, mein Söhnchen, sind wir ein bedauernswertes Geschlecht?"

„J—a," kam es weinerlich aus dem Munde des Unwissenden.

Der Visitator tadelte den Schüler nicht, sondern wandte sich an den Lehrer: „Ein geschickter Präzeptor wird die Ja- und Nein-Fragen vermeiden."

Paulinus neigte das Haupt und stellte die Frage: „Anders und besser reden andre Römer von unsrem Stamme, zum Exempel Tacitus, und was sagt dieser Historienschreiber?"

Dirk wurde aufgerufen und zitierte: „Clarum inter Germanos Frisiorum nomen est . . . herrlich glänzt unter den Deutschen der Name der Friesen."

Paulinus nickte. „Wer kann mir den merkwürdigen Vorgang, der nach des Tacitus Bericht im theatrum Romanum sich zutrug, ohne Anstoß erzählen?"

Nur der kleine Meinert stand mutig auf. „Zwei Gesandte der Friesen, namens Verritus und Maloriges, wurden von den Römern mit gastfreundlicher Urbanität behandelt

und nach Abwicklung ihrer Staatsgeschäfte am Nachmittage in das Theater des Pompejus geführt, um an den Spielen ihr Ergötzen zu haben. Man wollte sie aber um ihrer Simplicitas ihrer Schlichtheit willen nicht auf der vornehmen und vordersten Bank sitzen lassen, und der Führer geleitete die Fellgekleideten, die er für Halbbarbaren hielt, nach dem zweiten Platze. Verritus und Maloriges stutzten und fragten ihren Dolmetscher, welche Männer dort vor ihnen säßen, und als er ehrerbietig flüsterte, es seien die Legaten der Könige und großen Völker, erwiderten sie stolz, daß keine der Sterblichen den Friesen an Mut und Stärke überlegen seien, erhoben sich sogleich von ihrem Sitze und setzten sich mitten unter die Nobiles und Senatoren."

Der Lehrer lächelte. „Haben sie aus blinder und törichter Eitelkeit also getan?"

„Nein, sie haben in rechtem Stolz gehandelt, denn Völker und Männer müssen ihren Weltplatz und ihre Würde wahren."

Der Knabe gab das auswendig Gelernte wie seine eigene und innerste Überzeugung.

Heftig räusperte sich der rote Theodorus: „Öh, öh! Du hast die Fabel fließend hergesagt und nicht unlöblich deine Lektion gewußt . . . hm, hm . . ." Mitten im Lobe schien der Kloß im Halse festzusitzen.

Aber herrisch sagte der Domherr: „Warum kommst du barfüßig zur Schule?"

„Weil ich im Sommer die Schuhe sparen muß."

„Wer ist der Knabe?" An den Lehrer war die Frage gerichtet.

Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und gab zögernde Auskunft: „Meinert ist der Sohn des Webers Nomme im Dünendorfe, von Gott mit einem guten Verstande begabt und sehr lernbegierig . . . verzeiht, gnädigster Herr, daß ich auf eigne Verantwortung und ohne Zahlung ihn in die Domschule nahm!"

Der weiße Theodorus spitzte den großen Mund. „Ein gutes Werk kann und will ich nicht tadeln . . . aber Euch muß ich rügen. Habt Ihr nichts von der temeritas Frisia, wie die Alten unsre Achillesferse nennen, gehört? Darum lasset diese Dinge, die nur den steifnackigen, unbändigen Friesentrotz kitzeln . . . lasset alle törichten Fabeln, welche nur die Hoffart, die allzu geil im Lande gedeihet, befördern! Wenn Ihr die Historie behandeln wollt, so nehmet Stücke, die zur Christendemut antreiben!"

Paulinus machte eine enttäuschte und ergebene Miene, nahm den Bakel und zeigte auf die Wandkarte. „Ringsum die Utlande, auf allen Watten verstreut . . . hier und da und dort seht Ihr Kreuzlein, und neben jedes zeichnete ich ein kleines s. Wer deutet es mir?"

„Ekke, du wirst es wissen," ermunterte der Domherr freundlich.

Der Knabe gaffte an die Wand, und die conjugatio servare, die in der vorigen Stunde getrieben worden, spukte noch in seinem Kopfe, und stotternd entfuhr ihm: „Das s . . . s . . . soll heißen . . . servatus, und daß allhier ein Mensch vom Ersaufen gerettet worden ist . . ."

Die Schüler konnten das Lachen nicht halten, verstummten aber sogleich, als der weiße Theodorus sehr rot und zornig sie anstarrte.

Ein anderer Knabe gab die Erklärung: „Das s soll submersa gelesen werden und besagen, daß hier eine ecclesia oder Kirche in den Wassern versäuft und untergegangen ist."

Fröhlich fuhren die Finger empor, die Fragen und Antworten kamen wie Schlag auf Schlag.

„Einmal in uralten Zeiten war das Nebelmeer noch keine offene See, sondern eine ungeheure Meeresbucht. Wodurch ist solche Umwälzung seiner Gestalt und Küste verursacht worden?" fragte der Lehrer

„„Durch das Wüten des Wassers, welches in einer Sturmflutnacht die feste Landenge zwischen Britannien und Gallien durchbrach und alle Küsten des Nebelmeeres überschüttete und umkehrte."

„Wie wird diese erste und ungeheuerlichste von allen Fluten genannt?"

„Sie heißt die cimbrische Sündflut, sintemal durch dieselbe die Cimbern aus ihrem Gau vertrieben wurden und in Gallien und Italien neue Wohnsitze suchten. Sie waren ein riesenhaftes und reckenmutiges Germanenvolk, und vor ihnen her ging der cimbrische Schrecken, der Rom erzittern machte . . ."

„Genug davon, mein Sohn! Es möchte den Friesenstolz in unserem Gemüt bestärken," sagte der Vikar, der auch hinterm Ohr seinen kleinen Schalk sitzen hatte. „Die erschrecklichen Fluten sind die Gerichte und Zuchtruten Gottes, welche zur Buße treiben. Wer nennt mir ein anderes Überstürzen des Meeres?"

„Anno 1017 wurden nach unerhörten Winden und Blitzen viele Dörfer ertränkt."

„Wann ergrimmte das Meer noch heftiger?"

Meinert stand auf. „Im Jahre 1140 am Petritage wurden 30 000 Menschen vom blanken Hans getötet . . . in einem Hause aber ertranken zehn Priester, die just ihren Kaland hielten und guter und lustiger Dinge waren. Über diese Flut ist ein Klagelied geschrieben worden, und es heißt von ihnen im Reime:

Twe Pröpste und acht Prediger zart,
De mußten ok mit up de Fahrt . . ."

„Silentium!" Es donnerte im Schwale. Der Domherr hatte die Schultern hochgezogen und schüttelte die schlotternde Soutane.

Das Geräusper des roten Theodorus klang wie ein Brr. „Lasset doch die grausigen Fluten, die das unschuldige Kindesgemüt nur schreckhaft machen . . ."

Der Herr Vetter aber nahm ihm das Wort vom Munde. „Mein lieber und sonst getreuer Vikar! Ihr müßt mehr Gewicht auf die gottseligen Dinge legen. Ob wohl die Knaben das Kredo und die Marienzeiten und die Messe können? Ekke, sag deinen Glauben her!"

Das dünkte den Buben ein lächerlich leichtes Stück, und sie rümpften die Nase. Ekke leierte das Kredo herunter und stockte plötzlich, wie ein umgestürztes Karrenrad. Aber ein Zurauner griff flüsternd ein: „Niedergefahren zur . . ." und brachte den Festgefahrenen ins Gleis. Das Flüstern klang nicht wie eines Buben, sondern wie des Priesters freundliche Baßstimme.

Der Sohn des Ratsherrn wurde von dem Visitator belobt. Auch die andern machten ihre Sachen sehr wohl.

Da rief der Domherr mit seiner messerscharfen Stimme: „Meinert, steh auf und sag mir den Lobgesang der Maria!"

Der Lehrer rückte unruhig mit den Füßen, und sein leiser Einwand wurde überhört.

Der Knabe aber, im Gedächtnisse suchend, zog die Brauen fest und finster und begann: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes . . ."

Die kalten, anstarrenden Priesteraugen schüchterten das Büblein ein, so daß es die Fassung verlor und das Ende des Lobgesangs an den Anfang stellte. „Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen; die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer . . ."

Der kleine Theodorus reckte und brüstete sich, seine Stimme wurde schreiend. „Ei, so ein Homunkulus, der das Hauptstück unterschlägt, aber fein und fleißig behält, was die hungrigen Ohren gelüstet! Du Alleswisser bist dennoch ein Ignorans, der nicht einmal den Lobgesang kann."

Meinert verbiß das Weinen, und der Vikar wurde abgekanzelt.

„Pauline, Pauline! Das Lernen ist kein ludus, und die Liebe allein tut es nicht . . . wenn es bei Buben eine Art haben soll, muß auch der Bakel auf dem Rücken spielen."

Der schüchterne Lehrer wurde wie umgewandelt und widersprach: „Mein Magister, der große Kurtius in Köln, hatte einen Spruch, welcher lautete:

Man wird mit Gerten
Nur Kindes Sinn verhärten,
Wen man zu Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort als wie ein Schlag."

Eine harte Hand legte sich auf Paulinus' Arm, und wie ein Schlag fielen die Worte: „Mein lieber Vikar, Ihr müßt die rechte Schulweisheit und Kindeszucht noch lernen . . . doch der Herr, der in den Schwachen stark ist, wird helfen. Die Knaben, die ihre Schulvisitatio nicht schlecht bestanden haben, mögen heute einen Freinachmittag haben."

Freundlich kneipte er dem blassen Ekke die mageren Backen und winkte den andern, die blitzgeschwind aufstanden, einen herablassenden Segensgruß.

Paulinus, den ein sonderbar müdes Gefühl beschlich, setzte sich und ließ die Knaben auf der Wachstafel schreiben. An dem Schwalpfeiler war eine Sonnenuhr, nach deren Schattenfinger er mehrmals sah, als sehne er das Ende der Stunde herbei. Bald ließ er sich die Tafeln reichen, um das Geschriebene nachzusehen.

Lässig hatte Ekke mit dem Stifte gekritzelt, und der Lehrer schalt: „Was sind dos für Krähenfüße und Krötenaugen? Ich gedachte, am Nachmittage mit Euch durch die Watten und Dünen zu wandern" — bei dem Wort schienen alle Knabengesichter bis auf eins wie strahlende Sonnen —, „aber um deiner schlechten Schrift willen müßte ich dich zur Strafe daheim lassen. Doch ich will Gnade vor Recht ergehen lassen."

Der Schüler machte unfrohe Miene und maulte frech: „Ich mag nicht gehen, sondern ich soll heute nachmittag mit meinem Vater über Land fahren."

Paulinus nickte und murmelte: „So fahre in Gottes Namen, mein Sohn . . . die Liebe tut's freilich nicht bei dir und deiner Art . . . und Ihr andern?"

„Wir wandern mit dem Herrn Paulinus," sang und schrie die Knabenschar im Chorus.

Ein Übermut fuhr in sie. Um- und übereinander kletternd, entsprangen sie den Schulbänken und dem Schwale. Meinert, der ein vergrübeltes Gesicht hatte, ging hinterdrein, und seine bloßen Füße patschten über den Steinestrich.

Ihm streichelte der Lehrer das Haar. „Bist du um der Schelte willen traurig, so will ich dich trösten, bist du aber aus gekränktem Ehrgeiz erbost, so will ich dir die ambitio, welche eine böse Herzwurzel ist, von Grund ausreißen." —

Am Rungholter Markte neben der Kirche stand das steinerne Domherrenhaus, und im Oberstocke war eine Erkerlaube, ein lauschig stilles Lauscherplätzchen, von dem aus man, selbst ungesehen, das Marktgewühl übersah. In der kühlen Steinlaube hatten die beiden Kleriker es sich bequem gemacht und die Soutane aufgeknöpft. Weil nach der anstrengenden Schulvisitatio und wohl erfüllten Amtspflicht ein kräftiger Durst sich einstellte, ließen sie sich in einem Henkelkruge zwei Maß Malvasierwein bringen, füllten mehrmals die Silberbecher und ließen den guten Tropfen auf der Zunge zergehen. Aber sie wußten ihr Maß genau und tranken keinen Becher darüber.

Nachdem der Trunk seine erquickende Wirkung getan, nahm der weiße Theodorus das Wort: „Unser Vikar Paulinus ist in Logika, Ethika und Historia sehr wohl belesen . . ."

„Aber in der Wissenschaft Allotria am allerbesten bewandert," polterte der rote dazwischen.

„Konfrater," sprach der andere, „erhitzet Euch nicht unnötigerweise an diesem Juni-Hundstage . . . die Domschule hat manchen Magister gehabt, der alles mit dem Bakel einbläuen wollte."

Der Priester würgte an dem Kloße. „Bedürfen nicht die Kranken des Arztes und die schwach Begabten der meisten Pflege? Was . . . hat er geleistet . . . öh, öh . . . wenn Ekke, des Ratsherrn Sohn, nichts gelernt hat? Aber den Barfüßigen, mit dem er prunken will, hat er wider die Satzung in die Schule geschmuggelt."

Eine gedämpfte Stimme wies ihn zurecht. „Ist es nicht vor Gott und Menschen ein gutes Werk, daß er den armen Webersohn gratis unterrichtet? Wir dürfen nichts dagegen sagen."

Der rote Theodorus prustete. „Gelten nicht die Weber, weil fremdes Gut und Garn an ihren Fingern kleben bleibt, für halb unehrliche Leute? Die Väter, die das Latein ihrer Söhne mit drei lötigen Mark bezahlen, können gerechtes Ärgernis daran nehmen, daß ihr leiblich Fleisch und Blut auf derselben Bank an der Weberjacke sich reiben muß. Ceterum censeo: Die Geschlechterschule duldet keinen Makel."

Der kleine Theodorus wendete und drehte an den Worten. „Sie duldet keinen . . . aber weil er nach Christi Lehre getan und des Armen sich angenommen hat, duldet auch das Gewissen . . ."

„Das Gewissen?" gaffte der Große mit offenem Munde, als wenn das Wort und Ding ihm unverständlich wäre.

„Duldet das geistliche Dekorum nicht, daß wir als Schulkuratoren ihn tadeln, geschweige denn seines Amtes entledigen. Übrigens meine ich auch, daß man ihm nach seinem Charisma, seiner besonderen Gnadengabe, einen andern Dienst, etwa als Spittel- oder Armenpriester, geben und die Schule nehmen muß. Doch ohne Überstürzung, mit guten Gründen, nach Zeit und Gelegenheit muß es geschehen."

Die Schulkuratoren hatten sich in dieser vertraulichen Unterredung verständigt.

Aus dem nahen Schwale kam ein Stimmengesumm und -geplapper. Wie ein in der Mittagshitze ausschwärmender, dicht um die Königin gesammelter Bienenschwarm, zog die

fröhliche Knabenschar, den lang aufgeschossenen Lehrer in die Mitte einengend, über den Markt, und die Kleinsten hingen gleich Kletten am Priestergewande.

Vom Erker blickten vier Augen hinab, der Rote räusperte sich spöttisch. „Ecce! Sieh da! Unser Schulhahn mit allen seinen Küchlein!"

Der Schwarm zog vorüber, und die Priester nahmen einen Schluck. Aber geschwind drehten die Malvasiertrinker ihre Köpfe nach einer Richtung.

Am Kirchportale entstand ein wüstes Lärmen und Schreien.

Ein Weib sprang stürzend die Stufen hinab, Wehlaute ausstoßend. „O . . o! Erbarmen . . Erbarmen!"

Ein junger, samtfeiner, geschniegelter Fant stach sie immerfort mit dem spitzen Zierstocke in den Rücken und brüllte ingrimmig: „Heraus aus dem geweihten Gotteshaus, heraus . . . raus, du unehrlicher Balg und Höllenbraten!"

Männer verfolgten und umstellten das Weib, das noch sehr jung schien.

Fischweiber liefen neugierig herbei. „Sie haben eine Lotterin oder Diebin erwischt."

Im Handumdrehen entstand ein Auflauf, und Stimmen schrien durcheinander.

„Wer ist die Dirne?"

„Des Henkers Kind!"

Das eine Wort „des Henkers Kind" entfesselte die Volkswut.

„Werft den unflätigen Wechselbalg ins Wasser!"

Aber keine Hand wagte sie zu berühren, dieweil es unehrlich machte.

„Sie hat den Altar der allerheiligsten Maria verunreinigt mit ihren Knien!"

„Du . . . du gehörst nicht in die Kirche, sondern in das Beichthaus der Diebe und Räuber, die Fronerei."

„Die Vettel soll es büßen." So schrie es durcheinander.

Umringt von drohenden Fäusten, sank die Fliehende auf die Kirchenstufe nieder und wimmerte bitterlich. Unbarmherzig stieß der Stutzer sie mit dem Stock in den Rücken, und die Menge rief teuflischen Beifall: „So ist es recht, Heike, gib es der Dirne . . . gib es ihr!"

Die Fischweiber hoben Erdklumpen von der Gasse und bewarfen die Unglückselige.

Da machte Paulinus sich Bahn durch den wütenden Haufen und breitete die schützenden Arme aus, als wolle er mit seinem Leibe das bedrängte Weib decken.

Beim Anblick des Priesters wich das Volk einen Schritt zurück, und er fragte: „Was hat die Elende verbrochen?"

„Sie ist nicht in ihrem Schinderstuhl geblieben."

„Ach, das ist ihr Verbrechen!" Ein milder Blick des Mitleids glitt auf die Weinende hinab, ein tiefernster hielt die Menge in Schranken. Dann winkte er den Knaben, welche sogleich die Handbewegung verstanden und ihn und das Weib umringten. Kinder und Unmündige hatten eine Gottesmauer rings um die Verfolgte gebildet.

Das von dem schnellen Vorgange überraschte Volk verstummte, doch Heike, der junge Fant, sprach bissig: „Was hindert Ihr des Volkes Justiz? Wißt Ihr nicht, daß dieses Weibsbild des Scharfrichters Tochter ist und frech den Altar mit ihren Händen berührt und beschmutzt hat?"

Paulinus sah den Scheltenden fest an. „Sie ist getauft und ein armes Menschenkind, das gewißlich in großen Nöten war."

„Ja, mein Mütterchen liegt auf den Tod," weinte und klagte es von unten zu ihm herauf.

Mild beugte sich der Priester und zog das weinende Mädchen an der Hand empor.

Da schrie Heike erbost: „Ha, der geweihte Priester hat sich unehrlich gemacht an ihr!"

Hoheitsvolles Schweigen und kühn entschlossenes Handeln war des Priesters Antwort.

Über den Markt schritt ein wunderlicher Zug. Die Knaben als Leibwächter bildeten eine kreisförmige Phalanx, und in der Mitte neben der unehrlichen Dirne ging der Priester. Aus dem Volkshaufen am Kirchportale klang ein murrendes Gemurmel hinter den Schreitenden.

Die zwei Kleriker reckten aus ihrem Erker die Hälse, zogen die Brauen sehr hoch und beobachteten das sonderbare Schauspiel.

Als der Zug eine stille Seitengasse erreicht hatte, betrachtete Paulinus seinen Schützling. Es war ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, und ein so fremdartig schönes und trauriges Antlitz meinte er noch nie gesehen zu haben. Unfriesisch war der Umriß des Hauptes, das Ebenmaß der Stirn und Wangen und die leicht gebogene Nase, unfriesisch auch das glänzende, kohlschwarze Haar, dessen dicke Flechte während des flüchtigen Laufes sich aufgelöst hatte und wirr um die schmächtigen Schultern sich schmiegte. In den Locken, die am Ohre sich ringelten, hing noch ein grauer Schmutzklumpen.

Seine Hand strich leise über ihr Haar und streifte den Schmutz hinweg.

Sie schlug die großen, dunklen Augen zu ihm empor, in ihrem Blick lag eine Unendlichkeit von Dank und Demut. „Hochwürdiger, Ihr dürft mich nicht anrühren ... um Euretwillen."

„Wie ist dein Name?" sprach er.

„Ich heiße Oda und bin des ... des ..." Sie schluckte an dem Wort.

„Ich weiß, daß du des Justifikanten Tochter bist." Einen wie wohlklingenden Namen er dem anrüchigen Amt zu geben wußte! „Oda, warum raste das Volk wider dich?"

Ein Tränenglanz zog über das dunkle Geleucht ihrer Augen. „Todsiech ist meine arme Mutter, und ihre kranke Brust kann kaum mehr Atem holen. Wachskerzen hat mein Vater geopfert, und viele Paternoster hab' ich gebetet an ihrem

Lager die langen Nächte, damit sie genese und mir die Augen wach blieben, aber es waren wohl schlechte Gebete, die nicht gefruchtet haben. Darum schlich ich mich heute um die Mittagsglocke, als der Dom still und leer schien, ins Gotteshaus und weit über unser Gestühl hinaus, um an dem wundertätigen Altar der allerheiligsten Maria kräftige Fürbitt' zu tun, die meiner Mutter gewißlich helfe. Hinter einem Pfeiler zwar stand ein Mann und wisperte mit einer Beterin, der aber meiner nicht zu achten schien. Als ich vor dem Altar kniete und die Hände zum Bilde der Mutter Gottes emporstreckte, sauste plötzlich ein Stockschlag auf meine Schulter nieder, und ich sprang entsetzt empor. Es war Heike, des Ratsherrn Sohn, der mich verfolgte und mit dem Stock stieß. Hochwürdiger, hätt' ich im Schinderstuhle bleiben müssen?"

„Es wäre klüger gewesen, mein Kind. Doch nennt mich Paulinus, denn unter Menschen ist keiner hochwürdig, und ich am wenigsten."

Der Zug war an die enge und übelriechende Gerbergasse gekommen, an deren Ende ein düsterer, unförmlicher Steinturm emporragte. Das war der Fronturm von Rungholt, in welchem die Büttelei, der Diebe und Mörder Beichthaus, sich befand.

Oda sah unruhig nach dem Turm und dann mit einem Blick unendlichen Dankes zum Priester empor. „Ich muß schneller laufen, um heim zu meiner Kranken zu kommen ... wollt Ihr mir einen Segen geben?"

„Der Herr behüte Euch und stehe Eurer Mutter bei in allen Schmerzen bis zu ihrer letzten Stunde!"

Paulinus berührte flüchtig mit der segnenden Hand ihr Schwarzhaar, und der Ernst seines Angesichts wich. Er lächelte ihr einen freundlichen Abschiedsgruß zu.

Eine vom angetanen Schimpf ungebeugte, geschmeidige Frauengestalt eilte die Gasse hinab, und die zierlichen Füße schienen kaum den Grund zu streifen.

Dirk, des löblichen Gerbermeisters Sohn, fragte in einigen Zweifeln den Lehrer: „Ist Oda, die Tochter des Halsmeisters Henneke, nicht unehrlich?"

Paulinus antwortete: „Es gibt in dieser Stadt Rungholt viele Frauen, die viel unehrlicher sind vor Gott."

*

Dritter Abschnitt.

In der Armenstadt von Rungholt.

Die Deichschwalben schwirrten mit lautlosen, blitzschnellen Schwenkungen hin und her.

Auf dem grünen Vorlande unter dem Deiche sprangen die Knaben hin und wider und suchten im Grase. Langbeinig und bedächtig stolzierte der Lehrer inmitten seiner lustigen, losgelassenen Herde. Wie schwarze Störchlein lugten sie über den Grund und schossen mit jachen Sätzen ins Gras nieder, aber sie fingen nicht Frösche zur Fastenspeise, sondern rauften rote Strandnelken und weißen Klee. Insonderheit auf das glückbringende Vierblatt hatten sie ihr Augenmerk und Absehen.

Meinert wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und hielt in der Hand ein ganzes Bündel des viel begehrten Kleeblatts. Er hatte wohl die schärfsten Augen und die flinksten Finger.

Geringe Ursach' gebieret den Neid. Scheel sahen die Kameraden nach seinem Strauße, und einer sagte: „Du bist ein Glückskind, und weil du auch ein Alleswisser bist, wird dich der Domherr dereinst zum Priester machen."

Gern und sogar mit leuchtenden Augen hörte der Knabe den Spott, denn der Traum seiner ambitio war, ein Geweihter zu werden.

Doch Dirk meinte: „Nein, er ist schon ein Barfüßer, und aus ihm wird nichts als ein Franziskanermönchlein."

Und Manne stieß mit dem Ellbogen ihn kräftig in die Rippen. „Du Gesalbter, gib mir Absolution für die Sünde, die ich begehen will!"

Ein haschender Griff — und der Schnapphahn hatte ihm drei seiner Vierblätter entrissen.

Paulinus sammelte seine Herde um sich und fragte: „Was sagt der weiße Klee dem Ackerbauer?" Und er selbst gab die Antwort: „Der sagt dem Menschen: Komm, denn das Watt ist reif, komm mit deinem Spaten und schließ es durch den Deich ein, damit der Pflug schneide und der Säemann säe!"

Die Schar wanderte über das deichreife Vorland, und die Gräser wechselten, je weiter sie kamen.

Paulinus gab anschauliche Belehrung und zeigte den Knaben, wo die dichte, saftig grüne Grasnarbe aufhörte und andre Salzpflanzen vereinzelter wuchsen.

Einen silberweißen Strandwermut pflückend, sprach er: „Diese Blume beweist, daß hier die alltägliche Herrschaft des Meeres zu Ende ist . . . sonst könnte sie nicht blühen."

Eine Strecke weiter fragte er, auf eine Pflanze zeigend, die das ganze Watt bedeckte: „Wer ist denn dieser fleischige Geselle?"

Lachend riefen die Knaben: „Es ist der Queller, der mit seinen dick aufgeblähten Grasästen den Schlick auffängt."

Paulinus riß einen Queller aus. „Er ist ein kleiner schmutziggrauer, aber unentbehrlicher Diener im Haushalte unserer Wattenwelt. Treu hält er mit seinen Grasarmen die von der Flut herangespülte Erde fest, bis sie während der Ebbe trocknet und als Staub zur Erde fällt, also mehr und mählich den Boden erhöhend. Der unscheinbare Geselle schafft friesisches Neuland in hundert Jahren."

Ehrerbietig betrachteten die Kinder das Pflänzlein.

Hinter dem Reiche des Quellers verschrumpfte das Pflanzenleben zu einer grünlichen Kruste, die aus feinen Fäden ge-

woben schien, und die er das blühende Watt nannte. Darüber hinaus war nichts als grauer, toter Schlick mit zahllosen Wassertümpeln, nichts als das rohe Watt und Reich der Muschel.

Alle zogen die Schuhe aus — bis auf Meinert, der es nicht konnte — und wateten barfüßig über den quietschenden Grund. Bald waren alle Wamstaschen mit Muscheln gefüllt, aber das eigroße Stück Bernstein, das Manne finden und dafür er vom Bäcker für ein ganzes Jahr im voraus Blafferts-kringel kaufen wollte, wurde nirgends gesehen.

Dirk haschte mit der bloßen Hand ein im Tümpel wohlig schwimmendes Fischlein.

Jedoch der Lehrer sprach: „Es ist zu klein für die Schmorpfanne . . . laß es des Lebens sich freuen, denn es muß in der Luft ersticken, gleichwie ein Mensch im Wasser stirbt."

Rückwärts nach den Dünen von Rungholt ging die Wanderung der Domschule. Vor einem tiefen Erdloch im Watt blieb der Vortrab der Knaben stehen, und die großen machten Miene, den kleinen Meinert hinabzustoßen. Der ließ sich durch den bösen Spaß nicht erschrecken, und als der Lehrer hinzutrat und sich, nicht ohne ein gewisses Lächeln, erkundigte, ob das Wasser diese tiefe Auskolkung gemacht, wußte Meinert allein ausführlich Rede zu stehen.

„Die Tulgräber haben hier ihren Torf gegraben, aus dessen gelaugter Asche das Salz gewonnen wird."

„Betrachtet jene Erdwand, wo sie mit dem Spaten nicht weiter konnten! Deutlich seht ihr noch, wie die schwarzbraunen Baumstämme schichtweise übereinander liegen. Woher die Bäume im Meerwatt?"

Alle machten ein dummes Gesicht. Nur Meinert setzte schlaue Miene auf und sagte: „Es muß hier einmal Wald gewesen sein."

„Das war ein logischer Schluß, mein Sohn," nickte der Lehrer wohlwollend. „Wie von dem Schlage einer Riesenaxt

gefällt, sind alle Bäume von Südwesten nach Nordosten hingestürzt! Urwälder der Birke und Esche wuchsen und grünten hier und dachten nicht ans Sterben. Da nahm der Ewige das entsetzliche Meergebrause wie ein Beil in die Hand ... in jener Weltuntergangsnacht der cimbrischen Flut, als die Landenge durchbrach, wurden alle diese Wälder erschlagen ... das war ein Krachen und ein Kahlhieb sondergleichen."

Die Sonne war am Sinken. Ein Mann, der einen langen Schlagschatten warf, kam von draußen und trug ein Handnetz und einen Binsenkorb. Meinert, der den Wattenfischer kannte, lief ihm grüßend entgegen und lugte dreistneugierig in den Korb hinein.

„Nichts!" brummte der Mann und drückte derb den Kopf des Knaben, „nichts als kleine Krabben und drei magere Schollen!"

„Und Austern! Ah! Wo hast du die Austern her? Hm, hm!" ... drohte der kleine Schelm mit dem Finger; denn die Bänke waren nicht Gemeingut, sondern gehörten dem Rat.

Der Fischer schmunzelte. „Es sind nur ein paar Streuaustern, die sich von ihrer Bank verirrt ... und denen ich den rechten Weg in Maikes Topf weisen will."

Paulinus hatte den Schlickläufer immer aufmerksamer betrachtet. Der war, wie ein gewöhnlicher Wattenfischer, barfüßig, unsauber vom Schlamm und in grobes Linnen gekleidet und doch in seiner ganzen Erscheinung ein merkwürdiger und ungemeiner Mann. Eine schlanke, aber breitschultrige Gestalt, ein blondgelockter, doch von der Sonne tief gebräunter Kopf, zwei dunkle Augen voll Leben und Feuer, aber auch voll von düstrem Trotz, ein gutmütiges Schmunzeln und eine barsche Stimme — kurz, eine Vereinigung von Gegensätzen war das Merkwürdige an ihm.

Hastig trat Paulinus auf ihn zu. „Wenn das nicht Kurt Widerich ist, der als Knabe mit mir spielte und sich

balgte und den Rücken mir bläute, dann kenne ich kein Menschengesicht mehr."

„Ja," nickte jener verdrossen, „ich habe trotz der schwarzen Federn das Rungholter Entenküchlein erkannt . . . du bist Paulinus Frisius, und das Schneiderlein ist ein hoher und geistlicher Herr geworden."

Die Gestalt des Vikars reckte sich ein wenig. „Es möchte vielleicht ungeziemend sein, einen Geweihten mit du anzureden . . ."

Scharf wurde die schüchterne Rede von dem mürrischen Munde abgeschnitten. „Weit und breit ist das Watt . . . darum wähle eine der vier Windrichtungen, du dreimal Gesalbter des Herrn!"

Paulinus machte ein unglückliches Gesicht. „Ich habe nur die erste Weihe erhalten. . ."

„So laß mich meine eigne See segeln, du einmal Gesalbter!" Der Fischer stapfte mit langen Schritten von dannen.

Aber der Priester lief ihm nach und schob seinen Arm unter den des andern. „Nicht also soll der Gruß der Spielgenossen sein nach so vielen Jahren."

Ein barsches Gebrumm! „Rühre mich nicht an, ein Reiner und Gerechter beschmutzt sich an dem Schlick, der mich bespritzt hat."

Die Knaben schweiften voran und hinterdrein.

Paulinus ließ den Arm nicht los, sondern bat: „Kurt, sage du zu mir, denn wir waren und sind Gefreunde!"

Ein gutmütiges Lächeln erhellte das sonnenbraune Gesicht, in welches der Priester lange hineinsah.

„Kurt, ich lese in deinem Antlitz: Das Leben hat dir Leid gebracht!"

Das Lächeln wurde zum Zucken der Bitternis. „Wer zum Leide geboren und erzogen ist, dem wird es zeitlebens anhänglich wie ein böses Eheweib. Man möcht' die Scheidung und kann nach Gottes Willen nicht mehr los davon." Er

lachte hart. „Du weißt, mein Vater blieb im Nebel auf den Watten und fand im Schlicke irgendwo sein Grab, als ich ein dreijähriges Büblein war. Vier Jahre siechte meine Mutter dahin, verkaufte ihr Gehäus und dann Stück für Stück ihr Gelump an den Schacherjuden, mußte in ihrer Not, um meines Hungers willen, ein Darlehen von dem Ratsherrn Fedder Heikens erbetteln und mich, das Kind, als Bürgen verpfänden und starb in groß Jammer und Elend. Kraft des Gesetzes der Notwendigkeit mußte es mir übel ergehen; denn das Saugfüllen, das die Mutter verliert, verkümmert und verkrüppelt und wird nimmer ein rechter Renner."

Ergriffen brach Paulinus in die Worte aus: „O nunquam comprehensa lex necessitatis!"

„Was heißt das, du Scholastikus?"

„Kein Sterblicher erfaßt das Gesetz der Notwendigkeit." Mit einem Trostlächeln wurde hinzugefügt: „Doch, o Kurte, du kannst just nicht über einen krüppelhaften Korpus dich beklagen."

„Dennoch, obwohl ich Feuer und Kraft dazu in mir spüre, kann ich ein rechter Renner und Stürmer nicht werden, denn mit ihren Schranken versperren sie mir die Bahn."

Paulinus setzte eine pastorale Miene auf. „Semper in aliqua re gratiam debemus."

„Bleib mir mit deinem verflixten Latein vom Leibe!"

„Auf friesisch: Immer müssen wir Menschen für etwas danken. Als du an den Mindestfordernden verdungen wurdest, kamst du in Maikes Haus und Obhut . . . sie hat recht und redlich wie eine Mutter dich gehalten und dich erzogen."

Die barsche Stimme wurde weich. „Ja, Maike war immer eine rauhe und redliche, rechte und gute Mutter . . . wenn auch der junge Kuckuck, den sie in ihr Deichschwalbennest nahm, niemals bei ihr satt geworden ist. In meinem zehnten Jahre — weißt du noch? Als ich von dir mit einem Rippenstoße, um mein Weinen zu verbergen, Abschied nahm . . . zehnjährig mußte ich um des Immer-

hungers willen einen Dienst mir suchen und kam als Schafhüterbub zu dem Priester in Uttermark. Daselbst erhielt ich die Taufe der halb unehrlichen Leute, denn die Dorfbuben schrien mir das Sprüchlein nach: Schäfer und Schinder Geschwisterkinder! Und ich geriet auch gar bald in die Traufe. Wenn ich einen verbläute, verklagte sein Vater mich beim Priester, und mein Rücken mußte die Mannbuße zahlen."

Der alles zum besten kehren wollte, sprach: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen und gut essen . . . du bist satt geworden."

Kurt zuckte spöttisch die Achseln. „Je mehr der Mensch hat, um so mehr will sein Hunger. Ich sah die gebackenen Hühnlein und die geräucherten Aale, die der Hochwürdige verzehrte, und hatte starkes Gelüst nach einem solchen Priestergericht. Die Hauswirtin aber versprach es mir, wenn ich den Iltis tötete, der unter dem Geflügel zur Nachtzeit mordete."

Der Lehrer sah nach seinem Häuflein sich um und lockte mit einem Pfiff die Verstreuten in seine Nähe. „Wie gelang die Iltisjagd?"

„Auch sie mußte kraft des Gesetzes der Notwendigkeit zum Übel mir geraten." Kurt Widerich erzählte von der Jagd breit und behaglich: „Umsonst stellte ich dem Räuber mit einer Falle nach . . . bis ich frühmorgens sah, wo der Schwanz des Schlauen verschwand. Unter dem hölzernen Glockenturm der Kirche hatte der Iltis seinen Bau, und ich beschloß, ihn auszuräuchern. Glimmende Torfkohlen schob ich in das eine Loch und legte dürres Reisig davor und setzte mich an den entgegengesetzten Ausgang des Baus listig auf die Lauer, die eiserne Feuerzange in der mörderischen Hand. Immer dickerer Qualm stieg mir in die Nase, daß ich niesen mußte und fröhlich dachte: Es räuchert gut . . . heraus muß der Iltis. Endlich, als mir bereits die Augen tränten, kam er heraus, und — wups! — zerschmetterte ich ihm die schnobernde Schnauze. Triumphierend hielt ich die Beute am

Schwänzlein hoch und lief nach dem Hofe . . . die Hauswirtin kam mir entgegengerannt, jedoch merkwürdig unbekleidet und den Rock über die nackten Schultern gestülpt . . . und hinter ihr lief der dicke Priester, barfüßig, wie er aus dem Bett gesprungen, und einen Eimer in der Hand. Ich hab', ich hab' ihn! schrie ich, am Schwanze die Beute baumelnd. Wups! — da hatte ich's, nämlich eine schallende Ohrschelle, daß mir Hören und Sehen verging und ich heulend in die Küche floh."

Paulinus lächelte in die Luft. „Du hattest Feuer an den Glockenturm gelegt?"

„Ja, ich sah aus dem Fenster, daß der Holzturm in hellem Brande stand, und sie liefen und löschten mit ihren Eimern. Als es nur noch schwelte, kamen Priester und Hauswirtin in den Hof, und mir schwante, daß nach der Iltisjagd die Menschenjagd auf mich beginnen solle. Darum sprang ich durchs Fensterloch in den Krautgarten, und die Philister waren hinter mir. Wie der dicke Priester die Beine auswarf! Beinahe hätte er mich beim Schopfe erwischt . . . und wehe, vor mir war der hohe Rohrzaun, an dem die Bienenkörbe standen. Die Not macht erfinderisch, ich packte einen Bienenkorb und schleuderte ihn mitten unter meine Verfolger . . . ein fürchterliches Gesumme entstand, ein Gebrüll der fliehenden Philister . . . ich aber hatte das Wams über die Ohren gezogen und den Zaun überklettert."

Der junge Priester mußte aus vollem Halse lachen. „Auch über Simson, der die Schwänze der Füchse zusammenband, kamen zuletzt die Philister. Ei, das war ein arger Streich, der Prügel dir eintragen mußte."

„Sie sind mir auch weidlich zuteil geworden. Ich entlief nach dem hohen Moore von Uttermark, aber Knecht und Magd waren auf meine Fährte gesandt, um mich einzufangen. Hinter einem Torfhaufen versteckt, duckte ich mich ins Riedgras und sah, wie der lange Hans die lange Nase in die Luft steckte und über die Torfgräben die Storchbeine spreizte. Die beiden mochten bis zum jüngsten Tage auf dem meilenweiten

3*

Moore suchen, und mir ward ruhig und lachhaft im Gemüt, so daß ich mich aufs Ohr legte, um den Morgenschlummer nachzuholen. Aber ein Kiebitz flog auf und umkreiste meinen Torfhaufen mit seinem unverschämten Geschrei: Ki—wit, Ki—wit! Ich bat ihn bei allen Heiligen, einen armen Schafhüterbub und verunglückten Iltisjäger nicht zu verraten. Um so toller krächzte das Ungeheuer: Fit—fit, fit—fit! als wolle es mich verhöhnen. In meinem Zorn schleuderte ich einen Torfsoden nach ihm. Da schrie der Teufelsvogel wie besessen über das Moor: De Dieb, de Dieb! Und das Judasgetier verriet mich meinen Feinden. Der storchbeinige Hans stapfte heran, steckte lachend die Nase über den Torfhaufen, als wolle er mich aufspießen, und langte mich bei den Haaren heraus."

„U—uh!" Kurt schüttelte sich und rieb sich mit der Netzstange den Rücken, als jucke er ihm noch von der damals aufgestrichenen Salbe.

Paulinus lächelte mitleidig. „Den armen Delinquenten schleppten sie vor das hohe geistliche Gericht?"

„Ja, die Hauswirtin war das höchste und schlimmste Gericht. Sie hatte in dem aufgeschwollenen Gesicht keine Augen mehr, tastete nach mir und riß mir die meisten Haare aus. Der Hochwürdige, der den Ochsenziemer hielt, hatte ein völlig verstochenes und ein verkniffenes Auge, schielte satanisch und schrie: ‚Du Brandstifter, du Brandstifter!' Fürchterlich, mörderisch, blutrünstig ist der Brandstifter gestäupt worden. Auf allen Vieren kroch ich aus dem Hofe und humpelte wie ein zerschlagener Hund zu meiner Pflegemutter Maike."

Kurt ballte die Faust gen Norden, wo Uttermark lag. „Dem Priester zahle ich es heim . . . aber lachen muß ich noch jetzt über die verstochenen Gesichter."

Der junge Vikar machte die pastorale Miene. „Die retaliatio, die Wiedervergeltung, ist Gottes allein. Auch geschah dir nicht unrecht, denn du warst ein arger Schelm, der wie ein Pfarrherr schlemmen wollte."

„Sage lieber: Selig sind, die schuldlos leiden!“

„Nein, du bist ein geborener Unband. Schon dazumal, als wir wechselweise spielten und balgten, verlocktest du mich zu losen Streichen, und insgemein mußte ich die eingebrühte Suppe auseſſen. Nach deinem Uttermarker Auszuge hast du wiederum der alten Frau auf Kost und Keller gelegen?“

„Das kaum, sintemal ein Keller nicht vorhanden war und auch die Kost sehr schmal gewesen.“

„Als Knabe war immer dein Vorhaben, zur See zu fahren und alle Abend- und Morgenländer zu bereisen.“

„Ich blieb auf dem Sande sitzen, und das ist also gekommen.“ Kurt pfiff durch die Lippen und sprach mit gezwungenem Gleichmut: „Eines Tages betrat der Ratsherr Fedder Heikens unsre Kotte und betrachtete mich, der ich ein strammer Bursch war, vom Scheitel bis zur Sohle, gleichwie der Roßkamm ein starkknochiges und breitbrüstiges Füllen mustert.“

„Er wollte dich kaufen, d. i. in seinen Dienst nehmen?“

„Nein, er hatte mich schon als Sechsjahrkind gekauft und zeigte mir den Kaufbrief. Sechs lötige Mark Silber hatte meine Mutter schillingsweise von ihm als Darlehen erhalten und dafür mich, wenn ich zum Arbeitspferd herangewachsen sei, als Bürgen verpfändet. Laut des Schuldbriefs sollte ich ihm sechs Jahre lang für die Kost dienen. Der Ratsherr sagte mir, daß er aus purer Wohltat und Antrieb des guten Herzens sein Darlehen gegeben, sintemal ich an den Pocken oder dem Fließ oder einer andern Krankheit hätte sterben können, und er setzte hinzu, daß, wenn ich zur Zufriedenheit arbeitete, alljährlich am Neujahrstage ein schlechtes Gewand und ein Paar neue Stiefel dazugelegt würden.“

„Wie ist es dir im Hause des reichen Kaufherrn ergangen?“

„Ich wurde vom Herrn und Hausmeister, von Kaufgesellen und Schreiberknechten mit Fäusten, und was immer

sie zur Hand hatten, geklopft und gebürstet, als wären sie Gerberknechte und mein Rücken eine Kuhhaut."

Paulinus hatte ein zweifelhaftes Gesicht. „Ich denke, der mußte wohl büßen, was dein Mund verbrach."

Kurt lächelte schmierig. „Nein, um meiner Ehrlichkeit willen mußte ich leiden. Zwar erhielt ich satt zu essen, weil Isa mir manchen Bissen zusteckte . . ."

„Wer ist Isa?"

„Sie ist die Tochter eines argen Vaters und dennoch ein Engel des Herrn. Aus dem Blondköpfchen eines Kindes schauen neugierig-schüchtern zwei dunkelbraune Augen, die seltsam zu den blonden Locken stehen. Mensch! Es ist der Engel am Rungholter Markte, und Isa ist Isa."

Paulinus drückte den Arm, der den Binsenkorb trug. „Homo, homo! Besinne dich deiner! Du singest ja wie ein Minnesink auf dem schlammigen Watt. Was ist des Reichen Tochter dir, dem Schlickläufer und Sohn der Maike?"

Verdrossen wurde Kurt. „Ich bin so gut und noch viel besser als der Ratsherr, und alle Menschen sind gleich. Es ist ein himmelschreiender Pfaffenlug, daß sie erst im Grabe gleicher stinkender Moder sind, in dem Fegfeuer gleiche Höllenbraten oder im Himmel gleiche Seelen und Seraphsengel. Die Menschen müssen nicht nach der Rungholter Elle ihres Soll und Habens, sondern nach anderm Maße gewertet werden."

Hörbar schlugen zwei Hände zusammen. „O horror! Wer lehrte dich solche grund- und gottstürzenden Irrtümer?"

„Die Ketzer entsprangen meinem eigenen Kopfe."

Mild und belehrend redete Paulinus zu dem ungelehrten Fischer.

„Im Walde wächst junger Nachwuchs auf demselben Boden und unter demselben Tau und Sonnenschein, bald aber schießen in der Schonung einzelne Stämme über alle andern empor. Woher ist das? Es ist von der Natur und von Gott, daß Hohe und Niedrige, Reiche und Arme sein müssen.

Zwischen dir und Fedder Heikens Tochter ist eine Kluft."

„Ja, Ratsherren und Pfaffen haben eine Kluft gemacht zwischen Mensch und Mensch." Kurt biß die Lippen zusammen und schwieg und dachte an den Engel am Rungholter Markte.

Endlich versuchte Paulinus den Träumer durch erheiternde Fragen zu wecken. „Hast du etwa den löblichen Ratsherrn auch mit einem Bienenkorbe beworfen?"

Ein barsches „Nein"!

„Oder hast du die Neujahrsstiefel nicht pünktlich erhalten?"

„Ja . . . in dem sechsten Paar wurde ich aus dem Hause geworfen."

„So hast du die Schuld nicht abgetragen?"

Ein Satyrlächeln umspielte den verbissenen Mund. „Der Rest wurde mir in Gnaden erlassen, und das kam also. Im Dom entdeckte ich am Altarpfeiler, an einer Eisenkette hängend, die Rungholter Normalelle, nach der alle Ellen in dieser Stadt und Harde sich richten sollen. Flink nahm ich mit dem Faden ein Maß, legte es zu Hause an die Fedder Heikenschen Ellen und meldete erschrocken dem Hausmeister, daß alle unsre Ellen um drei Zoll eingeschrumpft seien. Am nächsten Morgen nahm Herr Fedder mich abseits in seine Schreibstube, und ich harrte des Lobes und Lohnes um meiner Obacht willen. Herr Fedder aber schaute sehr ernst drein, zerriß vor meinen Augen die Schuldschrift meiner Mutter mit dem Bemerken, daß er mir als einem scharfäugigen und schnellredenden Gesell das letzte Jahr meiner Dienstbarkeit schenke. Grob fügte er hinzu, ich könne gehen, wohin ich wolle, und vergaß, den Lehrbrief mir zu geben. Seitdem bin ich ein Schlickläufer und fange, was die Vorsehung ins Netz mir jagt."

Paulinus sprach bedächtig: „Es ist ein ehrliches Gewerbe, wenn man die Streuaustern lassen kann, und selig ist, der sich genügt."

Trotzig stieß Kurt die Netzstange in den Grund, daß der Schlamm spritzte. „Ich will mich nicht genügen lassen, sondern an die Tafel des Lebens, welche die Reichen besetzt halten, mit den Ellenbogen mich durchdrängen und meinen Teil an den Leckerschüsseln haben."

Freundlich schüttelte der Vikar den Kopf. „Noch immer quält der Immerhunger den Nimmersatt?"

„Es ist ein andrer, ein Heißhunger in mir nach Licht und Liebe . . . ich bin unruhig und muß heraus aus dieser toten Enge, kurz, ich muß leben."

Paulinus Augen waren voll Erbarmen. „Ach, könnte ich dich satt machen, mein Freund! Was ist dein Hunger und Begehr?"

Aus dem höchsten Ton fiel Kurts Stimme plötzlich in den tiefen und leisen der vertraulichen Flüsterrede. „Mein Hunger ist, alle Tage im Hause des Ratsherrn zu dienen."

Laut schlugen zwei Hände zusammen. „Im Hause, wo alle dich geschlagen haben?"

In einem Feuerausbruch seiner Gefühle stieß der Fischer die unbedachten Worte hervor: „Muß ich nicht Isa sehen, um zu leben? Ihr Anblick ist mir Licht und Luft."

Vor solcher Leidenschaft bekreuzigte sich der Priester mit pastoralem Schreck.

„O mala malorum! Das Weib ist die Wurzel vieler Übel."

Ein hartes Auflachen. „Ja, so lehrt der Priester öffentlich und liebt insgeheim seine Hauswirtin."

Da wurde der Vikar sehr heftig. „Schweige, du gotteslästerlicher Gesell, wenn wir Freunde bleiben sollen!"

Und sie schwiegen eine lange Zeit.

Über den Deich und nach den Rungholter Dünen hinüber führte ihr Weg. Von den äußersten Sandbänken her drang ein Rauschen ans Ohr und kündigte das Kommen der Flut.

Paulinus sammelte seine verstreute Herde um sich, und alle betraten das — soweit das Meer hinaufwusch — weiß

schimmernde und, wo die Strandgräser wuchsen, graugrüne Dünengebirge. Hier baten die Knaben um die Erlaubnis, nach Möweneiern zu suchen, mit dem schlauen und ehrlichen Versprechen, dem Lehrer den Eierzehnten zu bringen. Es bedurfte dessen nicht, denn gern und mit guten Ermahnungen entließ er die Schüler.

Freundlich wandte er sich an Kurt. „Ich will mit dir zur Maike, welche meiner Mutter eine Trösterin gewesen . . . die lang versäumte Pflicht drängt mich jetzt, ihr dankbar die Hand zu drücken."

Selbander schritten sie durch die Dünen, deren weißgrüne Gipfel die Abendsonne vergoldete. Ein merkwürdiges und vielhügeliges Sandgebirge mit tiefen Talkesseln, spitzen Pyramiden und flachen Höhen! Die geflügelten Bewohner desselben, die Möwen, Alken und Seeschwalben hatten sich zur Ruhe gesetzt, nur ein einsamer Vogel schrie. Über den Weg huschte ein Dünenhäschen und in seine Erdhöhle hinein.

Der Fischer blickte dem Tiere mit boshafter Lust nach und sprach: „Wartet nur, ihr feisten Rats- und Domherren, diese kleinen Nager und Wühler werden Rungholts goldnen Saum zerstören."

Paulinus wußte auch von den Kaninchen Gutes zu reden. „Sie sind zwar ein Übel, weil sie den Sandwall durchgraben, und doch ein Segen und das Wildbret des armen Mannes."

An einem Felde, das von Walfischknochen eingezäunt war, kamen die Wanderer vorüber und entblößten tiefernst das Haupt. Es war ein Acker Gottes und der Toten, die aus dem Dünendorfe herausgetragen wurden, um hier von ihrer armen und mühseligen Erdenwallfahrt auszuschlafen. Auf den versandeten, gras- und blumenleeren Grabhügeln hatten die Überlebenden aus zwei Stücken Strandholz oder aus zwei Walfischknochen ein Kreuz zusammengeschlagen. So war Tiergebein den Gebeinen der Menschen als Denkmal gesetzt.

Schwermütig strich der Abendwind wie ein leises Pfeifen durch die Schluchten. Die langen Dünenhalme regten sich, und ihre herabhängenden Spitzen schleiften im Sande.

In einem gewundenen Tal der Ostdünen lag die Armenstadt von Rungholt. Regellos verstreut waren die Hütten und klebten meist wie unförmliche Holznester der Menschen an den Sandwällen.

Maikes Hütte, ein sonderbar schiefes und rundbauchiges Gebäu, ähnelte einer gescheiterten Schute, die mit einem Dache versehen worden. Merkwürdig und doch kein Wunder! Aus aufgelesenen Rippen und Rundhölzern von Schiffen nämlich war das Häuslein gebaut, und die Dachsparren hatten einst als Rahen und Stengen Dienst getan. Die Türpfosten waren weiße Walfischrippen und die Fensterlöchlein nur eine mit Blasenhaut bezogene Scheibe.

„Ist Maike noch gesund und rüstig?" fragte Paulinus.

Der Fischer schnitt eine Grimasse. „Rüstig? Maike trägt ihre zwei Zentner von hier nach Rungholt."

Tief bückten sich die Besucher und traten über die Schwelle. Viel größer war der Raum, als man von außen wähnte, und in der dämmernden Düsternis saß ein Weib, das aus den langen Dünenhalmen Stricke drehte. Als es sich erhob und den Fensterladen aufstieß, um mit dem scheidenden Taglicht den einen Ankömmling zu beleuchten, sah man die für eine Frau riesige Größe und Schulterbreite der Gestalt, die eine Schaffelljacke und ein Rock aus Sacklinnen bedeckte.

Der Gruß wurde gewechselt. „Gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit, Amen!"

Das robuste Mannweib hatte ein braun gebeiztes, knorrig gefurchtes Gesicht und eine tiefe Baßstimme. Als Maike das Priesterkleid erkannte, senkte sie den haarstruppigen Kopf, einen Segen erwartend.

Dieser Geweihte jedoch legte die Hände um ihre vierschrötigen und wagerechten Schultern und drückte das Mannweib an seine Brust.

Böslich brummte der Baß: „Hochwürdiger, das ist für einen Geistlichen ein schlechter Scherz . . . ich lasse nur von

Laien und schlechten Leuten mich foppen . . . wenn Ihr Euch aber mit mir fassen wollt, werdet Ihr den kürzeren ziehen."

Plötzlich starrte sie dem Fremdling ins Gesicht und brach in ein Geschrei aus. „Du bist Paulinus, der Paula Sohn, den ich auf meinem Schoße geschaukelt . . . und du . . . und Ihr ein Geweihter?"

„Was soll das Ihr und Euer zwischen mir und meiner Maike, die wie eine alte und gute Muhme mir ist? Wohlab damit!"

Die Redliche wurde gerührt und wischte sich über die barkigen Backen.

„Wenn Paula das noch erlebt hätte, daß Ihr Sohn ein Priester worden."

Der Vikar träumte von trauriger Kindheit und sagte leise, wie zu sich selber: „Ich weiß noch, wie sie mich als zehnjährig Büblein herzte, wenn sie heimkam. Mein Mütterchen war so blaß und zart und ging doch alle Morgen vor Tag nach Rungholt."

„Dort wusch sie in den Häusern der Reichen."

Seine Stimme zitterte. „Nachts litt sie an dem quälenden Husten, und eines Morgens stürzte das rote Blut aus ihrem Munde . . . dann schlief und schlief sie in den hellen Tag hinein, und ich vermochte nicht sie wachzurütteln . . . meine Mutter war tot."

Nach einem langen Schweigen, wo seine Seele weinte, sprach er plötzlich: „Aber sag' mir, Maike, wann ist mein Vater gestorben?"

„Dein Vater . . .?" stammelte sie unwirsch und wandte sich schnell an Kurt. „Wenn du zur Nacht noch deinen Brei haben willst, mußt du flink an den Strand laufen und Holz mir lesen."

„Wir essen Austern zur Nacht," sprach er und ging.

Der Zeuge, den sie nicht wollte, hatte sich entfernt, und sie zeigte nach dem Winkel, in dem ein Holzverschlag und eine Bettstatt war. „Hier bist du geboren, Paulinus . . .

deine Mutter war ein feines, junges und schmuckes Ding und lächelte trotz ihrer furchtbaren Schmerzen, als sie dich in den Armen hielt, und lächelte trotz . . . trotzdem . . ."

„Besaß mein Vater diese Hütte, bevor du sie erwarbst?" fragte er ahnungslos.

„Du hast keinen Vater," platzte Maike heraus und biß den großen Mund fest zu, um das Schluchzen zu verkneifen.

„Keinen Vater?" Ungläubig sah er sie an. „Bin ich doch Frisius nach ihm geheißen worden!"

„Nein, du bist nach deiner Mutter Paula Paulinus getauft und darum Frisius genannt worden, weil du doch einen Namen haben mußtest und ein Sohn deines Volkes und ein Friese seiest. Der kluge Taufpriester erfand den Namen."

Als wie erstarrend verstummte Paulinus und blickte in den finstern Herdwinkel und blickte hinter sich in den dunklen Abgrund seiner Vergangenheit.

Keinen Vater!

Endlich rangen sich die angstvollen Worte von seinem pochenden Herzen:

„Und niemand weiß, wer mein Vater?"

Maike wich aus. „Deine Mutter hat es gewußt."

„Und dir und mir es nicht gesagt?" Groß und gespannt standen seine Augen vor ihr.

Zum zweiten Male wich Maike aus und wandte sich dem Herde zu, die Kohlen der Asche mit dem Eisen anschürend und mit den Backen anblasend.

Er trat mit einem langen Schritt heran und legte die Hand fest auf ihre Schulter. „Maike, wer ist mein Vater?"

„Ich . . . weiß es . . . nicht."

Das Mannweib war feuerrot im Gesicht — vielleicht vom Bücken und Blasen. Oder hatte die Redliche, welche Lugrede haßte, gelogen?

Die Tür klinkte, und der Eintritt eines neuen Gastes befreite Maike aus einem peinlich verworrenen Zustand ihres Gemüts.

Ein dünnes, aber springlebendiges Fünffußmännchen mit einem kleinen, bläßlich schmalen Gesicht und einer spitzen Nase wischte unhörbar und flink wie ein Wiesel ins Zimmer. Es hatte zwei helle und aufgeweckte Augen, die durch alle Winkel liefen.

Maike grüßte aufatmend: „Gut, daß du kommst, Weber Nomme! Kennst du den kleinen Sohn der Paula, welcher ein großer Geistlicher geworden?"

„Nur ein armer Domvikar mit sechzehn Mark Salarium," verbesserte Paulinus.

Das quecksilbrige Kerlchen stand ganz still und staunend vor dem Priester. „Ich habe Paula nicht gekannt, weil ich erst im bösen Hungerwinter Haus und Zunft in Rungholt verlor und nach dem Dünendorfe verziehen mußte. Aber ich kenne den Priester Paulinus, der meinen Sohn umsonst in die Domschule genommen."

Der Vikar errötete und lächelte. „Meinert ist ein lernbegieriger und lernflinker Schüler, und ich darf wohl sagen, daß er bei der heutigen Schulvisitatio als bester bestanden hat."

Diese Lobworte versetzten den Vater in einen Zustand der sprachlosen Rührung.

Paulinus fuhr fort: „Der Knabe hat das Zeug zu einem Literatus, und ich möchte hoffen, daß der Domherr ihn dereinst auf Kosten der Stiftskasse nach Holland oder Deutschland auf die hohe Schule schicken wird."

„Auf die hohe Schule!" Der Weber wurde närrisch vor Freude, sprang auf den kurzen Beinchen wie ein Hampelmann in die Höhe und steckte die spitze Nase dem langen Vikar unter das Kinn. „Der Herr Christus, der Gott und Herr der Armen, lohne Euch, was Ihr aus lautrer Liebe und ohne Lohn für mich und mein Kind getan habt und tut!"

Die eingesunkene Brust des schmächtigen Weberleibes hatte eine erstaunlich kräftige Stimme.

Kurt kehrte mit einem Armvoll Strandholz zurück und legte leise die Scheite kreuzweise über die Kohlen. Er fachte

zunächst das Feuer an, um sein Essen besorgt. Dann foppte er den Weber.

„Nomme, du schreist ja, daß ich dich hinter der Düne hörte und befürchtete, du seiest mit Maike ins Raufen geraten."

„Nein, ich danke meinem Gott," lautete die demütige Antwort.

„Hm, hm," machte der Schelm, „noch immer lobst du Gott und alle Heiligen für das Schweinchen, das du im Stalle hast? Du könntest endlich dafür ausgedankt haben."

„Das Ferkel ist meine Freude, und ich hab' es mit sechs Ellen Gespinst sauer verdient."

„Verdient? Hm, hm!" Kurt räusperte sich und trällerte:

„Der Leinweber schlachtet alle Jahre zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen und das andre nicht sein."

Maike schalt: „Nomme ist ein ehrlicher Mann . . . sei still, du Lästerhals!"

„Ehrlich? Hm, hm! Die Leinweber sollen nach Rungholter Recht den Galgen zimmern."

„Und dich werden sie noch daran aufhängen!" Das Mannweib versetzte dem Spötter einen mannhaften Schlag. „Was brüstest du dich, du boshafter und anrüchiger Bock? Bist selbst mehr als halb unehrlich, seitdem du die Schafe gehütet und den Glockenturm in Brand gesetzt hast."

Gelassen hängte Kurt den Kessel in die Eisenkette und fragte: „Mutter, willst du noch freien? Der Weber ist Witmann."

„Friede!" sprach eine sanfte Stimme. „Friede sei mit Euch allen! Ich muß jetzt gehen."

Wie ein Kreisel schnurrte der Weber herum und hielt den Priester an einem Gewandknopfe fest. „Etliche hier im Dünendorfe Rungholts — und leider nur die wenigsten noch — kommen an Mondabenden zuweilen in Maikes Haus zusammen, um miteinander eine kurze Abendsprach zu halten."

„Ei, was ist das für eine Zunft?" fragte Paulinus.

„Eine Zunft der leiblich und geistlich Armen."

„Und was treibt Ihr?"

„Wir treiben gute und nützliche Dinge. Ich habe ein Stück der Heiligen Schrift in deutscher Sprache, auf Pergament geschrieben, und auch das gottesfürchtige Büchlein eines Straßburger Mönches. Daraus lese ich ein Stücklein vor, und wir bewegen und bereden das Gehörte."

„Das Bewegen und Reden macht der Weber allein," warf Kurt dazwischen.

Der Spott blieb unbeachtet, und Nomme fragte: „Wollt Ihr nicht einmal an unserer Abendsprach teilnehmen?"

„Es scheint eine feine Gilde Gottes, in die ich mich wohl aufnehmen lassen will."

„Und das Eintrittsgeld der Gilde ist gratis und ganz umsonst."

Der Vikar grüßte herzlich und ging.

Draußen auf der Dünenhöhe war noch helle Mittsommernacht-Dämmerung und am Westhimmel ein prächtig leuchtendes Abendrot. Kleine rote Wölkchen segelten am hellblauen Himmel hin, und ein rötlicher Dämmerschein verklärte die graufahlen Dünen.

Paulinus war allein in der schlafenden Sandöde und schritt langsam, denn viele schwere Gedanken gaben ihm das Geleit. Er wehrte ab und wollte sie nicht, mußte sie aber mitschleppen und ihr trauriges Geschwätz anhören.

Neben ihm tauchte Kurts grundstürzender Wahn auf: Die Menschen müssen mit einer andern als der Rungholter Elle gemessen und nach neuem Maßstab gewertet werden. Warum sind reich und arm, ehrlich und unehrlich? Soll das sein? Und ist dieser Zwiespalt von Gott? Wehe mir, auch ich bin unehrlich geboren und habe keinen Vater. Zog und ziehet es mich darum zu den Allergeringsten, den Armen und Gedrückten unter den Menschenkindern, weil ich von ihrer Sippe und ihrem Blute bin?

Die Unehrlichste in ganz Rungholt, das Scharfrichterkind Oda, stand plötzlich vor ihm, und er sah sie mit den Augen

der Seele: Die Todesangst in allen Zügen des gehetzten Mägdleins, und dann der dankbare Aufblick ihrer dunklen Augen! O die fremdartig schwarzen Augen, die so kindlich ihn anschauten!

Warum muß die Unschuld Verfolgung, Schmach und Schläge erdulden von der blöd gesinnten, blind wie das Meer aufwütenden Menge? Ist das auch von Gott?

In seinem Kämmerchen über dem Schwale setzte sich Paulinus auf den harten Schemel. Auch hier wob Odas Gestalt, so wie sie über die holprige Gasse hinschwebte und ihm entschwand.

Er stieß die Gedanken von sich und den Fensterladen auf, und hinein drang des Vollmondes Schein. Nachdem er die Harfe von der Wand genommen, griff er in die Saiten. Die Töne, die seinen Fingern entströmten, waren wie der weiche, kühle Mondschein, der das Herz nicht warm, sondern sehnsüchtig und schmerzhaft macht.

Der junge Priester sprang empor und strich sich über das Haupt. Was ist das Neue und Unnennbare in meiner Brust, dafür ich keine Töne habe?

Bald gewann sein verständiger Sinn die Herrschaft über die Gefühle der Nacht, er nahm vom Bort den Tacitus, den er aus der Dombücherei entlehnt, und las eine volle Stunde lang darin.

Das war seine allabendliche Erholung.

Am Morgen ging sein Leben im gewohnten Geleise. Nach der Frühhore las er zwei Messen — eine unholde Arbeit ihm. Dann unterrichtete er sechs Stunden in der Schule des Schwals, und das war seine liebste Lust. Unter dem Lehren lernte er selber; und während er Weisheit streute, fand er immer gute Körnlein, die er für sich behielt und bewahrte.

Das Leben des Domschulvikars verlief im alten Geleise — und dennoch war ein Neues und Unnennbares hineingetreten.

Vierter Abschnitt.

Eine Morgen- und eine Abendsprach.

Im Domherrenhause war ein reich ausgestattetes Gemach, die Wände von Eichenholz getäfelt und die Tische und steifen Sessel von der Kunsthand des ersten Schnitzmeisters verziert. Lautlos versank der Fuß in weichen Teppichen, und durch das bunt bemalte Glas der Fenster fiel gedämpftes Licht. Bequeme Lesepulte und Armsessel und warme, fellbekleidete Lotterbänke standen umher.

Rings um die Täfelung des ganzen Zimmers aber zog sich ein geschnitztes Gewinde von christlich frommen Bibelsprüchen. Die Augen des Eintretenden fielen zur Rechten und Linken und lasen hüben: „Wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt!" und drüben: „Selig sind, die da geistlich arm sind!" Die Schleife des göttlichen Spruchkranzes aber bildete das Wort: „Der Herr widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade!"

Just unter dieser Schleife saß der Domherr Theodorus am Sommermorgen in einem kurzen Biberpelz, denn er litt am kalten Geblüt. Behaglich tunkte er die frischen Blaffertskringel in den warmen, süßen Würzwein, weil er gestern als am Freitage gefastet hatte und das erste Frühstück ihm mundete. Trotzdem er ehrlich mit fünf Mahlzeiten täglich sich plagte, wollte es ihm nicht gelingen, eine gewisse Wohlbeleibtheit zu erlangen, welche doch die Würde seines Amts zu erheischen schien.

Nach dem Frühimbiß hielt der weiße Theodorus seine übliche Morgensprach. Im Vorraum des großen Gemachs harrten viele Leute, welche der Reihe nach vorgelassen wurden. Die Schreiber mit ihren Schriftstücken, die Kleriker und Vikare mit ihren mannigfaltigen Anliegen kamen und gingen. Wer aber vom Famulus zurückgehalten und als letzter hineingelassen wurde, dem war nicht wohl, sondern delinquenten-

mäßig zumute, weil er wußte, daß ihm die längste Zeit gewidmet werden solle und eine Abkanzelung ihm bevorstand.

Auch der bischöfliche Offizial versparte sich das beste bis zuletzt, und die Geistlichen der Präpositur hatten einen ständigen Witz und sagten von dem letzten bei der Morgensprach: „Er soll das beneficium Polyphemi genießen und wie Ulixes zuletzt verspeist werden."

Paulinus war in die Sprechstunde bestellt worden und sah mit steigender Unruhe, daß das Vorgemach sich leerte und er der letzte sein werde. Endlich schob der Famulus ihn durch die Tür, und mit hochklopfendem Herzen verbeugte er sich tief.

Der Domherr blieb sitzen und grüßte durch keinerlei Gebärde. Sein Auge fixierte das Schlachtopfer seines Unmuts, seine Stimme war messerscharf. „Mein Vikar Paulinus! Ich habe an Euch zweierlei zu monieren, und die zweite Ausstellung ist eine Anklage, die i ch als Präpositus erheben muß. Zum ersten hat Ekke, des Ratsherrn Sohn, nichts in Eurer Schule gelernt. Das aber ist ein schlechter Lehrer, der nur die begabten Kinder fördert und die Schwachen, welche Mühe und Arbeit machen, zur Linken liegen läßt."

Der Vikar beugte das Haupt. „Ich bekenne, daß ich, gleichwie in allen Stücken, auch in meinem Lehramte sehr unvollkommen bin."

Trotz der Demut bewahrte der Domherr die eisige Richterstrenge. „Ich muß die peinliche Anklage erheben, daß Ihr zum andern des Henkers Tochter, ein unehrliches Weib, mit den Händen angefaßt, das heilige Gewand verunehrt und das hohe geistliche Amt bei dem Volke in üblen Ruf gebracht habt."

Paulinus war im Nu verwandelt. Der Schüchterne hob standhaft und mutig den Kopf. „Non peccavi. Ich habe in diesem Stück nicht gesündigt. Die Bedauernswerte war verfolgt und in Leibes- und Lebensnöten . . . es war meine Menschenpflicht, wider den rasenden Pöbelhaufen sie zu beschirmen."

Der weiße Theodorus erhob sich mit steiler Haltung. „Gehört Heike, des Ratsherrn Sohn, zum Pöbel?"

„Ja, wenn er ein wehrloses Weib schlägt."

Die scharfe Stimme wurde schreiend. „Mit dem Worte hättet Ihr Eure Menschenpflicht tun müssen . . . das sonst wohlgesittete Volk von Rungholt vermag ein Priester durch verständige Worte in Schranken zu halten. Ihr aber habt ihre üppige Gestalt betastet und Euch und Euer Amt unehrlich gemacht an ihr. Ich muß das geistliche Gericht wider Euch rufen."

In Standhaftigkeit und Stärke antwortete der Vikar: „Ich muß auf Gottes Gericht und Urteil mich berufen. Was würde Christus, unser Herr und Meister, welcher bei den Zöllnern saß und sich unrein machte, an meiner Statt getan haben? Würde er nicht das bedrängte Kind bei der Hand erfaßt und in die sichre Seitengasse geleitet haben? Wie der Herr, darf auch der Diener handeln."

Die kalten Grauaugen schienen aus ihren Tiefen hervorzutreten. Der weiße Theodorus wurde ganz blutlos im Gesicht, biß sich die Lippen und schwieg, brüstete sich und sann.

Endlich hatte seine Erregung sich gemäßigt, und sein breiter Mund sprach mit erzwungener Ruhe: „Ich will einmal vergeben und kein Gericht, sondern Gnade walten lassen. Ihr habt im unbesonnenen Affekt gehandelt, aber die Pön muß ich verhängen. Die Schule wird Euch genommen und einem andern Vikar übertragen." Über ein von Schmerz zuckendes Gesicht gingen die grauen Augen. „Fortan mögt Ihr die bestellten Seelenmessen lesen."

Paulinus fuhr unter dem unerwarteten Schlage zusammen, denn Messelesen war ihm die allerunliebsamste Arbeit, und stammelte: „Das mag drei oder vier Stunden erfordern . . . soll ich die übrige Tagzeit müßig gehen?"

Der Domherr sah sinnend über seine Nase hinweg und sagte: „Ihr habt ja einen Zug zu den armen Leuten und

armen Sündern. Die nicht privilegierten Armen Rungholts, die in ihrem falschen Stolz kein Bettlerzeichen nehmen wollten und dennoch die Stadt beschwerten, sind draußen im Dünendorfe untergebracht worden. Daselbst mögt Ihr fleißig Seelsorge treiben, damit sie nicht noch mehr verlottern, auch keine Irrlehre und Ketzerei unter ihnen aufkommt, sintemal ein Weber in den Häusern umherlaufen soll und ein aufrührerisches Wesen zu treiben scheint."

Paulinus wurde zum zweiten Male wie im Nu verwandelt, und der von seinem Vorgesetzten Gestrafte hatte ein so wohlgemutes Gesicht, daß sich der Famulus über die Gemütsruhe des Abgekanzelten baß verwunderte.

Stand nicht da drinnen im reichen Spruchkranze der Wand auch das Wort: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen? murmelte der Vikar.

Im Hausflur begegnete ihm der Ratsherr Fedder Heikens. Der erste von allen Laien Rungholts hatte ein knochenstarkes Gesicht, vorstehende Kinnbacken, eine zu große und zu gebogene Nase; auch waren die Züge fast unbeweglich und stählern der Glanz der wasserblauen Augen, die unter übermächtig gewölbten Brauen in ihren viel zu tiefen Höhlen wie auf der Lauer lagen. Es war ein pharaonisches Antlitz mit einem Munde, der gebieten mußte, aber auch ein klug kaufmännisches Gesicht, das infolge der Gewöhnung immer zu kalkulieren und zu rechnen schien.

Fedder Heikens machte ein leutseliges Geräusper. „Hm, hm, ich vernahm, daß Ihr die Schule aufgeben wollt?"

„Ich will nicht, ich soll es."

Ohne eine Miene zu verziehen, legte jener die große Hand auf die Schulter des Vikars. „Ich danke Euch für den guten Unterricht, den Ihr meinem Sohne Ekke erteilt habt ... wenn Ihr einmal ein Anliegen habt, kommt zu mir!"

War das wirkliche Güte oder nur Verstellung, die den Schein des Wohlwollens sich gab? Um die Mundwinkel nämlich zog ein leises Zwinkern.

Der arglose Paulinus bemerkte es nicht und sagte sehr schnell: „Ich habe stehenden Fußes eine Bitte, und wenn Ihr mir danken wollt, so könnt Ihr es. Nehmt Kurt Widerich wiederum in Euren Dienst!"

Die übermächtigen Brauen zogen sich zusammen. „Er ist ein vorlauter und naseweiser Gesell, aber was ein Heikens gesagt hat, das hat er gesagt. Um Euretwillen will ich ihn zu Gnaden annehmen ... auch ist er anstellig in Laden und Lager."

Paulinus wurde noch fröhlicher und ahnte nicht, daß arglistige Verstellung von treuherziger Unschuld geschlagen, ja gleichsam übers Ohr gehauen worden war. Auch kam ihm nicht der kluge Weltspruch in den Sinn: „Nicht alles, was gut gemeint ist, gedeihet zum Guten." — —

An dem warmen Sommerabend stand der Vollmond am Himmel, oft von fliegenden Wolken verhüllt. Ein Wanderer eilte durch die tiefstillen, bald hellen und bald dunklen Dünen, und alle Schatten regten und reckten sich gespensterhaft. Wie ein greinendes Kind schrie ein junger Seehund im Ufersande, das Schleifen der Dünenhalme klang wie schlurfende Schritte. Furchtlos ging der Mann den kürzesten Weg und durch das berüchtigte Spuktal.

Paulinus wollte sein Seelsorgeramt im Dünendorf antreten und an der Abendsprach in Maikes Hütte teilnehmen.

Die Tür stand angelweit offen, als wolle sie alle Wegfahrenden einladen, über ihre Schwelle zu treten. Auch drang der helle Schein der Mondleuchte ins Haus, und die Insassen liebten das Licht. Nicht nur auf dem Herde brannte das Feuer, sondern auch in den Winkeln der Wände flackerten Kienspäne. In Maikes Haus wurde keine Heimlichkeit getrieben.

Es war darin Raum genug und nur Mangel an Sitzgelegenheit. Die Frauen, einige mit dem Säugling im Arm, hatten die paar Stühle eingenommen und die Männer sich

zu helfen gewußt. Auf dem fertigen Haufen von Halmseilen, auf dem Tische und dem Herdrande hockten sie — lauter vornüber geneigte, verarbeitete Gestalten mit ernsten, von Wind und Wetter gehärteten Gesichtern. Zwei junge, noch sehnengeschmeidige Männer hatten sich auf dem bloßen Estrich niedergelassen, und der eine machte zur Belustigung des andern eine Schneiderhucke mit den Beinen. Der Spaßvogel war Kurt Widerich.

Über die Schwelle trat der neue Armenpriester, grüßte und wünschte Gottesfrieden.

Kurt sprang empor und sagte halb leise und doch sehr vorlaut: „Nach deinem tiefsinnigen Gesicht zu urteilen, mein Lieber, scheinst du nicht viel von deinem eignen Gottesfrieden zu haben."

Maikes tiefe Stimme klang bedrohlich: „Schweige, du Naseweis, oder ich schlage dich mit dem Breilöffel. Heute ist er nicht dein Gespiel, sondern der Priester und Geweihte, dem wir mit Ihr und aller Ehrerbietung begegnen sollen."

Paulinus blickte den Vorlauten freundlich an und lächelte schalkhaft. „Ich bin nicht traurig . . . und bringe dir große Freude . . . nun rate!"

„Man hat mir gewißlich das Aichamt in Rungholt gegeben, und ich soll Maß und Gewicht beaufsichtigen," meinte der Spötter.

„Das nicht! Mir begegnete Fedder Heikens, der Ratsherr . . ."

„Der Armeleuteschinder und scheinheilige Schuft ist eine böse Begegnung."

„Schäme dich und schelte ihn nicht! Du kannst morgen wieder in seinen Dienst treten . . . so hat er mir mit Hand und Mund gelobt."

Kurt stand einen Augenblick starr und machte dann einen Freudensatz, den Vikar am Arme packend. „Ist es möglich, wahr und wirklich?"

„Es ist wirklich wahr, wie aber bist du so plötzlich und sonderbar verwandelt worden in deinem Sinn, da du doch den Ratsherrn nicht zu sehen verträgst?"

„Nein, ich hasse ihn," lachte Kurt und setzte mit frivolem Übermut hinzu, „aber ich hasse nicht so hart wie Gott, noch suche ich die Sünde der Väter an den Kindern und Töchtern heim."

Unwillig kehrte der Vikar sich ab und redete mit den andern von ihrem Tun und Treiben, ihrer Arbeit und ihrem Erwerb, ihren Leiden und Freuden. Hatten die Bewohner des Dünendorfes auch Freuden? Ja, das waren ihre Kinder, und sie hatten derselben gar viel.

Immer öfter wurde die Frage laut: „Wo bleibt Nomme?"

Er war sonst stets der erste. Endlich kam der längst Erwartete, jedoch der lebhafte Weber schlich still und trübselig durch die Tür.

„Was ist Euch widerfahren?" fragte der Priester.

Nomme antwortete ergeben: „Ich will meinen Mund in den Staub stecken und schweigen."

„Nein, redet von Eurem Leid, damit unser Mitleid es mit Euch trage!"

„Weil ich meines einzigen Kindes mich überhob, hat mein Vater im Himmel mich heftig heimgesucht. Der neue Lehrer ist gestreng, aber nicht gegen alle. Durch harte Anrede hat er meinen Sohn verschüchtert, und als dieser blöde schwieg, ihn mit der Rute geschlagen, daß sein Rücken voll Striemen war. Immer wurde er gescholten und konnte darum nimmer rechte Antwort geben. Weil Meinert zuletzt vor Furcht die Lippen nicht zu öffnen wagte, ist er heute um seiner Verstockung willen aus der Domschule vertrieben worden. Ach, ich eitler Tor sah ihn bereits vor dem Altar die allerheiligste Hostie emporheben . . . und hin ist mein Traum, mein Traum."

Paulinus besann sich und sprach leise, als schäme er sich seiner Worte zu dem betrübten Weber: „Sendet ihn mir in meiner Mußezeit! Ich will ihn privatissime unterrichten. Meinert erlernt in zwei Stunden, was die andern Breiköpfe nicht in zwei vollen Schultagen verdauen."

Da wurde der Weber auch wie umgewandelt, aber in anderer Weise als Kurt. Er senkte eine Weile den Kopf und hatte wieder das helle Antlitz.

Die schmalen Finger zitterten noch, als er das Bruchstück der Bibel, das er besaß, hervorzog. Doch die eingesunkene Brust hob sich, und mit seiner klaren, klangreichen Stimme las er ein paar Abschnitte. Zunächst das Stück von der Liebe, die langmütig ist und nicht eifert!

Gern hörte der Priester, was er in der lateinischen Version auswendig konnte. Alle Männer und Frauen horchten aufmerksam, und sogar Kurt Widerich saß still in seiner Schneiderhucke.

Danach folgte das Römerkapitel von der Glaubensgerechtigkeit und dem Frieden mit Gott. Die Fischer stützten das Kinn, und man sah ihren Augen an, wie sie grübelten, denn es war für ihre schlichten Gedanken eine zu harte Geistesarbeit.

Ein Säugling erwachte und wurde, ohne irgendeinem zum Anstoß zu werden, an die Mutterbrust gelegt.

Des Priesters Aufmerksamkeit blieb gefesselt, das oft Gehörte war ihm wie etwas Neues, und er fragte sich, ob es der starken Betonung des geschickten Lesers zuzuschreiben sei.

Um so unachtsamer war Kurt, der ein Zweijahrskind auf den Schoß genommen hatte und es auf der Kniescheibe auf und nieder schaukelte. Jetzt kitzelte er es mit dem Zeigefinger — kille, kille —, daß es laut auflicherte.

Paulinus wandte unwillig den Kopf. „Bist du ein Heide?"

„Nein, ich habe sogar am Tage meiner Christwerdung eine dreifache Taufe erhalten," antwortete der leichtfertige Patron.

Die stille Andacht war gestört, die Frauen steckten die Köpfe nach unten, das Lachen verbeißend, und einige Männer schmunzelten in den Bart.

Kurt gab unaufgefordert und behaglich die Erklärung seiner dreifachen Taufe. „In der Kirche goß mir zum ersten der Priester das heilige Wasser auf den Kopf . . . nach dem Kirchgang aber tat die Kindfrau des Guten zu viel in der Schenke und ließ mich auf dem Heimwege in eine Pfütze fallen . . . das war meine andere Taufe . . . zu Hause hernach mußte ich gereinigt und im Wasserkübel untergetaucht werden . . . und solches war meine dritte Taufe an dem einen Tage."

Die meisten kicherten über den lustigen Spaßvogel, und die Andacht verzog sich eine ganze Weile.

Kurt schaukelte das Kind und sang ein Wiegenlied:

„Wiege — wiege — weia!
Koche dat Kindje en Breia,
Gew brav Bodder und Honig darin,
Dann kriegt dat Kindje en guden Sinn."

Eine Witfrau meinte: „Meine Kinder möchten wissen, wie Butter und Honig schmeckt, und sind froh, wenn sie Schmalz aufs Brot bekommen."

Eine junge Mutter hatte die Weise nachgesummt, um sie zu Hause anzuwenden, und fragte: „Kurt, kannst du noch mehr von solchen Döntjes?"

Willig gab er der Aufforderung Gehör, stieß das Kind auf und nieder und sang im tiefsten Baßton:

„Bum — bum beier!
De Prester mag ken Eier —
Wat mag he dann?
Speck in de Pann! —
De Prester is en Leckermann."

„Bum — bum — beier!" machte Maike erbost, und nieder auf Kurts Rücken fuhr der schwere Kessellöffel, mit dem sie noch gelegentlich zur Züchtigung nach ihm schlug; und zum zweiten Male: „Bum — bum — beier! Willst du wohl lassen, den Priester zu verspotten, sonst bläue ich dich . . . ja, wenn einer im Dorfe, kann ich es noch, mein Söhnchen."

Der Sänger rieb sich die Schulter und schwieg. Kurt, welcher sonst so respektwidrig dachte und handelte, achtete Maike wie eine Mutter — und fürchtete sie auch.

Nomme setzte ein unglückliches Gesicht auf und fragte: „Sind wir zu unsrer Abendsprach oder zu einem Narrenschanz zuhauf gekommen?"

Seinem lauten Geräusper gelang es endlich, Stille zu gebieten. Das unnütze Kindlein wurde von seiner Mutter auf den Schoß genommen, alle Füße wurden zur Ruhe gerückt, und die Frauenhände falteten sich.

Ungestört las der Weber aus dem Buche des Straßburger Mönches. Es waren schwere Sätze, die der Mann aufstellte, bewegte und bewies.

„Wollen wir Gott recht erkennen, so müssen wir in der Schrift forschen, sie allein ist der Weg zu ihm."

Paulinus nickte, denn es war ihm aus der Seele gesprochen und oft ein Anstoß ihm gewesen, daß man die Aussagen der Kirchenväter fast höher achtete, als die eigenen Worte der Evangelisten und Apostel.

Auch der zweite Satz gefiel ihm wohl, obgleich er ein wenig nach Ketzerweisheit schmeckte. „Wir tun die guten Werke, aber nicht um ein Verdienst zu erwerben, oder gar aus Furcht vor der Verdammnis, sondern weil die Pflicht gegen den Nächsten oder die Liebe zu Gott uns zwingt."

Bei dem dritten Stücke rückte er auf dem Stuhle hin und her und geriet in Seelenunruhe. Es besagte: „Wenn diejenigen, welche den Götzendienst verwerfen und verachten, die Heiligen und ihre Bilder verehren, so haben sie nicht die

Vielgötter verlassen, sondern unter anderm Namen ihnen Dienst und Ehre gegeben. Was nützet mir St. Sebaldus, St. Kilian und Christian, und wie die Sankti alle heißen? Durch die Heiligkeit eines andern wird mir kein Heil zuteil, so wenig als ich durch die Klugheit oder den Mut oder die Mäßigkeit eines andern selbst klug, tapfer oder mäßig werde."

Paulinus, welcher fühlte, daß diese Lehre die meisten von den sechs Altären der Rungholter Domkirche umstürzen würde, wollte widersprechen, vermochte aber den Mund nicht aufzutun, sondern war im Banne des Straßburger Mönchs und seiner Rede, die auch andere Töne anschlug.

Die Kienspäne an der Wand brannten nieder, jedoch die verarbeiteten Männer und Frauen wurden nicht schläfrig noch müde. Nomme war ein dauerhafter und guter Vorleser, und seine Stimme fiel aus dem hohen Ton in den weich gedämpften. Wie verstand dieser Straßburger zu reden von der Not und dem Leid eines Menschen, der ohne Gott lebt, von dem Frieden, der ein Reichtum ist, weit über alle Erdenschätze, und den geistlich Armen gegeben wird. Wie wußte er ihre Arbeit und Mühe, ihre Kämpfe und Schmach zu schildern und die Seligkeit zu preisen, deren sie teilhaftig würden. Am längsten und lieblichsten bewegte er das Wort: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Das verstanden die armen Tagelöhner, Strandläufer und Wattenfischer des Dünendorfes, und alle Stumpfheit wich, und sie horchten auf mit hellen Augen. Der Gott, den dieser predigte, dünkte ihnen ein anderer als der Rungholter Domgott und just der, den sie gebrauchen könnten.

Paulinus meinte, ein nie gehörtes Evangelium zu vernehmen. Ein Rieseln ging durch seinen Körper und ein Rauschen über seine Seele, als wenn ein neuer und mächtiger Geist ihn umwehe. Ihm, der von seinem Präpositus zum Armenprediger und -seelsorger bestellt worden, war zumute,

als wenn ihm eine Predigt gehalten und Seelsorge mit ihm getrieben werde.

Die Andacht wurde gestört, aber nicht von Kurt. Diesmal tat Maike es, und zwar in drastischer Weise. Sie zog nämlich die Lammfelljacke aus, hängte sie an den Betthaken und stand vor dem Verschlage in Rock und Linnenhemd, gleich als ob sie, unbekümmert um die Anwesenden, in die Federn schlüpfen wolle. Es sollte aber nur eine sehr deutliche Mahnung zum Aufbruch sein.

Die kleine Dünengemeinde, die ihre Art kannte, setzte sich sogleich in Bewegung und strebte nach kurzem Gruß der Tür zu.

„Du willst schlafen, Maike?" fragte Nomme.

„Es ist genug für heute abend . . . meine Gedanken gehen durcheinander, und ich bin müde."

Sie wollte aber noch nicht zur Ruhe gehen, sondern zog ihre Jacke wieder an und winkte dem Priester. „Ich will dich durch die dunklen Dünen geleiten, denn der Mond ist untergegangen."

Kurt reckte sich gähnend und kletterte in seinen Verschlag.

Beide Wanderer waren eine Strecke schweigsam gegangen, als Maike sagte: „Die Menschenkinder sind wie Gras und fallen wie die Blätter."

„Nein," sprach er, „die Blätter welken im Herbst, die Menschen aber sterben zu allen Zeiten, auch in ihrem Lenze. Warum mußte meine Mutter so früh abscheiden?"

„Paula war eine treue Mutter und eine tapfere Frau, die standhaft ihr Ungemach ertrug und für ihren Knaben sorgte, bis sie nicht mehr konnte. Ach, daß sie keinen Schimmer des guten Tages sah, der über dir aufgegangen ist, Paulinus. Du hast zwar auch in der Jugend deine Plage gehabt und wurdest, wie sie es in Rungholt mit den armen Waisen machen, an den Mindestfordernden verdungen."

„Ja," nickte der Priester, an dem seine Vergangenheit vorüberzog, „der Schneidermeister Hans Gerig, den sie um seines Geizes willen Hans Gierig nannten, nahm mich in Kost und Kleidung. Ich sollte ihm, wie Jakob um Rahel, sieben Jahre lang um einen Lehrbrief dienen."

Maike machte eine Faust. „Ich kenne Hans Gierig, den Lehrlings- und Leuteschinder, und möchte ihn einmal zwischen meine Finger nehmen. In seinem Hause hast du viel Elend ausgehalten."

„Ich habe viel Kälte und Hunger, herbe Worte und noch herbere Schläge ertragen. Von vier Uhr morgens bis abends neun mußte ich fortarbeiten und wurde außerdem von der Hausfrau mit Wassertragen, Hauskehren und Hin- und Herlaufen übel geplagt. Aber das unmenschliche Nachtwachen in den Wochen vor den hohen Festen war meine größte Marter. Wenn der Meister aus dem Kruge sich stärkte und mir die müden Augen zufielen, gab er mir mit dem Wecker, d. i. die Maßelle, den sogenannten Ermunterungstrunk."

„Warte nur!" rief Maike erbittert, „Hans Gierig wird im Fegfeuer bei seinem Lehrmeister Beelzebub ewiglich schneidern müssen."

Paulinus blieb ernsthaft. „Ja, mir ist bange um seine Seele, denn er zwang mich zum Sündigen, und mein Gewissen hat schweres Ärgernis genommen. Ich wurde ausgesandt, zum Gebrauch im Geschäft das Träufelwachs in den Kirchen zu sammeln, d. h. das Wachs von den Leuchtern zu stehlen, und wenn ich weinend mit einer geringen Beute heimkam, wurde ich gestäupt. Täglich nahm ich Anstoß an dem sogenannten Auge, welches ein Kasten war, der unter dem Tische stand. Da hinein wurden sämtliche Tuchreste geworfen und dem Eigentümer unterschlagen. Wenn Hans Gierig darum angegangen wurde, antwortete er, es sei vom Tuch kaum so viel übrig geblieben, um ein Auge damit zu bedecken. Das sagte der Schelm mit redlichem Ernst, und die Gesellen

schielten nach dem Auge, dem langen und breiten Kasten unter dem Tische."

Fast weich klang des Mannweibs rauhe Stimme: „Weil du in deiner Jugend das Joch getragen, wirst du jetzt erquickt und getröstet."

„Ja, ich trug mein Joch, aber nicht mit Geduld," sagte Paulinus bescheiden, „sieben Jahre lang war ich als Sklave an den Schneidertisch gefesselt, und meine Seele wand und krümmte sich in großer Qual."

Die zwei Dünenwanderer gingen am Ufer, und bis zu ihren Füßen rollte die Flut über den weißen Sand.

Sie hielt des Priesters Hand. „Paulinus, das ist das gute Erbteil von deiner Mutter her, das Stark- und Stillesein im Leiden. Du hast unter Seufzen ausgeharret deine Zeit."

„Ja, ich harrte und hoffte . . . so war und wird mein Leben sein."

Maikes Auge spähte durch die Nacht, und sie sagte: „Was mag das sein? Wer liegt dort?"

Auch Paulinus erkannte eine dunkle Gestalt, die auf dem hellen Sande lang hingestreckt lag. „Ich glaube, es ist ein Mensch . . . vielleicht ein Ertrunkener, den das Meer ans Land gespült."

„Nein, eher ein Betrunkener," polterte Maike, „es wird der Schiffer Jap sein, der voll wie ein Igel von Rungholt heimgekrochen ist und hier seinen Rausch ausschnarcht. Ich hab' in jungen Jahren manche Tonne Roggen vom Markte nach der Mühle gebuckelt, und dieser Saufaus kann nicht einmal fünf Kannen Bier von Rungholt nach dem Dünendorfe tragen, ohne hinzufallen. Zu Hause hat der Lump eine Frau und sechs unmündige Kinder . . . warte, ich will ihn wecken."

Der Zorn macht blind, und das robuste Mannweib rannte erbost auf den Gegenstand los und versetzte dem

Schlafenden einen mächtigen Fußtritt, der wohl einen Todtrunkenen zu wecken vermocht. „Du Bier—bo—ld!"

Maike, die nicht leicht verschrocken wurde, war völlig bestürzt. Die Gestalt setzte sich in Bewegung und kroch dem Meere zu.

Es war ein riesiger Seehund, der, in seinem Schlummer unsanft gestört, auf den kurzen Beinen eilig über den Sand watschelte und das rettende Element zu erreichen strebte.

Maike war bestürzt, aber auch schnell besonnen. Sie warf sich beutegierig auf das Tier und saß rittlings auf dem schlüpfrigen Rücken.

Der Seehund prustete und schüttelte sich, die Robbenreiterin aber saß fest und schrie: „Paulinus! Einen Stein — Ste—in!"

Der Priester suchte am Strande, fand einen großen Flutstein und lief ihr nach.

Das Weib ließ nicht locker und war schon in die erste Brandung hinausgeritten. „Einen Stein!"

Da sprang er bis zu den Schenkeln ins Wasser, das Mordinstrument ihr reichend.

Ein Schlag ihrer Schlächterfaust — und der Robbe war der Kopf zerschmettert.

Maike stieg ab und schleppte allein das erbeutete Tier auf den Strand hinauf.

Nach dieser Leistung allerdings pustete sie ein wenig, um sich zu verschnaufen, und sagte dann in guter Laune, den Seehund betastend: „Er ist speckfett . . . ich hab' in dieser Woche guten Verdienst gehabt, denn die Robbe trägt mir mehr als zwei Wochen Seildrehen."

Paulinus freute sich mit ihr und ermahnte: „Ihr seid durchnäßt . . . lauft heim und flink ins Bett! Sonst verkühlt Ihr Euch."

„Haha! Ich bin in meinem Leben noch nicht krank oder verkühlt gewesen. Aber du mußt dich warm halten und rüstig

ausschreiten . . . ich laufe nebenher, und du erzählst mir, wie es dir später ergangen, und wie das Schneiderlein ein Geweihter geworden."

Der junge Vikar erstattete kurzen Bericht von seinen recht wunderbaren Schicksalen. „Der Herr erlöste mich endlich aus Hans Gierigs Händen. Nachdem ich meinen Lehrbrief erhalten, ergriff ich den Wanderstab, Deutschland durchquerend und von meinem Handwerk mich ernährend, und am liebsten nähte ich als Schneider in den Klöstern."

Maike ahnte das Ende der Geschichte und meinte: „Ah, du bist ein Mönch geworden?"

„Nein, ich habe kein Gelübde getan, ich suchte aber die Klöster, weil ich in meinen Mußestunden gerne las und aus dem Librarium ein Buch zu entleihen Gelegenheit hatte. Gleichwie Kurt Widerich immer hungert, war in mir ein unstillbarer Durst nach Wissen."

„Ja, das Dünendorf hat viele Nimmersatte," nickte sie.

Er fuhr fort: „In Dorstadt traf der Prior mich an, ins Buch ganz vertieft, und lachte, daß er den Schneider in die Klosterschule setzen wolle. Aus dem halben Scherz wurde voller Ernst. Ich saß drei Stunden täglich auf der Bank unter den Schulknaben und erregte bei den Buben viel Gelächter. Doch ertrug ich's mit Geduld, lernte nicht unfleißig und erwarb mir die übrige Tagzeit durch Schneidern und Nähen von Mönchskutten die Nahrung. Als ich ein Grammatikus, wie man es nennt, geworden, setzte ich den Stab weiter und kam nach Deventer, dem Hochsitz der Gottesgelehrtheit. Hier warf ich die Nadel fort und zog als armer Schüler mit den andern, mein Brot erbittend. In dieser Stadt wohnte eine Jungfer, namens Gutta Altenhof, eine wundersame Frau, die, ohne in ein Kloster zu treten, ein Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt hatte, eine kleine, blasse Persona, aber eine Heilige, die um die Hüften eine eiserne Kette und innerst am Leibe ein Zilizium trug."

„Was ist denn ein Simizium?“ fragte Maike.

„Ein rauhes, härenes Hemd. Jungfer Guttas Leben war Nächstenliebe und ihr Haus ein Hospiz für arme Schüler. Sie nahm mich dreimal wöchentlich an ihren Tisch. Eines Sonntags war ich in der Predigt gewesen und kam zum Essen, und sie fragte mich, was ich von der Predigt behalten. Weil dieselbe mir ins Herz gegangen, wußte ich sie fast wörtlich herzusagen. Da wurde mir die Jungfer gar gewogen und gab mir eine Freistube in ihrem Hause, in welchem ich drei Jahre blieb, bis ich meine Studia beendet und die erste Weihe erhielt.“

„Das alles ist ohne Wunder und doch nicht natürlicherweis geschehen,“ nickte Maike. „Was trieb dich nach Hause? Die See?“

„Ja, die See und die Marsch und die Dünen und die herrliche Meerheimat, dahin der Friese, der draußen im Flachlande ist, in seinen Nachtträumen fährt, und die ihn heimwärts zieht und zwingt.“

Am Tore von Rungholt schieden Maike und der Sohn der Paula, und in einem Gefühl der Kindesliebe, das die Erinnerungen in dem Elternlosen erweckten, küßte er sie auf die gefurchte Stirn.

Als Paulinus den Schwal betrat, schrak er heftig zusammen, denn hinter der Stiege kauerte eine Gestalt, die sich hastig erhob und ihm entgegentrat. Es war ein schluchzendes Weib — er beugte sich weit vor und rief erstaunt, ergriffen und an seinem ganzen Leibe zitternd: „Oda! Oda . . . was sucht Ihr hier um diese Nachtstunde?“

„Ach, ich suche Hilfe und Trost . . . der wundertätige Altar hat mir nicht gefrommt, trotz aller Schmach, die ich erleiden mußte . . . meine vielliebe Mutter ist gestorben und soll in dieser Nacht, wie das Gesetz bei unehrlichen Leichen gebietet, an unserm Kirchhofsort beigesetzt werden. Helft mir!“

„Der Herr gebe ihrer armen Seele die ewige Seligkeit!" sagte der Priester.

„Helft mir!" weinte Oda.

„Ach, ich kann nicht Tote erwecken und nicht mehr helfen."

Sie warf sich zu seinen Füßen, und er hob sie mit beiden Händen empor, sich unehrlich an ihr machend, und fragte unsagbar weich: „Was begehrt Ihr? Ich möchte Euer Weinen stillen."

Oda schlug die dunklen, tränenvollen, flehenden Augen zu ihm auf.

„Meine Mutter darf nicht wie eine Heidin ins Grab ... gehet hinaus und segnet den Leib ein, den wir zur Erde bestatten! Ich bitte und beschwöre Euch um Christi willen."

Paulinus sann. „Ich weiß nicht, ob ich nach den kanonischen Vorschriften darf ..." Doch er schwankte nicht. „Dennoch will und muß ich es um Gottes willen tun."

Ohne sein durchnäßtes Gewand zu wechseln, warf er die Stola über und eilte nach dem Friedhofe, der hinter der Domkirche lag.

Bald kam ein Trauerzug durch die Pforte, von keinem Fackelschein erhellt, nur der weiße Sarg leuchtete durch die Nacht. Vier schwarz vermummte Gestalten, die Schinderknechte des Büttelmeisters, trugen den Schragen auf ihren Schultern, und hinterdrein schwankte die weinende Tochter, und neben ihr schritt ein langbärtiger Mann, der ein Paternoster nach dem andern sprach. Das war das ganze Totengeleit, welches vor der offenen Gruft Halt machte.

Paulinus trat zu dem Langbärtigen und sagte: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!"

„Amen!" antwortete eine tiefe Stimme, und das Antlitz hob sich, ein mildes, von Gram zuckendes Apostelgesicht — und das war der furchtbare Schreckensmann von Rungholt!

Unter dem Gebet des Priesters und dem Schluchzen der Tochter wurde der Sarg in die Erdtiefe gesenkt.

Paulinus redete: „Ich habe die Tote nicht gekannt, aber eine Frau, um die Mann und Tochter also weinen und wehklagen, ist ein treues Weib und eine gute Mutter gewesen. Die Menschen sagen, sie sei gestorben . . . wahrlich, ich sage euch: Sie ist nicht tot, sondern sie schläft und wird am Ewigkeitsmorgen auferweckt werden. Lenz und Sommer, Herbst und Winter wird sein. Über ihrem Grabe grünen und welken die Linden, die Drosseln schlagen im Hag, und die Schwalben ziehen. Tausend und abertausend Jahre rauschen wie Tage Gottes über ihre Gruft dahin. Aber kommen wird der Morgen, wo der Ewige ausgehen wird in alle Welt und alle Schläfer wecken. Mit dem Finger wird er leise klopfen an dieses Grab und mit der erbarmenden Stimme rufen: Stehe auf, stehe auf, denn die Erdennacht ist vergangen! Da wird auch diese Mutter die treuen Augen auftun und staunend um sich schauen und lobstammelnd sehen den neuen Himmel und die neue Erde."

Das wehe Schluchzen wurde zu Tränen, die linde rannen.

Über dem Grabe des unehrlichen Weibes rief der Priester den Segen des dreimal Heiligen: „Erde zur Erde, Staub dem Staube, der Geist dem Geiste und die Seele dem Ewigen!"

Dumpf und dreimal fielen die Erdschollen auf den Sarg.

Auch über die Hinterbliebenen und das Geleit von Schinderknechten streckte der Priester die segnenden Hände aus und ging mit dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben, ruhig in seine Kammer schlafen.

Hinter den Gräbern schlich sich ein Mensch in sein Haus, nämlich der Toten- oder Kulengräber, wie das Volk ihn nannte, der aus Neugier und ungesehen das seltsame Begräbnis aus der Ferne beobachtet hatte.

So endete dieser Tag, der mit einer Morgensprach begonnen hatte, mit einer Mitternachtssprach am offenen Grabe

des Scharfrichterweibes, das sechzig Jahre lang wie eine Ausgestoßene gelebt und wie eine ehrlose Selbstmörderin an der Kirchhofsmauer eingescharrt worden war.

Aber sie erhielt im Tode, was ihresgleichen selten zuteil wurde, ein ehrliches Begräbnis, und ihr Leib war vom geweihten Priester der Kirche eingesegnet worden. Des trösteten sich die Hinterbliebenen, der Witwer Henneke und das mutterlose Kind.

*

Fünfter Abschnitt.

Sonnwend.

Sankt Johannes war ein guter und milder Heiliger, der nicht mit strengen Fasten die Menschen beschwerte, sondern das liebliche Mittsommerfest ihnen brachte, und sein Tag war nicht bloß der längste, sondern galt auch als lobesam und lustig vor allen Tagen des Jahres. Der lichtgrünen Erde pflegte er von seinem tiefblauen Himmel heiteres Wetter und hell blinkenden Sonnenschein zu bringen.

Heute aber machte der Sonnenheilige seinem gerühmten Namen keine Ehre. Der Südwestwind strich über das Meerland der Siebenharden und brachte einen lauen, leise rieselnden Regen.

Theodorus Rufus, wie er von den lateinischen Amtsbrüdern zum Unterschied von seinem Vetter Theodorus Albus genannt wurde, machte trotz des Regens seinen gewohnten Morgenspaziergang durch Rungholts Gassen. Röter als je, von Zufriedenheit glänzend und von Gesundheit strotzend war sein breites Antlitz. Hochfahrend höflich erwiderte er die

Grüße der Menge, denn er wollte beides, seine Würde herauskehren und die Volksgunst gewinnen. Jedoch das zwiefache Bestreben mißlang ihm, die Gunst der Rungholter hatte er durch seine erkünstelte Freundlichkeit nicht gewonnen und das Ansehen durch täppische Taktlosigkeit verscherzt.

In der Schusterstraße saßen die Meister Knierieme vor den Häusern und zogen fleißig den Pechdraht durch das starke Leder. In der Schmiedegasse hämmerten die rußigen Gesellen das rotglühende Eisen und machten einen ohrenbetäubenden Lärm. Alle lüpften die Mütze, denn die Rungholter waren bis in Mark und Knochen kirchliche Leute und die Priesterverehrung saß ihnen in Fleisch und Blut.

Vor der Gerberstraße, an deren Ende der Turm der Büttelei emporragte, kehrte Theodorus um, von dem bösen Gestank vertrieben, und bog in eine enge Seitengasse, in welcher die Kinder Israel ihren Zwangswohnsitz hatten. Alles, was unter den Lauben hockte, langbärtige Männer, schwarzhaarige, schmutzige Weiber und das barfüßige Kindergewimmel, alles wich bei dem Herannahen des Priesters schleunig ins Haus, die Juden nämlich fürchteten den schwarzen Schergenmeister von Rungholt, wie sie den Hochwürdigen benamsten.

Ein sauber gewaschener und gut gekleideter Jude aber, der seinen Markthandel nicht versäumen wollte und sich verspätet hatte, kam eilfertig aus seiner Haustür gerannt — und hob erschrocken die gebogene Nase, als der geistliche Herr körpergewaltig und breitspurig sich vor ihm aufpflanzte.

„Halt!“ schnaubte und schnauzte Theodorus. „Wo ist der gelbe Streifen, das Abzeichen der Judenschaft, das wir dem Volke der Erwählung zu tragen verordnet haben? Ich sehe ihn nicht. Wie heißest du?“

„Zacharias, der Sohn des Joel.“

Zitternd schlug der Jude den kostbaren Samtmantel zurück. Am Wams, fast unter dem Ärmel und von demselben verhüllt, war ein kleiner, schmaler Streifen von gelbem Tuch.

Zacharias hatte die Brandmarke seines Volkes möglichst versteckt, und barsch fuhr der Priester ihn an: „Ihr ziert Euch mit Barett und langen Samtgewändern, daß Fremde, die nach Rungholt kommen, Euch oft durch Kappenabziehen wie Priester oder Ratsherren ehren. Um solcher Ungehörigkeit vorzubeugen, haben wir, Gott zu Lob und der Christenheit zu Ehren, das Judenzeichen eingeführt. Ihr aber verhüllt es und beharret in dem alten Hochmut, um dessen willen Ihr verworfen worden seid. O Israel, Israel! Wann wirst du Demut lernen? Zacharias, gehe heim und nähe dir einen fünf Finger breiten Streifen mitten auf die Brust!"

Theodorus warf nach dieser salbungsvollen Judenpredigt den Kopf in den Nacken und wanderte weiter. Sonst liebte er den Ort der Toten nicht, sondern umging ihn in möglichst weitem Bogen und betrat nur den Friedhof, wenn eine sehr große Leiche einzusegnen war. Die kleinen der gemeinen Leute überließ er seinen Vikaren.

Heute jedoch sollte eine große Beerdigung stattfinden, und er ging durch die Kirchhofspforte und fragte die Kulengräber, wo das Grab für die verstorbene Ehefrau des Ratsherrn Ovens hergerichtet sei. Nachdem er es in Augenschein genommen und angeordnet hatte, wie es mit Birkenzweigen inwendig zu bekleiden und zu bekränzen sei, damit nicht das häßliche Erdreich mit den schaurig kriechenden Regenwürmern gesehen werden könne und die Andacht der Leidtragenden störe, gewahrte er an der Kirchhofsmauer einen frischen Grabhügel.

„Wer ist dort versenkt worden?"

Der Kulengräber machte ein pfiffiges Gesicht und räusperte sich: „Wir hatten eine große Nachtleich' mit Litanei und Segen . . . das Weib des Henkermeisters ist gestorben, begraben und niedergefahren . . ." Er verschluckte das Ende der Rede.

„Wer hat gewagt, die Unehrliche einzusegnen?"

„Der junge Priester, der auf Hans Gierigs Schneidertisch gesessen hat."

Paulinus war verraten.

Sehr rot und erregt von diesem neuen Skandalon des Vikars fühlte Theodorus in seinem Gewissen, daß er zwei Gänge tun müsse, einen um des Zacharias und einen zweiten um des Paulinus willen, und lenkte zunächst seine Schritte nach dem Hause des Ratsherrn.

Am Markte stand das neue und allzu massige Steinhaus, aus rheinischem Tuff stark und dauerhaft gemauert und mit Gesimsen und Erkern verziert. Der Bauherr hatte mehr den Nutzen als den Schmuck im Auge gehabt. Mitten durch das Haus führte ein breiter Torweg, den Theodorus betrat, und er stand still, das geschäftige Getriebe betrachtend.

Im Unterstock zur Rechten war der Kaufladen, der nach allen möglichen Gerüchen und insonderheit nach Heringen und Stockfischen duftete, denn der Fisch war ein Hauptausfuhrartikel Rungholts. Zur Linken befand sich das ungeheure Warenlager, wo der Besucher staunend um sich blickte. Große Kisten, welche zentnerweise die teuren Gewürze des Morgenlandes enthielten, wurden über den Fußboden gerollt. Unscheinbare Leinwandballen, welche jedoch kostbare Teppiche und Tuche, Scharlach und Samt und schwedisches Rauchwerk bargen, waren bis zur Decke aufgestapelt. Von den runden Wachskäsen, die bei dem starken Kerzenverbrauch der Kirche immer zu guten Preisen abgingen, war ein ungeheurer Vorrat vorhanden. Eine eisenbeschlagene Truhe war bis zum Rande angefüllt mit dem viel begehrten Bernstein.

Gewisse Menschen macht der Anblick des Mammons ehrfürchtig. Der gaffende Priester wurde von einem Höhenschwindel und feierlichen Gefühl gepackt und mußte sich über die Stirn streichen und den Wert dieser Reichtümer überrechnen. Er kalkulierte, daß 4000 vollötige Mark Silber den Inhalt des Speichers kaum kaufen könnten.

Himmel! Wer das hätte! Welche Macht doch der elende Mammon gibt! Halb schloß er die blinzelnden Augen, denn

es war ihm schon ein Behagen, von solchen Schätzen und Summen nur zu sinnen und zu träumen.

Als er an den Reichtümern des Ratsherrn genug sich geweidet und seinen Traum ausgeträumt hatte, wandte er sich an den Hausmeister, der auf einem Faß saß und alles überwachte. „Was gilt der Hering jetzt?"

„Zehn Schilling das Faß . . . das ist sehr wenig."

„Aber frommt der Christenheit, die heuer eine billige Fastenspeise hat. Ist nicht ein Taugenichts namens Kurt Widerich in Diensten hier?"

„Kurt ist ein fleißiger Gesell."

„So, so! Hm . . . hm . . ." Der Kloß saß fest, bis die Frage kam: „Ist Herr Heikens zu Hause?"

„Der Ratsherr ist oben in seiner Schreibstube und der Deichschreiber Folkert bei ihm."

Theodorus schlenderte durch den Torweg und überblickte den Hof, der von zwei riesigen Speichern eingeschlossen war. Er war sehr angenehm berührt von dem Bilde, das sich ihm darbot, und schaute nicht nach den Knechten, die unter einförmigem Singsang an der Krahnwinde ihre Warenballen emporzogen.

Mitten im Hofe stand ein junges Mädchen, und der Taubenschwarm pickte die hingestreute Gerste. Die zahmeren Vögel umflatterten die weißgekleidete Gestalt und ließen auf der Schulter sich nieder, und die zwei zudringlichsten Lieblinge saßen auf dem Arme und fraßen aus der Hand.

„Siehe da! Frau Venus mit ihren Tauben!" flötete der Priester, lüstern die Augen verkneifend und an dem Anblick des Weibes sich ergötzend.

Es war sehr schön von Antlitz, aber keine üppige Venus, sondern ein süßes, schmächtiges, sinniges Dirnlein mit blonden Locken und tiefbraunen Augen, gleichwie ein aufgesprungenes, unberührtes Röslein, an dem der Tauglanz des Morgens schimmert, und noch vom Schmelz der Kindesunschuld umhaucht.

Die kleine Tauben-Venus war Isa, der Engel am Rungholter Markte, wie Kurt sie genannt.

Theodorus blieb stehen, an die Pforte gelehnt, und seine Äuglein blinzelten beinahe so begehrlich wie mittags, wenn er ein Lecker- und Lieblingsgericht vor dem Verspeisen betrachtete und beschnüffelte.

Oben in der Schreibstube stand der Deichschreiber vor dem Ratsherrn. Folkert war schmuck und schlicht in seiner äußeren Erscheinung und ein junger Mann mit einem langen, überaus ernsten und grundehrlichen Gesicht, auf das selbst Fedder Heikens ohne Bürgschaft dem Unvermögenden eine bedeutende Summe geliehen hätte.

Folkert wollte Geld haben, viel Geld, aber nicht für sich, sondern für den Deich. Von Natur ein Schüchterner, sprach er, um seine Blödigkeit zu verbergen, in kurzen Sätzen und mit barscher Stimme.

„Die Dünen werden von den Häschen kreuz und quer durchlöchert und haben keinen Halt, wenn der Sandsturm geht. Unheimlich vermehrt sich das Getier und muß vertilgt werden."

Fedder zuckte die Achseln. „Wenn wir sie mit Fallen oder Gift ausrotten, müssen wir viele Jäger anstellen . . . und wir nehmen den Armen ihr Wildbret."

Der Wohlwollende dachte an die Bewohner des Dünendorfes, und der letzte Grund, den er stark betonte, schien ihm den Ausschlag zu geben.

„Das gemeine Wohl gehet dem des einzelnen vor." Grobhaft stieß Folkert den Gemeinplatz heraus. „Auch habe ich den ganzen Haffdeich besichtigt und dem hohen Rat zu berichten: Die Böschung ist von der Frühjahrsflut an zahllosen Stellen zerrissen und muß mit Soden bestickt werden . . . auf weite Strecken ist der Damm, wo er auf schlechtem Grunde steht, um zwei Ellen gesunken."

Fedder Heikens wischte sich unbehaglich am Kinn. „Wie hoch veranschlagt Ihr die Kosten?"

Der Deichschreiber zog sein Wachstäfelchen, in dem er bereits genauen Anschlag gemacht hatte, hervor. „An Steinen und Strauchwerk, welches vom Festlande zu holen ist, werden 533 Mark Silber draufgehen. Dazu kommen noch die Fuhren, die Spann- und Handdienste der Kleibesitzer."

Heikens geriet in Ärger, und mit dem Armenfreunde ging die Zunge durch. „Was die kleilosen Leute? Sie sind nach unserm Deichgesetz zum Handdienst verpflichtet."

„Ja, sie werden ihr Tagwerk tun."

Der Ratsherr und Deichgraf von Rungholt schnitt mit der Hand durch die Luft und die Verhandlung barsch und bündig ab. „Es wird kein Tag-, sondern ein Wochen- und Monatswerk werden und muß bis nach der Ernte hinstehen. Dem Rate habt Ihr nichts zu melden, da ich Euren Bericht entgegengenommen habe."

Ein fester und vielsagender Blick der tiefliegenden Augen traf den Schreiber.

Der eintretende Priester unterbrach das Gespräch. Folkert entfernte sich sogleich, und sein langes Gesicht legte sich in finstere Falten. Der Deichkundige, der mit den scharfen Augen alle Schäden sah und einen starken Eifer hatte, konnte nimmer durchsetzen, was Amt und Pflicht so herrisch erheischte.

Und er brummte auf der Treppe: „Sie knappen und kargen am unrechten Ort und wollen nur nutzloses Flickwerk machen. Der Deich ist das Stiefkind des wohlgefüllten Stadtsäckels und sollte das liebe Hätschelkind sein, das bei Tag und Nacht gehütet wird. O, die verschmitzten Rechenmeister, die den Fuchsschwanz teuer bezahlen und den Fuchsbalg fahren lassen . . . o, über die kurzsichtige Torheit der Menschen! Schwer wird die Versäumnis an Rungholt sich rächen."

Wenn der wortkarge Folkert mit sich allein war, konnten seine Gedanken lange und verständige Reden halten.

Theodorus verhandelte mit dem Ratsherrn über die Rungholter Juden. Die Hoffahrt und Frechheit derselben müsse durch verschärfte Maßregeln eingedämmt werden. Und sie beschlossen, schon in der nächsten Ratssitzung diesen Damm zu bauen. —

Isa hatte ihre Gerste verstreut, ungesättigt aber umflatterte das gierige Taubenvölkchen die kleine Venus. Darum klomm sie die steile Stiege des Speichers hinan, um neues Futter zu holen.

Kurt, der an der großen Wage hantierte und das Gewicht der Säcke aufschrieb, spitzte das Ohr, erkannte den leichten Tritt und versteckte sich lächelnd hinter der Falltür des Kornbodens.

Ahnungslos ging Isa an ihm vorüber — und stieß einen gedämpften Schrei aus. Zwei Hände hatten von hinten ihren Gürtel umspannt und sie emporgehoben, daß sie den Grund unter den Füßen verlor.

Sie wußte, wer es sei, und bat leise: „Kurt, laßt mich aus, damit die Sackträger es nicht sehen!"

Er setzte die süße Last auf die Wage nieder und nahm die Hände nicht weg. „Ihr seid wie die Engel und die Elben aus Frühlingszauber, Mondscheinsträumen, Sonnenschein und Rosenduft gewoben. Ihr müßt gewogen werden, Jungfer Isa, damit ich sehe, ob Ihr ein Weiblein von Fleisch und Blut oder ein überirdisches Wesen seid."

Die Errötende schien dem Dreisten zu willfahren. Als er jedoch nach den Gewichten sich bückte, hüpfte sie von der Wagschale herunter, lief zum Gerstenhaufen und fing an, hastig die Schürze zu füllen. Doch der Sausewind flog ihr nach, stieß von unten gegen die halbvolle Schürze, daß um und über beiden ein Regen von goldigen Körnern entstand.

In ihren krausen Locken saßen sie fest, und Isa schüttelte sich und schalt ihn. „Warum treibt Ihr so viel Unfug mit mir? Ich bin kein Spielkind mehr."

Sie war aber nicht böse, sondern eine sanftmütige Dulderin, die es geschehen ließ, daß er mit zarten Fingern die Körner aus ihren Haaren las.

Kurt tat es behutsam und brauchte lange Zeit.

„Macht flugser!“ drängte sie.

„Meine Hände zittern,“ sagte er leise, „ich habe gesehen, wie dem Habgierigen und Geldhungrigen die Finger, wenn sie durchs rote Gold gleiten, vor Lust erbeben . . . so geht von Eurem Goldhaar ein zitternder Strom durch meine Hände . . . und bis ins Herz. Was ist das? Es brennt und begehrt, gleichwie ein schmachtendes Dürsten und Hungern.“

Unter den Händen schlüpfte ihm das Kind hinweg und lachte schelmisch.

„Wenn Euch so sehr hungert, schleicht Euch in die Küche, und ich will, wie in alten Tagen, Euch einen guten Bissen zustecken.“

„Nein, es ist ein Herzhunger nach Sang und Sonnenschein . . . und Liebe.“ Bei dem letzten, lang betonten Wort leuchteten seine Augen.

Sie senkte das Antlitz, denn vor dem Wort Liebe, das unnennbar in ihrer Seele träumte, hatte sie eine Bängnis, die wie hohe, heilige Ehrfurcht war, und sie wagte nicht, es auszusprechen noch ausgesprochen zu hören.

Keck erfaßte er die Hand der Keuschen und fragte: „Ich hab' ein Rätsel zum Raten. Acht Monde weilte ich im Dünendorfe und sah Euch nicht, und die Monde waren Jahre . . . acht Tage bin ich jetzt im Dienste Eures Vaters, und sie verrannen wie Stunden mir . . . woher kommt das?“

Isa hatte sich von ihrer Scheu erholt, ihre Grübchen krausten sich wieder. „Leicht ist die Lösung. Dem Fleißigen fliegen die Tage wie lustige Vöglein dahin, dem Faulen aber schleichen sie gleich schwarzen Regenschnecken. Macht Euch geschwind an Eure Arbeit!“

Die Wage aber hatte gute Ruhe.

Während diese beiden ihr neckendes, tändelndes Spiel trieben, stieg ein anderes Mägdlein aus dem Oberstocke herab und trat zu dem in sein Wachstäfelchen vertieften Deichschreiber, der im Torwege wartete und, nach seiner beharrlichen Weise, noch einmal dem Ratsherrn Vorhaltung machen wollte.

War das nicht Isa, die doch nicht an zwei Orten sein konnte? Oder eine Doppelgängerin, die ihr aufs Haar glich? Wunderbar! Dieselbe schlanke, schwebende Gestalt, dasselbe glänzende Blondhaar und dieselben feinen, kindlich süßen Gesichtszüge!

Die Mannigfaltigkeit der schaffenden Natur pflegt niemals völlig gleiche Gebilde hervorzubringen, und doch schien dies Mägdlein das völlige Ebenbild der andern.

Isa und Inge waren Zwillingsschwestern, und der genaue Beobachter, der sie beieinander sah, unterschied sie wohl. Jene hatte dunkle, große, glänzende Augen, die auf dem Untergrunde des lichten Antlitzes zwiefach leuchteten. Inge aber blickte mit den vergißmeinnichtblauen Augen mehr fröhlich als fromm in die Welt hinein. Insonderheit in ihrem Wesen waren die Schwestern grundverschieden, sintemal Inge keine Träumerin war, sondern als kleiner, unruhiger, lustiger Singzeisig durch Haus und Hof sprang.

Sie trat mit tänzelndem Schritt hinter Folkert und zupfte ihn am Arme. Sein langes, grübelndes Rechengesicht klärte sich auf.

„Löblicher Herr Deichschreiber, könnt Ihr im Boot die Segel setzen und mit dem Ruder richtig steuern?"

„Nein, ich kann es nicht," antwortete er kurz und sah sie an. Seine Augen hatten einen Ausdruck, als wenn sie sprechen wollten.

„Haha, Ihr könnt nur als Deichmeister den blanken Hans bekämpfen und wagt Euch nicht auf die Allmende Eures Feindes hinaus."

Kränkte ihn das silberhelle Lachen? Er sagte sehr ernst: „Nein, ich kann auch den blanken Hans nicht bekämpfen, wie ich will . . . die Deiche verfallen und versinken, und nimmer ist Geld vorhanden für das, was das Eine und Erste dieses Meerlandes sein sollte."

Mit spaßigem Schauder wehrte sie ab. „O, o! Laßt uns nicht von Geld und so gemeinen Dingen, sondern von dem, was hübsch und höfisch, lustig und lieblich ist, miteinander reden!"

Folkert jedoch schwieg, nur sein schüchterner Blick sagte betrübsam: Ich fühle, ein wie linkischer Mann ich bin.

Der Kobold merkte seine Verlegenheit und neckte: „Tuet doch den Mund auf, Herr Deichschreiber! Wenn Ihr auch nichts Angenehmes an mir zu sehen und nichts Höfliches mir zu sagen vermögt, so rühmet wenigstens mein knisterndes Brokatkleid, das ich zu Ehren des guten Heiligen angelegt . . . ist es nicht fein und jede Falte mit Geschmack geglättet?" Ihre kleinen Hände strichen gefallsüchtig über das Gewand.

Folkert tat den Mund auf, und demselben entplatzten wider seinen Willen die unhöfischen Worte: „In Rungholt sind genug Gecken, die Euch sagen, wie schön Ihr seid."

Fedder Heikens und der Dompriester kamen langsam die Treppe herunter. Inge hüpfte dem Vater entgegen und schmiegte sich an seine Schulter.

Ein Schein von Vaterfreude flog über das pharaonische Gesicht.

„Wenn das Kätzchen mich umstreicht, will es durch Schmeicheln etwas erlangen."

„Ja, ich habe eine Bitte. Wir möchten zur Nacht eine Bootfahrt machen und nach der Flathallig hinüberfahren, um die Beeken zu sehen, die auf dem Süd- und Nordstrande abgebrannt werden, wir wollen auch selber Pech und Reisig mitnehmen, um ein Sonnwendfeuerlein zu entzünden."

„Wer soll Euch fahren?" fragte der Vater.

Der Priester, der an dem schönen Gottesgeschöpf ein großes und menschliches Wohlgefallen hatte, drängte sich vor und tupfte Inge auf die Wange. „Da könnte ich fast Lust verspüren mitzutun, um der Jugend als Schutz zu dienen."

„Hochwürdiger!" schnippte sie, „es verträgt sich nicht mit Eurer Würde."

Heikens hatte sich die Sache überlegt. „Wenn das Wetter gut wird, will ich Euch ziehen lassen und den Fischer Jap bestellen, daß er Euch nach der Flathallig hinübersetze."

„Jap?" Das Mägdlein machte ein spaßhaft erschrockenes Gesicht.

„Jap? Wenn er trunken ist, wird er uns auf eine Sandbank festrennen oder das Schiff kentern . . . und Ihr habt keine Tochter mehr. Nein, ich weiß einen Schiffer . . . unser Kaufgeselle Kurt kennt alle Watten und versteht ein Boot zu steuern vor und gegen den Wind."

„Doch ist er ein zu großer Windbeutel, als daß ich ihm meine Kinder anvertrauen möchte." Der Ratsherr rief seinen Deichschreiber.

„He, Folkert! Wollt Ihr mitgehen? Auf Euch wäre guter und ganzer Verlaß."

„Ja, ich fahre mit," war die kurze Antwort, der Blick aber war fröhlich, als wäre ihm große Freude widerfahren.

„Er tut's aus purer Frauenpflicht," bemerkte Inge traurig und trocken.

Im Torweg kehrte sich der Vater. „Was Ekke? Er wird greinen, wenn er daheim bleiben muß."

„Nein, er wird himmelhoch heulen," lachte die Schwester, „darum mag er als Bootsballast auf einer Bank verstaut werden."

Theodorus und der Ratsherr schritten über den Hof und nach dem Kornspeicher, und der Sprühregen fiel.

Oben auf dem Boden war merkwürdige Stille. Es ist nicht gut, wenn große Kinder, die ihr lautes, lachendes Spiel getrieben haben, plötzlich verstummen.

Kurt ließ Isas Hände nicht los.

Das Mägdlein atmete tief, suchte nach einer unverfänglichen Rede und sprach — vom Wetter. „Wie kann ein Mittsommertag ohne hellen Himmel und Sonnenschein sein? Wird der Regen bis zum Abend dauern?"

„Der Laubfrosch in meinem Fenster quakt immerzu: Natt—natt! Und er ist ein zuverlässiger Wetterprophet, daß es naß bleibt."

„O weh, wir wollten gen Abend eine Bootfahrt machen."

„Schlimm, schlimm! Die Fahne steht festgemauert im Südwesten, und Ihr kennt das Sprüchlein: Südwestregen und Weibergreinen hat nimmer ein End."

„Ja, wenn Ihr also mir die Hände zerdrückt, muß ich vor Schmerz weinen."

Da ließ Kurt plötzlich die Hände fahren, hob blitzflink einen Sack auf die Wage und bückte sich nach dem Eisengewicht.

Zwei Schritte knarrten auf der Stiege, und er kannte den einen.

„Geht, Jungfer, sonst könnte es ein fürchterliches Unwetter geben."

Eifrig schaufelte sie Gerste in die Schürze.

Ein roter Kopf mit aufgeblähten Backen und großen, glotzenden Augen kam zum Vorschein. Theodorus meinte zu hören, daß zwei auseinander stoben. Verächtlich maß er den Gesellen, der sich zum Schein über die trockene Stirn wischte.

„Ist Euch vom Schäkern warm geworden? Hm . . . hm . . ."

Sein Auge fiel auf Isas Gestalt und hatte auch an diesem Gottesgeschöpf ein groß menschliches Wohlgefallen. Mit der fetten, segnenden Hand streichelte er ihr das Haar. „Der Herr behüte Eure Kindesunschuld!"

So lange fuhr er fort zu streicheln, bis sie den Kopf zurückzog und den Segen abschüttelte.

Heikens nickte Kurt herbei und fragte herrisch: „Verstehst du ein Segelboot zu hantieren, und bist du mit den Watten vertraut?"

„Ja, Herr!" Der Kaufgeselle machte ein sehr bescheidenes Gesicht.

„So magst du meine Kinder nach der Insel hinausfahren . . . geh' an dein Werk!"

Der Rats- und der Kirchherr gingen über alle Böden, um die großen Vorräte in Augenschein zu nehmen. Sie redeten gedämpft und meist in halben Sätzen.

„Ob der Preis nach der Ernte steigen oder fallen wird? St. Johannisregen bringt keinen Segen."

„Ich kalkuliere . . . steigen, steigen . . ." Fedder rechnete eifrig im Kopfe.

„In unserm Dezemspeicher lagern noch 800 Tonnen."

„Ich mag das doppelte haben . . ."

„Was, wenn wir den neuen Zehnten dazu legten und alles bis nach Weihnachten hielten?"

„Hm, hm . . . ich könnte sehr viel auf dem Halme kaufen und alles aufspeichern . . ."

„Wir müßten aber einig sein . . ." Zur christlichen Einmütigkeit ermahnte der Priester.

Dem pflichtete der Kaufherr mit Überzeugung bei. „Ja, einig und standhaft halten wir das Korn . . ."

„Bis die Tonne Roggen zwölf Schillinge kostet . . ."

„Wie Anno 1290 in dem bösen Mäusejahr . . ."

Mit leisem Geräusper rieben sie sich die Hände.

Das geschäftliche Gespräch schien zur Zufriedenheit beendet. In einem plötzlichen Drange aber griff der Priester vertraulich nach dem Arm des andern und setzte eine wahre Unheilsmiene auf.

„Habt Ihr noch ein Bedenken?" sagte Fedder.

„Herr Heikens . . . ich möchte Euch raten, heute abend mitzugehen. Bei den Mittsommerfunken ist es feuergefährlich für unerfahrene Herzen."

Ein Spottzug zerrte um die schmalen Lippen. „Ich habe keine Zeit zu Narreteidingen . . . Isa und Inge wissen, daß sie die Töchter des Rungholter Ratsherrn sind.“ — — —

Der rote Theodorus hatte seinen zweiten Vormittagsgang gemacht und war bei dem Domherrn gewesen, welcher sogleich den Vikar Paulinus rufen ließ. Längst war die Morgensprach vorüber, und es mußte eine sehr dringliche Sache sein.

Der Blick der grauen Augen war böse, Paulinus aber zagte nicht, trotzdem die Stimme seines Präpositus gleich zum Anfange schreiend war.

„Es hat meinem Vikar gefallen, ein neues kanonisches Gesetz in diesen Siebenharden zu geben. Ich mahne und moniere zum zweiten und letzten. Wie durch dritte Personen glaubhaft festgestellt worden, habt Ihr die Leiche des Scharfrichterweibes heimlich und nächtlicherweile eingesegnet. Nach den Willküren, die für Rungholts Kirchen gelten, sollen unehrliche Leute ohne das Ehrengeleit der Kirche an ihrem Ort versenkt werden. Warum habt Ihr dawider gehandelt?“

„Als ich gebeten wurde, brannte ein Erbarmen in mir und übermochte mich.“

Das blutlose Gesicht blieb kalt. „Es gibt auch einen sogenannten Armen-Hochmut, wie wir ihn bei den Bettelmönchen nicht selten finden. Müßt Ihr aus geistlicher Hoffart anders handeln, als alle Eure geistlichen Brüder?“

Paulinus gab als Antwort die Frage: „Wird etwa die Hoffart zu Henkersleuten sich setzen?“

Voll Argwohn wurden die grauen Augen. „Oder hat der Büttelmeister Euch bezahlt? Ja . . . ja . . .“

„Beim lebendigen Gott! Ich habe keinen Heller erhalten.“ Paulinus, der zurückgeprallt war, trat dicht vor den Domherrn mit festen Füßen. „Ich selbst bin von unehrlicher Geburt und habe keinen Vater, darum ward mir von Gott der Zug zu den Elenden eingepflanzt, und mein Herz muß

sich der Ausgestoßenen und Geringsten erbarmen . . . ich konnte nicht anders . . . Gott helfe mir!"

Theodorus erwog mit schneller Klugheit, daß er durch Worte der Schrift leicht geschlagen und in Nachteil gesetzt werden könne. Schlau vermied er diese Scylla seiner Autorität, ließ auf kein Disput sich ein, sondern sagte maßvoll: „Nein, nein . . . ich darf nicht mißbilligen, daß Ihr ein Armeleute-Herz habt. Aber ich muß den Ungehorsam gegen das kanonische Gesetz strafen. Zum zweiten und letzten will ich eine gelinde Pön verhängen. Ihr sollt vier Wochen lang ins Graukloster gehen und Pönitenz tun mit Fasten und Kasteien. Meine eigne Ledergeißel will ich Euch mitgeben."

Aus dem Schranke nahm er die Geißel. Sie schien noch neu und unbenutzt.

Die Rede dieses Theodorus war nicht ja — ja, noch auch nein — nein, sondern sie war beides und er selber ein kluger, gelehrter und grundsätzlicher Ja- und Nein-Theologe.

Der Regen hatte aufgehört, und die Mittsommersonne brach durch das Gewölk, als Paulinus ins Kloster ging. Der Priester Theodorus, der ihm begegnete, grüßte tief, tiefer als je. Es war aber kein gutes Grüßgott.

Über den Markt weiter schreitend, kam er an dem Ratsherrnhause vorüber. Vor der Tür stand Fedder Heikens mit seinen beiden Töchtern und hatte einen vollen Beutel mit Kupfermünzen in der Hand. Um ihn stieß und drängte sich ein Schwarm von privilegierten Bettlern, die das vorgeschriebene Abzeichen, einen roten Tuchlappen auf der Brust, trugen, und Hunderte von schmutzigen Fingern streckten sich empor. Es war nämlich der Mittwoch sein ständiger Almosentag, und er teilte jedem einen Blaffert zu.

Schräg und salbungsvoll neigte der vorübergehende Priester das Haupt und segnete mit der Hand und sprach sehr laut über den Markt, so daß alles Volk es hörte: „Ei, welch ein liebliches Bild der wahren Menschen- und Nächstenliebe, das meine Augen schauen!"

Fedder Heikens hörte den Segen und gab den lahmen Krüppeln, welche erst zuletzt sich vordrängen konnten, zwei Kupfermünzen. — —

Glänzend, groß und goldig waren die Gewässer, leis und langsam sank die Sonne des Mittsommertages. Mählich und unmerklich stieg die Flut der Westsee, gleichwie aus der Tiefe quellend und unhörbar über alle Watten und Sandplatten schwellend.

Vor dem Abendhauche strich ein Boot aus dem Rungholter Hafen und über das Meer, und mit seinen ausgebreiteten Segeln schien es unbeweglich auf den ruhigen Gewässern zu schwimmen. Die in der Fischerquas saßen — zwei Männer, zwei junge Mädchen und ein Knabe — merkten an dem gurgelnden Kielwasser, daß sie nicht stille standen, und immer kleiner wurden die Häuser hinten auf dem Strande.

Kurt saß am Steuerruder, Inge trällerte eine Lenzweise, und Folkert lauschte dem Klang ihrer Stimme, sein Auge aber starrte ernst und tiefsinnig über Bord. Isa ließ liebkosend die Finger durch das lauwarme Wasser gleiten und blickte nach dem Sonnenuntergang.

Die Schwester tauchte lachend die Hand ins Meer und spritzte ihr einige Tropfen ins Antlitz. „Erwache, Traum-Isa! Woran dachtest du?"

„Ich sann darüber nach, wie wunderlich der Abend dieses Tages geworden ist, der in der Morgenfrühe grau und trübe weinte. Gilt das auch von den Menschen? Nach vielem Morgenregen wird es um den Abend licht?"

Was hatte Folkert wohl gesonnen? Er sagte barsch: „Die Schiffer sagen anders . . . nach allzu grellem Aufgang geht die Sonne schlecht und schmutzig unter."

Aber Kurt fiel ihm in die Rede: „Ein rechtes Menschenleben muß von seinem Auf- bis zu seinem Niedergange licht sein. Ist heut nicht Sonnenwende? Laßt uns singen und lustig sein!"

Er stemmte das Ruder gegen den Rücken, um den Kurs zu halten, nahm Ekke auf die Arme und schaukelte ihn nach der Melodei:

„Suse — bruse!
Wat weiht de Wind!
Wiege dat Kindje,
Dann slöppt et geswind."

Der Wind aber säuselte nicht, sondern schlief ein, und schlaff hingen die Segel.

Darum setzten sich die Männer auf die Ruderbänke und trieben das Boot mit kräftigen Schlägen vorwärts. Schnell näherten sie sich dem kleinen, flachen, nur von brütenden Möwen und Wildenten bewohnten Eiland, das wie ein dunkelgrünes, ins Meer geworfenes Rasenstück auf den dämmerhaften Gewässern schwamm. Der Kiel schurfte auf dem Grunde des weithin seichten Ufers, das kein Landen gestattete.

Kurt entledigte sich der Schuhe und Strümpfe und blinzelte vergnüglich. „Da hilft kein Staken mehr . . . wir müssen uns alle barfüßig machen und hinüberwaten."

Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und berieten sich flüsternd, und Isa erklärte, daß sie in diesem Falle im Boot bleiben werde.

Der Steuermann glitt über Bord, um die Fahrgäste ans Land zu tragen. Zuerst kam Folkert an die Reihe, der auf den breiten Rücken kletterte und die langen Beine durch das Wasser schleppte. Dann ward Ekke wie ein Bündel unter den Arm geschoben, und der bangherzige Knabe heulte laut auf, weil der lose Witzbold aus dem Dünendorfe tat, als wenn er ihn fallen ließe.

Der Färge watete hin und zurück, und Isa blieb die letzte im Boote. Eine scheue Furcht überkam sie, ihr Herz pochte in heftigen Schlägen.

Die drei ans Land Gesetzten gingen vorauf nach der Höhe der Hallig, ohne zurückzuschauen. Folkert trug das Reisigbündel, und Inge rollte das Pechtönnchen vor sich her.

Schwirrender Flügelschlag und krächzendes Geschrei störte die tiefe Stille der unbewohnten Insel. Der Unart von Ekke hatte seinen Spaß daran, die schlafenden Möwen aus ihren Nestern aufzustören.

Kurt streckte die Arme über den Bootsrand, doch das Mägdlein beugte sich weit zurück.

Er bat: „Komm, komm!" und zog sie an den Händen immer näher.

Willenlos ließ sie den Starken walten, der sie sanft und sittsam emporhob. Der Weg des Watenden aber war weit und groß die Versuchung, der er unterlag. Ihm ging der Atem aus, und nicht von der leichten Bürde, die er trug. Er blieb stehen, über den Wassern sie haltend und ihre Gestalt umschlingend.

Isa wehrte und sträubte sich nicht, sondern tat einen tiefen, tiefen Seufzer. „O! Tragt mich ans Land! Mir ist, als müsse ich ertrinken . . ."

Da gab die Stärke seiner Liebe ihm die Herrschaft seiner selbst und eine plötzliche, die Versuchung überwindende Kraft. Lang ausschreitend, stieg er ans Land und setzte die Erbebende am Ufer nieder.

Vor seinem brennenden Blick sah sie niederwärts und stammelte in ihrer Wirrnis: „Ihr seid schlammschwarz bis zu den Knien."

„Aber mein Herz ist weiß, sintemal ich heute ein Seelbad genommen habe." Unter Lachen und Geschwätz barg seine Unruhe sich.

„Ein Seelbad? Seid Ihr zur Beicht gewesen?" Sie verstand nicht seinen Witz.

„Als armer Schlucker war ich in dem Freibade, das die fromme Frau Rieverts zum Heil ihrer sündigen Seele gestiftet hat." Er lachte überlaut.

Und Isa hauchte ganz leise: „Wie kann Euer Herz gut sein, da Ihr so große Bängnis mir bereitet?"

„O, das Liebste, Süßeste und Schönste, das in aller Welt ist, möchte ich Euch bringen und bereiten . . . das wird und kann kein anderer Mensch noch Mann für Isa Heikens tun oder tragen."

„Laßt uns zu den andern eilen!" bat sie.

„Ich heiße Widerich, weil ich immer widersprechen und auch Eurer Meinung zuwider sein muß. Laßt uns am Strande entlang gehen, damit der Weg zur Höhe uns weiter werde!"

Er faßte ihre Hand, und sie mußte ihm folgen.

Nach einer Weile kam die furchtsame Frage: „Wohin geht Ihr mit mir?"

„Ich gehe, mein Glück zu suchen . . ."

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, als er mit einem jähen Ruck sich niederbückte und aus dem grauen Schlick einen braunen, blitzenden Stein emporhob. Es war ein hell glänzendes Bernsteinstück, größer als ein Taubenei, ein seltener und kostbarer Fund an dieser Bernsteinküste.

Der vor Freude Bestürzte brach in den Jubelruf aus: „Ich habe meinen Glücksstein gefunden . . . heute wird mein Glück aufgehen und meine Sonne sich wenden."

Sogleich drückte er den schimmernden Edelglast ihr zwischen die Finger. „Tragt es an einem Kettlein innen auf der Brust . . . es ist ein Talisman und macht das Herz gefeit."

„Nehm' ich nicht mit dem Stein Euer Glück?" lächelte sie.

Geheimnisvoll sah er sie an und sagte: „Wir beide haben nur ein Gut und Glück auf Erden."

Da rief Inge von der Höhe herab: „Ihr Nachtfalter, fliegt her zum Feuer, das wir zünden!"

Die Mittsommernacht war wie eine traumhafte Dämmerstunde. Alle Lüfte schliefen, und keine Welle kräuselte sich. Groß und glatt und gleich einem tiefen Märchen lag das Meer rings um Flathallig. Im Osten leuchtete es grellrot auf

und wurde zum mächtigen Feuerschein, als sei ein Schiff auf hoher See in Brand geraten.

„Die Rungholter haben unten am Hafen ihr Beckenfeuer entfacht.“ Inge klatschte in die Hände.

Überall gen Norden und Süden schlugen Flammengarben, als wie auf den Gewässern, wie das getäuschte Auge glaubte, empor. Es waren aber die Strandinger, die auf allen Uferhöhen zu Ehren des St. Johannis ihre Becken brannten.

Kurt schichtete das Reisig, Folkert schüttete Pech darüber, und Inge schlug aus dem Stahl den springenden Funken, der in das zischende Pech fuhr und blitzgleich zum Flammenmeer wurde.

Inge schwätzte immerzu: „Ei, das werden sie auf dem Lande sehen und verwundert hin und her raten . . .“

„Still, still!“ flüsterte die Schwester, „um das Sonnwendfeuer muß man sich ohne Laut stellen und einen leisen Herzenswunsch tun . . . der wird durch St. Johannis' Fürbitt erhört von Gott.“

Alle traten in den Ring und schauten tiefsinnig in die Glut. Bis auf den Knaben, der einen Korb voll Honigbretzeln heimlich begehrte, hatten alle nur einen Wunsch, denn eines Glückes begehrt die Jugend.

Bald fand die lose Inge dieses feierliche Schweigen lachhaft und sagte laut ein altes Johannissprüchlein:

„Ich wünsche mir als Heiratsgut:
Marthas Fleiß, Marias Glut,
Schön wie Rahel, klug wie Ruth!“

„Fromm ist die Heiratsbitt,“ schmunzelte Kurt, „aber erst und vor dem Heiratsgut muß der Mann erbeten sein.“

Inges blaue Augen sprühten vor Lust. „Nach der Sitte der Altvordern soll man dreimal um das Feuer reigen!“ Sie haschte nach dem Arm des langen und noch immer tiefsinnigen Deichschreibers.

Unhöfisch zog er den Arm zurück und barg die Blödigkeit unter dem barschen Wort: „Ich kann nicht wie ein Grashüpfer auf dem Rasen springen.“

Das Mägdlein tänzelte allein um die Flamme, die Schleppe ihres Brokatkleides fegte über den Grund — und kam der Scheiter zu nahe.

Folkert, der mit den Augen unverwandt ihr folgte, machte einen langen Schritt, riß sie mit einem festen und fast groben Griff zurück und fing an, mit den geschmierten Stiefeln den Saum ihres feinen Kleides zu zerstampfen.

„Seid Ihr toll und des Teufels?" schrie sie, entsetzt um ihr schönes Gewand.

„Ja, einer von uns beiden ist es," schalt er brummend und stampfte weiter, „warum tragt Ihr die eitle Schleppe, die man Pfauenschweif nennt? Wollt Ihr bei lebendigem Leibe in Lohe aufgehen?"

Die Übermütige erblaßte, als sie die Gefahr bemerkte, in der sie geschwebt. Treuherzig nahm sie Folkerts Arm und schaute dankbar zu ihm empor. „Mir sind noch alle Glieder und die Zunge von diesem Schreck gelähmt . . . ich muß mich ein wenig vertreten und will rings um den Strand gehen. Weil Ihr mit mir zu tanzen verschmähet, sollt Ihr zur Buße das Geleit mir geben."

Der Deichschreiber lächelte still und stumm. Soviel er auch wußte und sagen wollte, es blieb ihm in der Kehle stecken.

Inge aber erholte sich schnell und spitzte schwermütig den Schelmenmund. „Gute Gottesmutter! Wenn ich zu einem Aschenhäuflein verbrannt wäre . . . Folkert . . . wäret Ihr nicht vor Leid gestorben?"

Mit einem Ruck des Kopfes sah er sie an und stammelte: „Ja, ich glaube . . . daß ich gar elend und gleich wie ein Toter geworden wäre . . ." Seine Lippen schlugen zu.

Nachdem beide eine Weile stumm gewandert waren, flötete das Spottvöglein: „Ihr seid ein sehr unterhaltsamer Herr."

Der Deichschreiber zog die Brauen hoch und schwieg.

Inge hob zierlich mit zwei Fingern die Schleppe Pfauenschweif und lispelte: „Ich muß wohl mit Euch vom Deichwerk reden, wenn Ihr drei Sätze hintereinander sprechen sollt. Habt Ihr nicht die Entdeckung gemacht, daß alle Deiche Rungholts viel zu steil stehen und einen Winkel von — Gott weiß wieviel — Graden haben müßten?"

„Ja, ich habe meinen Satz bewährt und bewiesen . . . den steilen Damm unterwühlt die Flut, an dem schräg abfallenden aber rollen die Wogen empor. Und sie glauben meiner Deichpredigt, aber sie tun nicht danach um ihres Geizes willen."

„Ich habe meinen Vater sagen hören, daß die Westsee nicht mehr so wild sei als in den Tagen unserer Altvordern."

Er trat hart auf mit den geschmierten Stiefeln. „Ich aber sage: Wenn eine wirkliche Manndränke kommt, wird der Südstrand im salzen Wasser ersäufen."

Erschauernd hielt Inge sich den Kopf und mit den Händen die Ohren zu. „O, mir wird so eisig, heiß und angst, wie nachts, wenn ich im Traume vom höchsten Kornboden stürzte. Wie könnt Ihr an dem leuchtenden Mittsommerabend von Manndränke, Tod und Menschensterben reden?"

Folkert verstummte, und das Deichgespräch riß ab.

Bald geriet das Mägdlein aus dem Erschauern in die Langeweile. „Ihr seid just kein Redseliger . . . wenn ich aber mit mir selber plapperte, würde es unschicklich und wider das schöne Maß der Frauenzuchten sein. Ich muß aber eine Menschenstimme hören und will für mich selber singen . . . Ihr mögt Euch gleich dem Ulixes die Ohren mit Wachs verstopfen."

Inge sang hoch und klar, süß und innig:

„Lieblich hat sich gesellet
Mein Herz in kurzer Frist
Zu einem, der mir gefället,
Gott weiß wohl, wer er ist."

Folkert lauschte dem hellen Schall und Schlag. Aber in ihm war das Maß, die Mutter aller Tugenden, und der Pflichttreue fragte nicht, wer es sei, dem ihr Herz sich gesellet, und faßte nicht nach der Hand, die ihm so nahe.

An dem glühenden, niedrig züngelnden Feuer lag der Knabe, den Kopf in den Ärmel gewühlt. Ekke war eingeschlummert und sang mit der Nase eine eintönige Melodei.

Kurt und Isa waren ganz allein und in das Dunkel außerhalb des Scheinkreises, den die Flammen warfen, getreten.

Ist nicht der Mittsommer die Maien- und Minnezeit dieses rauhen Meerlandes? Lau und von Liebeslust geschwängert waren die Lüfte, verschwiegen die Nacht und heiß die Herzen. Hin und herüber, im Hauch der Lippen und Blick der Augen, sprangen die Funken.

Isa hatte, um in des Höchsten Hut zu sein, die Hände gefaltet, aber sie fragte leise: „Kurt, was habt Ihr am heiligen Feuer Euch gewünscht?"

„Ihr wißt es," stieß er hervor, „Leben . . . Licht . . . Liebe, denn ohne Euch ist alles dunkel und tot . . . und ich weiß auch, was Ihr vom St. Johannis erbeten habt."

„Wie könnt Ihr meine geheimen Gedanken lesen?"

Kühn sah er sie an und sagte: „Ich sehe Euch ins Herz hinein . . . es möchte eines und nichts anders, als daß ich Euch lieb habe . . . und ich habe dich lieb, mein herztrautes Traum-Isalein, sehr lieb. Dich muß ich haben . . . du bist es alleine, die ich minne und meine."

Das Kind erbebte in freudiger Furcht und weher Wonne.

Er nahm den Engel vom Rungholter Markte in die ungestümen Menschenarme. Die gefalteten Hände lösten sich und legten sich um seinen Hals.

War das die kleine, keusche, still verträumte Isa? Just in die ruhig reinen Seelen schlägt's wie Gottes Wetterstrahl.

Sie küßte ihn mit brennenden Lippen.

Wer liebt, der lebt im Nu der Gegenwart das Leben aus. Was war und sein wird, ist vergessen und versunken.

Ein feiner weißer Nebel zog, gleichwie der Schleier jener Fee, die in Johannesnächten geht, der zaubermächtigen Frau Minne. Sie waren in ihrem Bann gefangen und gefeit und mußten sich liebkosen und küssen ohne Ende.

Durch die Stille der Hallig und zu ihnen herüber drang Inges schmelzende Weise. Klingenden Widerhall fanden die Worte, und dicht an ihrem Munde hauchte Kurt:

„Lieblich hat sich gesellet
Mein Herz in kurzer Frist
Zu einer, die mir gefället,
Ich weiß wohl, wer sie ist."

Die Tochter des reichen Ratsherrn von Rungholt umschlang den geringen Knecht ihres Vaters, an seine Brust geschmiegt, und er jubelte: „Sonnenwend, Sonnenwend! Das Leben, das in allen Dingen mir zuwider war, hat sich in hohes Freudenheil verwandelt, und meine Sonn' und Wonn' ist aufgegangen, und Kurt Glückselig will ich fortan heißen."

Die Schritte der andern näherten sich dem Lichtkreise, und man hörte Inges lautes Sprechen: „Nun müßt Ihr den faulen Mund auftun und ein Liedlein singen."

Folkert fuhr zusammen und sang mit seiner schönen Singstimme, was ihm just einfiel oder in seinem schwermütigen Sinn gelegen, nämlich den alten Reim:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod
Und hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden —
Hüte dich, schön's Blümelein!"

Durch die süße Nacht voll Lieb und Leben fuhr das traurige Todeslied wie ein schneidender Mißklang. Schreckhaft ließen die Kosenden voneinander.

Inge aber bedräute den Sänger. „Wie könnt Ihr in der fröhlichen Johannisnacht ein schauriges Unkenlied krächzen?"

Alle schwiegen gedankenverloren und gingen zum Strande. Ein feuchter, kühler Nebel stieg und ballte sich, wie das Gewand der verrunzelten Schicksalsfrauen, der ewig alten, die nimmer sterben und das verworrene Gespinst des Menschenlebens weben.

Auf der Heimfahrt wurde nicht gesungen. Nur das einförmige Knarren der Ruder und das Plätschern des Wassers unterbrach das Schweigen.

Kein Lichtschein drang über das Meer.

Alle lustigen Beekenfeuer waren graue Asche geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Paulinus lag auf seinem harten Lager im Graubrüderkloster und schlief nicht. Die Geißel des Domherrn, die an der kahlen Wand hing, war nicht mehr neu noch unbenutzt. Er hatte sich lange gekreuzigt und im Gebet gedemütigt. Für Oda und Maike und Nomme und Meinert, für alle Armen und Geringen in Rungholt und dem Dünendorfe tat er Fürbitte bei Gott. Auch für den Domherrn und die Ratmänner und die Reichen bat er: Vergib uns allen unsere Schuld!

Durch das offene Fenster drang ein heller Schein. Er besann sich, daß es das Beekenleuchten sei.

Heute ist Sonnenwende. Hat auch meine Sonne ihre Höhe überschritten? Und soll ich nimmer ein Priester nach dem Drange meines Herzens und dem Willen meines innersten Wesens, ein Tröster und Helfer der Elenden sein? Oder will Gott, daß ich aus der Sonne an einen Schattenort und in die Stille gehe?

Er rang in Fragen und Zweifeln. Versuchlich trat der Gedanke an sein Lager, Gelübde zu tun und aus der unruhvollen Welt in den Klosterfrieden zu ziehen!

Gen Morgen fiel Paulinus in einen festen Schlummer. In seiner Zelle webte der Geist, der hohe und heilige, der in den demütigen Herzen wohnen und thronen will.

Nach einer Woche erwiesen die Franziskaner ihm hohe und unerwartete Ehre. Sie hatten den stillen, bescheidenen Büßer so lieb gewonnen, daß sie ihn in die Fraternität ihres Klosters aufnahmen.

Es mutete ihn wie ein göttlicher Wink an, ins Kloster zu gehen, — und dennoch ist Paulinus Frisius kein Barfüßermönch geworden.

*

Sechster Abschnitt.

Die verlorene Beichtschrift.

Im Schwale des Doms stand ein Knabe, die lateinische Grammatik und die Wachstafel unter dem Arm, und wischte sich an den Augen. Sonst kein Tränenkrüglein, war er heute dem Weinen sehr nahe, denn an vielen Tagen hatte er den Lehrer vergebens gesucht und stets die Schwalkammer leer gefunden.

Bei dem trüben Wetter und den dunkel drohenden Regenwolken wollte der immer fröstelnde Domherr im Schwale sich ergehen und kam den langen Gang hinauf, halblaut aus seinem Breviarium vor sich hinbetend. Seine Augen glitten über das Buch hinweg, warfen einen Schrägblick nach dem Knaben und erkannten den einstigen Domschüler, der so gar viel gefabelt von Frieslands Fluten und von den Predigern und Pröpsten, die mit auf die Sturmfahrt gemußt.

Barsch nahm er ihn ins Verhör. „Bursche, warum flennst du?“

„Seit Wochen suche ich vergebens den Herrn Vikar und fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist." Das ehrliche Kindergesicht sah betrüblich empor.

„Was hat der Vikar noch mit dir zu schaffen und was willst du von ihm?"

„Ich will . . . ich will etwas lernen," stotterte Meinert, „alle Tage hat er mir ein paar Freistunden erteilt."

„So, so!" Theodorus Albus verzog den großen Mund und sagte: „Geh nur flink heim zu deinem Vater! Der Vikar tut im Graukloster Pönitenz und darf nicht gestört werden."

Der kleine Webersſohn, dessen betrübliche Miene sich erhellte, stapfte gehorsam über den Estrich, und die bloßen Füße patschten und klatschten eilig.

Aber Theodorus rief ihn zurück. „He! Du Knirpslein! Was willst du lernen?"

„Latein und Logika und die Historie der Römer, Germanen und Friesen," lautete die wackere und etwas selbstbewußte Antwort.

Darauf gehörte ein Dämpfer, und der Domherr räusperte sich hämisch.

„Hö, hö! Du wirst trotz Latein und Logik ein Illiteratus bleiben und es nur zu einem Halbwissen bringen, welches bekanntlich aufbläht. Höre, mein Kleinling! Knochenstarke Arme, die tüchtig schaffen können, sind die Kenntnisse, die du dir erwerben mußt . . . und du täteſt besser daran, deinem verarmten Vater, der knapp sich und dich ernähren kann, zur Hand zu gehen."

„Das tue ich auch. Während mein Vater am Webstuhl sitzt, lese ich Holz und koche den Brei, suche Eier in den Dünen und füttere das Ferkel . . . auch das Garn hole ich aus den Häusern und trage das fertige Gespinst zurück."

„Recht lobesam!" murmelte der Domherr und legte nicht die Hand auf das Haupt des flinken und vielseitigen Burschen, der sich eilig entfernte.

Meinert wußte, wo er seinen Lehrer suchen müsse, und machte sich auf den Weg nach dem Franziskanerkloster. Auf der Straße, dicht an der Schwalmauer, stand ein Weib in einem schmucken Kleid, das vorne am Brustlatze mit Silberstücken behängt war; der Kopf aber war vom Schleiertuche umwunden und bis auf Augen und Nase verhüllt.

Es winkte dem Knaben. „Kennst du mich?"

Meinert sah etwas befangen zu ihr empor. „Ja, Ihr waret damals im Dome gewesen — und seid des Büttels Tochter."

„Ich bin's," sagte Oda, „seit Mittsommer habe ich den Priester Paulinus nicht mehr gesehen . . . ob er die Stadt Rungholt verlassen hat?"

Der Knabe machte eine schlaue Miene. „Ich weiß, wo er ist, und was gebt Ihr mir, wenn ich's verrate?"

„Drei Blaffert geb' ich dir." Oda langte in die Tasche und hielt ihm die Kupfermünzen hin.

Der Knabe nahm sie nicht, sondern sprach: „Lege sie auf den Prellstein dort, denn ich darf nichts aus deiner Hand nehmen."

Schamröte stieg ihr in die Wangen — auch die Kinder grauten sich vor ihr — aber sie tat, wie er wollte.

Der Kleine, der einen guten Handel gemacht hatte, lachte. „Paulinus ist im Graukloster, allwo er Buße tut."

„Buße?" sagte Oda zu sich selber, und der Knabe lief davon. „Müssen auch die Guten und Gerechten büßen? Die Menschen sagen: Wer Schweres erduldet, hat Schweres verschuldet. Aber mein Vater sprach, nachdem mein Mütterchen gestorben: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Gewißlich muß Paulinus so viel leiden, weil er ein Gottesliebling ist."

Oda war auf dem Wege zum Strande, wo die Marsch- und Meerblumen blühten. An der Sumpfwehle rupfte sie gelbe Wasserlilien, auf dem Deiche zweifarbigen Frauenschuh, hinter demselben weißen Klee und rote Strandnelken. Auch

Rispengras und grünen Wegerich wand sie hinein und steckte zuletzt ein paar Stranddisteln in den Strauß, sintemal auch das Schönste im Leben nicht ohne Dörnlein sei. —

Sehr bescheiden zog Meinert an der Klosterglocke — ein leises Klingling — und keiner kam. Er wurde von Beklommenheit befallen und machte in seiner Zagnis schnell ein Gelübde und einen Handel mit Gott. Das machte ihm Mut, stärker zu läuten — und ein Schritt schlurfte.

Der milde Franziskaner kneipte dem Knirps die Backen und ließ ihn hinein, um ihn zur Zelle des stillen Büßers zu führen. Im Flur hing eine eiserne Büchse an der Wand. Dahinein warf der Knabe seine drei Kupferblafferte und bezahlte sein Gelöbnis.

Nach dem Wurfe tat's ihm fast leid, doch er tröstete sich damit, daß es unehrliches Geld gewesen.

Paulinus Freude war groß und viel seiner Fragen nach allen im Dünendorfe, und ob sie ihre Abendsprache fleißig hielten.

Als Meinert ausführlichen und altklugen Bescheid gegeben, nickte er. „Morgen ist meine Bußzeit zu Ende, und du bringst mir einen Gruß aus der Welt, die ich verlassen möchte."

„Noch einen Gruß hab' ich . . ." Der Knabe fürchtete, eine Ungeschicklichkeit zu begehen, und zögerte.

„Von wem?"

„Von Hennekes Tochter, die nicht weiß, wo Ihr geblieben."

„Von Oda? Und sie hat sich gesorgt?"

Der junge Vikar blickte durch das enge Fenster in die Welt hinaus. Sein Geist ging über den Markt und den Friedhof und allen Spuren nach, die das Scharfrichterkind hinterlassen.

Plötzlich sah er auf den Tisch und schlug schnell das Buch auf. Der Schüler wurde zwei Stunden lang unterrichtet,

und es war ein gründliches Ausbessern und Ausfüllen der inzwischen entstandenen Lücken in Latein und Logika.

Als Meinert aus der Klosterpforte trat, stand Oda mit ihrem Strauße auf der Gasse, als habe sie auf ihn gewartet.

„Willst du noch drei Blaffert verdienen?"

„Ja . . . auch sechs, wenn es sein muß," sang der fröhliche Schüler.

„So nimm dieses Sträußlein und bringe es dem einsamen Büßer, denn Paulinus, der nur die Zellenwände und nicht die Sommerschöne sieht, hat die Blumen sehr lieb."

Meinert ergriff den Strauß und lachte sie an. „Nein . . . das tue ich nicht für Geld" — die Unehrliche erschrak ohne Grund —, „sondern gratis und umsonst, weil es dem Lehrer eine große Freude bereiten wird."

Er läutete und lief zurück in die Zelle.

Der junge Vikar beugte sich über die Blümlein, als gehe von den geruchlosen Feldgewächsen ein Wohlduft aus, und steckte das Angesicht immer tiefer in den Strauß hinein, fast als küsse er die Blumen, die unehrliche Finger gepflückt.

Ein plötzliches Glücksgefühl, das er nicht verstand, überkam ihn, und er sah aus dem Fenster mit überaus blanken Augen. Wie lustig die blühende Linde im Hofe, wie rot die Rosen, die an der Mauer hingen, wie groß und grün und gottesschön die Welt war!

Leise mit seiner Seele sprach Paulinus. Warum hat der Schöpfer die Sonnenschöne geschaffen? Damit ich davor mich verschließe und versperre? Oder fordert der Himmel von mir, daß ich ein Mönch werde? Nein, nein! Ich will aus der Klosterhaft gehen und in dem Stande bleiben, darinnen ich berufen bin, ein Mensch unter Menschen, ein Freund der Geringen, und ein Bruder den Brüdern.

Paulinus Frisius ist ein Plebanus und Weltpriester geblieben. — — — — — — — — — — — — — —

Es wehte kein Südwest und war ein rechtes Hochsommerwetter. Alle Morgen stand die Tagkönigin frühe auf, und

vor ihr wurde der Purpurbaldachin der Morgenröte ausgebreitet. Abend um Abend ging die Sonne goldig unter, und die schwül warme, dunkelnde Sommernacht kam. Alle Sterne standen am Himmel und lugten durch die Blätter der Büsche, und die leuchtende Venus blickte nach der grünen, verschwiegenen Rasenbank. Jeder Vogel saß bei seiner Vogelinne und schlief und gurrte im Traume. Unter jedem Gras und Blatt und in allen Lüften war ein Schwirren und Zirpen. Wenn die Menschen ihre Nachtruhe halten, erwacht viel kleines geflügeltes Getier zu seinem Tagwerk.

Es gibt auch unter den Menschen Schlaflose, welche die Nacht in Tag verwandeln, etliche aus Leid und etliche aus Lust.

Spät abends war der Ratsherr, wie immer, durch Haus und Hof gegangen und hatte die vielen Türen seines Gewefes verriegelt und verschlossen. Schwer schleppte er an dem Bund der großen Schlüssel, das er neben sein Kopfpfühl hängte, und glaubte alles wohl verwahrt und wohl versichert, sowohl seine Schätze als auch sein Gesinde.

Heikens nämlich war ein strenger und frommer Hausherr, der für den sittsamen Wandel seiner Leute sich verantwortlich achtete. Nach neun Uhr konnte kein Knecht mehr aus der Speicherkammer heraus, weil die Tür von außen verschlossen war.

Trotzdem und dennoch saßen selbzweie auf der Rasenbank und kosten, und in dem Lusthag hinter dem Hause wurden frohe Nächte gefeiert.

Im Unterstock des Kornspeichers hatte Kurt Widerich seinen elenden, mit einem winzigen Fensterladen versehenen Schlafraum. Die Tür hatte der vorsichtige Hausherr gegen Aus- und Einbruch verriegelt.

Aber die Liebe, wie groß sie auch sei, schlüpft durch ein Nadelöhr. Kurt nahm die Bettstatt als Leiter und zwängte sich, wie ein Marder, der in den Taubenstall schleicht, durch das enge Loch des Fensters.

Das Täubchen hatte vorne im Oberstocke seinen Verschlag und war mit der Zwillingsschwester in gutem Einvernehmen. Isa stieg, die Schuhe zwar nicht an den Füßen, sondern in den Händen, die Treppe hinunter und blieb vor dem Riegel der Hoftür stehen.

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, und sie sprach: „Ich darf nicht gehen." Ihre Finger aber gehorchten nicht dem Befehl des Mundes, sondern rückten an dem Riegel. Heftiger pochte der Mahner, sie seufzte noch einmal: „Ich darf nicht." Zwischen ihrem Herzen und ihrer Hand war Streit, aber die Hand war stärker.

Unhörbar flog der Riegel zurück, und sie huschte in den Garten.

Dort stand bereits Kurt mit ausgestreckten Armen, in die sie fiel. Verjagt war der Mahner aus der Brust, verschwunden die unsägliche Angst, die sie am Tage erlitt.

„Bei dir, Kurt, ist stille Ruhe und fehdeloser Friede."

Er streichelte sie. „Auch ich habe viel Leid und Langen und Bangen gehabt."

„Was hat dir solche Not bereitet?"

„Deine Schöne und Sänftigkeit und Scheu, mein Herztrautelein, hat mir viel süße Not gemacht."

Ihre Blicke gingen ineinander — o, das war ein Augenleuchten in der dunkelnden Sommernacht.

Und er sang leise:

„Wer nie Leid durch Liebe gewann,
Weiß nie, wie Herzliebe lohnen kann."

Isa, das verträumte Kind, war durch die neu schaffende Macht der Minne ein voll gereiftes Weib geworden, das sich an seine Brust schmiegte. „Kurt, ich muß dich lieben, ob ich auch davon verginge und verstürbe . . . ist das nicht Sünde?"

„Nein," sagte er, „die Liebe ist das Leben und ist allenthalben, im Himmel und auf Erden, nur ist sie nicht

in der Hölle ... wie kann sie Sünde sein und sündhaft machen?"

Auf der Rasenbank hielten sie sich umschlungen, vom Himmel strahlte die Venus zu ihnen herab. Hast du mich lieb? Das ist die eine und ewige Flüsterfrage derer, die sich lieb haben. Und Isa fragte immer wieder: „Hast du mich in Wahrheit lieb?"

Er antwortete ohne Maß: „Wenn ich meine Liebe ausredete, käme ich zu keinem Ende des Lobes. Um dich zu gewinnen, könnte ich alle Länder und Wüsten durchwandern und über das gefrorene Meer hinausfahren. Um dich zu erstreiten, vermöchte ich die Erde zu erstürmen."

„Du redest im Überschwange, mein Geliebter," hauchte sie. Doch seine Worte waren ihr ein herrliches Hohelied.

„Nein, Isa, wenn du mir genommen würdest durch böse Gewalt Gottes oder der Menschen ... ich weiß nicht, was aus mir werden würde ... ein Weltzerstörer, der alles Sein vernichtet ... zum Feuer würde ich, das alles frißt, zum salzen, ersäufenden Wasser der Sturmflut, zum Schwert und kalten Eisen, das alles tötet."

Ihr grausete vor diesem titanenhaften Gesange, und er dämpfte die Stimme.

„Kennst du die Mär von der Königin Garlitt von Engelland? Sie liebte Ubbo, den König von Thule, der über alle Küsten dieses Nebelmeeres herrschte, und gab ihm, dem starken, schönen und goldhaarigen Mann, Herz und Treue. Ubbo aber verließ und verriet sie in den Armen einer andern Buhlin. Nach dem Maß ihrer Liebe wurde ihr Haß, der sieben Jahre lang Drachensaat säete, und keine Rast hatte ihre Rache. 7000 Sklaven ließ sie sieben Jahre lang schaufeln und karren und knechten, bis die schmale Landenge zwischen den Häuptern von England und Frankreich durchstochen war. In einer Nacht fiel der letzte Damm, und der Wasserschwall der Weltozeane stürzte sich in die Bucht des Nebelmeers ...

das sagenhafte Thule mit seinem König und Volk war verschwunden in den Fluten und hinweggetilgt von der Erde."

Isa entsetzte sich. „Die grausame Garlitt war eine Teufelinne . . ."

„Sie wäre an Ubbos Herzen ein Engel gewesen."

„Was redest du so furchtbare Mär?"

Er preßte sie an sich. „So gewaltig und grenzenlos meine Liebe ist, so feurig und fressend würde mein Haß sein, wenn du, meine Welt, mein Sein und meine Seligkeit, mir geraubt würdest."

Ihr zarter Leib erzitterte an seiner Brust. „O, mein Geliebter . . . sieben Jahre lang wühlte Garlitts Haß, und sieben Jahre lang währte Jakobs Treue . . . könntest du nicht warten wie jener? Nicht harren, bis der Herr und die heilige Mutter Erhörung unserer Wünsche gibt?"

„Nein, Warten ist Weibertugend und Wehzeit mir. Ich muß flugs zum Ziele und habe nicht das schläfrig stumpfe Sklavenherz des Friesenbauers."

„Weh mir! Wie soll das enden?" Das war die zweite Frage, die immer wieder sich ihr entrang. „Wie soll das enden?"

„Dein Vater wird eher dich verderben lassen als gestatten, daß du seinen Knecht ehelichst."

Schmerzhaft nickte sie. „Mein Vater ist ein harter Mann und wird es tun."

„Ja, ich kenne den Pharao und Armenbedrücker von Rungholt, aber ich weiß auch das Ende von dem allen . . . du wirst mit mir fliehen."

Verschüchtert sah sie ihn an. „Wie soll ich fliehen, da ich nur den Glücksstein habe, den du mir gabst?"

In Kurt Widerich war ein arger Schelm, der schon in seiner Kindheit böse Späße getrieben. „Hast du nicht deine Patengaben, die dir gehören? Auch sind die Kisten deines Vaters zum Überlaufen voll . . . dürftest du nicht von dem Erbe, das dir zusteht, einen kleinen Teil vorwegnehmen?"

Die sanft schüchterne Stimme wurde scharf. „Nein, es wäre Stehlen, denn mein Vater wird mich erblos machen und verstoßen. Soll ich denn alle Gebote, das vierte und das siebente, übertreten? Und wohin wollen wir fliehen?"

„Groß und weit ist die Welt," erwiderte er. „In Wendenland ist Wald und Weide die Fülle, und neue Friesendörfer sind dort gebaut . . . auch kann ich viele Künste, um Weib und — Kind zu ernähren . . ."

Das glutrote Dirnlein verschloß ihm den Mund und mahnte: „Es müssen aber gute Künste sein."

Auf der Rasenbank wurden zahllose Pläne gemacht und verworfen. Und Isa kehrte zurück zu der Frage: „Hast du mich lieb?"

Die Frage wurde mit hundert heißen Küssen beantwortet und versiegelt. — — —

Durch das Rautenfensterlein schien die helle Sonne und betupfte mit den Strahlenfingern ein Mädchenantlitz in weißen Kissen. Im Schlafe zeigt ein schönes Gesicht alle Feinheit seiner Züge, die rein und ruhig und weder von Schmerz noch Leidenschaft entstellt sind.

Die Schlummernde erwachte und richtete sich auf, und das Antlitz war verwandelt. Angst stand in den Augen und Bleiche auf den Wangen. Nicht in der Nacht, in der Morgenfrühe setzte sich der Alb auf Isas Brust. Eine unsägliche Furcht vor einem Ungemach, einem Ungewissen und Ungeheuren verschnürte ihr die Seele, und sie meinte, daß sie sterben müsse vor Pein.

Die Schwester sah sie an und sagte: „Wie blaß du bist! Willst du nicht beten?"

„Ja," seufzte Isa, „ich will für dich beten: Der Herr behüte dich vor einer großen Leidenschaft!"

In Seelennöten ging das Mägdlein aus dem Hause und umschritt den Priel, in dem das ekle, grau schmutzige Schlickwasser stand. Willenlos von ihrem Weh getrieben, lief Isa

durch die Tür der Domkirche, um zu beten, und fand im Beichtstuhl sich sitzend.

Jenseits des Vorhangs legte Theodorus das große Ohr ans Gatter — und gähnte morgenmürrisch.

Die Beichtende sank auf die Knie und stöhnte: „Erlöse, erlöse mich von Sünd' und Schwermut!"

Der Priester, der die Stimme kannte, blieb im Gähnen stecken und horchte mit offenem Munde.

Von drüben kam nur ein banges, blödes und unverständliches Gestammel.

Theodorus war nicht mehr gelangweilt, sondern brannte vor Ungeduld. „Redet lauter, denn Ihr stehet hier vor dem Antlitz des Allsehenden und Allwissenden. Es wird besser mit Euch, wenn Ihr Eure Sünden bekennet."

Sie erschauerte. „Eine große, schwere, schwarze Sünde ist es . . . ich kann's nicht sagen."

„In der Priesterbrust bleibt das Beichtgeheimnis verschlossen, gleichwie ein Toter in seinem Grabe, der nicht mehr spricht."

„Ich kann, ich kann nicht," stöhnte es hinter dem Gatter.

„Ihr sollt und müßt bekennen," befahl der Beichtiger, in dessen Gesicht böslich die Augen glotzten.

Die arme Büßerin hatte nur Weinen und keine Worte.

„Hm, hm!" Mit kräftigem Räuspern stieß er den Kloß herunter, bedachte den schwierigen Beichtkasus und sprach: „Ihr vermögt in Eurer Schwermütigkeit nicht es zu sagen . . . darum geht in die Sakristei und schreibt Eure Sünden auf einen Beichtzettel, wie viele Frauen tun, so will ich Euch Gottes Vergebung erteilen."

Das bedrückte Weib schleppte sich in die Sakristei und schrieb mit zitternden Fingern.

Im Beichtstuhl saß der rote Theodorus, wie ein Fuchs auf der Lauer, und schob an dem Vorhange, durch dessen Spalt seine Blicke schielten.

Endlich kam sie mit dem Geschriebenen. Die fette Hand reckte hinüber und riß förmlich den Beichtzettel an sich, gierig durchflog sein Auge die Zeilen, die aus der Feder gestürzt schienen.

Der Hochwürdige war übermäßig erschüttert. O, die Weiber der frommen und ehrbaren Stadt Rungholt — es war zum Furioswerden; denn hier stand: Ich bekenne, daß ich gegen meinen Vater Sünde getan, und daß Kurt Widerich, der Kaufgeselle, mein heimlicher Liebster ist, mit dem ich zur Mitternacht im Garten ein Stelldichein habe. Die gnadenreiche Gottesmutter erbarme sich unser, denn wir müssen uns lieben.

Der Priester räusperte sich und spuckte dreimal aus, faltete die Hände und himmelte mit den Augen und sagte mit süßlicher Stimme: „Im Namen des Dreieinigen vergebe ich dir deine Schuld . . . sündige nicht mehr! Zur Buße sollst du vor dem Zubettgehen zwölf Paternoster sprechen . . . wenn dennoch die Versuchung zu mächtig wird, komme zu mir . . . zur Zeit und Unzeit, bei Tag und bei Nacht steht mein Beichtzimmer dir offen.“

Obgleich die Pönitenz klein und leicht war, ging das Mägdlein ungetröstet von dannen.

Aber wetterwendisch, wie ein Apriltag, ist das Weib, und Regen und Sonnenschein wechseln im Nu auf seinem Angesicht. Als Isa im Torwege des Hauses Kurt begegnete, war ihre Gewissensnot vergessen, sie lächelte und warf noch von der Treppe einen Blick voll Glückseligkeit ihm zu.

Theodorus suchte den Domherrn allerwegen und fand ihn im Schwale, wo er ein langes Amtsgespräch mit seinem Präpositus hatte. Der Dicke beugte sich devot, und die Herren tuschelten mit zusammengesteckten Köpfen.

„Gestern hat Paulinus seine Buß' beendet.“

„Man muß auf den Armenanwalt einreden, daß er ein Mönchlein wird . . . so sind wir seiner los und ledig.“ Das sagte Theodorus Rufus.

Der Herr Vetter machte eine spöttische Miene. „Ecce! Ist das nicht der kleine Barfüßer aus dem Dünendorfe, den er zum großen Scholastikus machen will?"

Meinert, mit den Büchern unter dem Arme, wollte vorbeitraben, die Herren aber hielten ihn an, und der Domherr streichelte ihm sogar leutselig den Kopf. Fein und teilnehmend fingen sie an, den Webersohn auszufragen.

Zuerst Theodorus Albus. „Was hast du heute gelesen?"

„Im Cäsar de bello Gallico vom Vercingetorix."

„Ei Wetter! Das verstehest du? Bei des Aristoteles Schädel! Du wirst noch ein zweiter Albertus Magnus. Gehst du aber auch deinem Vater artig zur Hand, wie ich dich vermahnte?"

„Ja, ich spule das meiste Garn auf die Weberschifflein."

„Ei, ei, Meinertus muß mir auf die hohe Schule."

Kindlich treuherzige und gerührte Augen sahen zu dem Geistlichen empor. „Alle Bücher, die geschrieben worden sind, möchte ich lesen und die Historie aller Völker lernen."

Der Priester betupfte mit dem Zeigefinger den Kopf des Knaben, plumper das Verhör fortsetzend: „Nicht wahr, dein Vater schläft bis zum hellen Mittag?"

„Nein, er steht mit den Hühnern des Nachbars auf."

„Was treibt er denn vor Tag und Tau?"

„Er setzt sich an den Webstuhl und sitzt dort, bis es dunkel wird."

„Dann macht er sich auf nach der Schenke, um sein Maß zu trinken?"

„Nein, nein ... nachdem wir unsern Brei gegessen haben, gehen wir nach Maikes Hütte."

„Ist auch dein Lehrer Paulinus dabei?"

Vier Augen gaben lauernd acht.

„Ja, heute wird er zur Abendsprach kommen."

„Hm, hm!" Das Geräusper war wie grollendes Gedonner. „Und der Vikar hält Euch allen eine Predigt?"

„Nein, mein Vater liest vor," sprach Meinert stolz, „und wir andern alle hören zu."

„Was liest er?"

„Aus der Schrift eines Straßburger Mönchs."

„Wie heißt der Mönch?"

„Das weiß ich nicht."

Die beiden Theodore sahen sich mit hochgezogenen Brauen vielsagend und verständnisvoll an und wußten, was sie wissen wollten.

Der Priester gab dem Knaben einen kleinen Stoß und sagte kurz: „Mein Sohn, mach dich in Gottes Namen aus dem Staube!" Er blickte dem Barfüßer nach und lachte in den rötlichen Bart.

Aber das grauweiße Gesicht des Domherrn legte sich in tiefernste Falten. „Es ist zum Lamentieren und nicht zum Lachen. Dort in den Dünen wird eine Ketzerei ausgeheckt, die im Keime erstickt werden muß . . . doch wie?"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Herr Vetter, wofern Ihr das Wie mir sagen wollt."

Der diplomatische Domherr geriet in Hitze. „Wir wollen sie zur Nacht überraschen, vor dem Fenster horchen und die ganze Rotte Korah in flagranti ertappen." Des Bischofs Offizial warf mutig die Brust heraus.

Der dicke Theodorus aber wisperte vorsichtig: „Es möchte ein Tumult und Aufruhr entstehen, wenn wir in Mündigkeit unsres Amtes eingreifen . . . auch könnte uns Gewalt angetan werden, denn Maike ist ein bösartiges Mannweib und die Fischer sind verwegene Gesellen, die ihren Weberkumpan nicht im Stich lassen werden."

Der kleine Theodorus, der einen gelinden Schreck bekam, erkannte das Berechtigte dieser Befürchtungen an. „Wir müssen das brachium saeculare, den weltlichen Arm, anrufen und vom Rat zwei handfeste Stadtknechte erbitten zu Schutz und Sicherheit unsrer Person."

Um das gewissenhaft zu besorgen, begab sich der Dompriester zu Fedder Heikens. Unterwegs glitt seine Hand von ungefähr in die Tasche und fühlte, daß ein Pergamentstück darin lag.

„Haben Sie nicht Gottes Wort in der Kirche?" sagte der Ratsherr von Rungholt, der alles unordentliche und überschwengliche Wesen haßte. „Der Hochmut juckt sie und die Laiengelehrsamkeit, die nicht mehr arbeiten will . . . ich halte dafür, daß dem unnützen Weber das Handwerk gelegt werden muß."

Sehr willig wurden die Stadtknechte gewährt.

Da kam den Priester plötzlich ein heftiges Niesen an. „Psti—sti—sti!"

Drei sind der guten Dinge, und das Tintenhorn auf dem Eichentische zitterte.

„Prosit!" schmunzelte Heikens, „das bedeutet Glück für die Nachtfahrt."

Hastig zog Theodorus das Tuch aus der Tasche und putzte sich die Nase. Sah sein schräger Blick nicht, daß der Beichtzettel mit dem Tuche herausgerissen wurde und auf den Estrich fiel? War oder sollte das ein Zufall — oder eine Fügung Gottes sein?

Fedder bemerkte sehr wohl das Stücklein Pergament, das auf dem Fußboden liegen blieb, aber er war ein wißbegieriger Herr, der für sein Leben gern Geschriebenes las. Er wollte beileibe nicht fremdes Gut unterschlagen, sondern nur die Schrift flüchtig durchlaufen, ehe er sie dem rechtmäßigen Eigentümer zurückgab. Und er las! Was war das?

Fedders Augen flogen — und sogleich fingen alle Glieder seines robusten Körpers an zu fliegen, als wenn ihm schwach und elend würde. Der selbstherrliche, pharaonische Mann wurde grau wie Asche und biß die Lippen blutig.

Auf seinem Schreibsessel saß er starr vor Schreck und Zorn und winkte wütend ab, als Inge ihn zum Essen rief. An dem Tage genoß er keine Speise, sondern blieb in seiner

Schreibstube, anscheinend über seine Bücher gebückt, aber nur in finstres Brüten versunken. Buchstaben und Zahlen tanzten vor seinem Blick — es war zum Tollwerden —, aber seine tief verletzte Ehrbarkeit durfte nicht rasen.

Der kluge, kaufmännische Kopf konnte diesen unvorhergesehenen und unerhörten Fall nicht durchkalkulieren und zu keinem Fazit kommen, dieweil sein sonst kühles Blut schäumte und der eine Gedanke sein Gehirn durchkreiste: Es ist wider die Natur . . . meine sanfte, stille, sittsame Isa ist die Liebste meines Knechts geworden.

Die Sonne sank und ging unter — er hatte sich auf seinem Sessel kaum geregt.

Es dunkelte um ihn — noch immer war sein Haupt auf die Hand gestützt.

Der Mond ging auf und erhellte das Zimmer — da hatte Fedder Heikens seinen Entschluß gefaßt.

Jählings und steil sprang er auf die Füße, schnallte den langen Stoßdegen, der an der Wand hing, um und setzte sich an das Fenster, das auf den Hof hinausging. Die tiefliegenden Augen waren auf einen Punkt gerichtet, sein Ohr horchte auf jeden Laut.

Das letzte Abendgeräusch, das Knarren des Schinderwagens, der die Kloaken entleerte, erstarb.

Der Ratsherr murmelte: „Hab' ich nicht Rungholt zu der sauberen Stadt gemacht, die keinen Unrat auf den Gassen duldet? Und mir ist, als wäre ich und meine Sippe mit Kot beworfen."

Der Ratsherr horchte — schwere Schritte hallten, aber nicht vom Hofe, sondern vom Markte her — und öffnete die verbissenen Lippen zu einem harten Lachen. „Es sind die Stadtknechte . . . das gemeine Dünenvolk, das sich zu unsersgleichen machen möchte, muß gedämpft werden."

Mit ihren Morgensternen stellten sich zwei Knechte unter die Treppe des Domherrenhauses und warteten. Bald stießen die beiden Theodore, den Hut in die Stirn gedrückt und ins

Pluviale gehüllt, zu ihnen und zogen zum Tore hinaus, von den bewaffneten Schergen gefolgt. Ihr Gang war rüstig, weil sie eines heiligen Schlüsselamtes zu walten hatten, und kraft der Morgensterne betraten sie mit einem guten Mut das Dunkel der unheimlichen Dünen.

Fedder hielt den Kopf an das aufgestoßene Hoffenster. Ein Riegel wurde leise verrückt. Die lauernden Augen waren auf den Punkt gerichtet, wo zwischen den hohen Speichern das Gartenpförtchen war. Die Pforte wurde von einem Weibe geöffnet und blieb in ihren Angeln offen stehen. Das war Isa oder Inge — er konnte es nicht unterscheiden.

Fedder zwang den aufbrausenden Zorn zur Ruhe und wartete. Bald schlüpfte auch ein Nachtwandler über den Hof.

Auf den Degen gestemmt, wartete der Ratsherr noch ein Weilchen, bis das sündhafte Liebesspiel in Gang gekommen. Dann stand er auf und schlich sich in den Garten.

Hell leuchtete der Mond, und der Sand knirschte. Darum streifte er die Schuhe ab und ging in den bloßen Füßlingen.

Auf seinem eisharten Gesicht war nicht zu lesen, was er dachte oder wollte. Im Gehen zog er den langen, rostigen Degen aus der Scheide.

Ein Flüstern führte ihn recht. Durch das Gebüsch stachen seine Augen.

Sie saßen auf der Rasenbank und hielten sich umschlungen. Verliebt sprach Isa: „Mein Kurt, ich bin gebannt und tue nicht mehr, was ich will, sondern was du willst."

Das Liebesgeflüster wurde zum gellenden Angstschrei.

„Ehrlose Dirne, du wirst tun, was dein Vater will," donnerte Heikens, der mit einem langen Schritte vortrat und die Degenspitze durch das hängende Blattwerk stieß. Entsetzt sprangen beide empor.

Fedder, ganz furios und zu allem fähig, brüllte: „Verruchter und verfluchter Verführer der Unschuld! Du sollst von meiner Hand sterben."

Er fiel mit dem Fuße aus und wollte Kurt durchstechen.

Isa aber warf sich vor den Geliebten — da sank die Degenspitze zwei Zoll vor ihrem Ziele.

„Fliehe, fliehe!" kreischte sie und brach ohnmächtig zusammen.

Kurt Widerich taumelte ein paar Schritte zurück und rief: „Ich würde auch waffenlos mit Euch kämpfen, aber um dieser willen darf ich Euch nicht erschlagen."

Er entlief durch den Garten und nach dem Dünendorfe.

Fedder Heikens nahm seine Tochter in die Arme und trug sie ins Haus.

Als sie erwachte, stand er kalt und aufrecht, und seine Worte fielen härter als Rutenschläge. „Isa, du bist mein Kind nicht mehr . . . doch will ich mein Fleisch und Blut nicht ganz verwerfen, sondern von meinem Angesicht verbannen, denn ich vertrage nicht, die Entartete und Ehrlose zu sehen. Rüste dich sogleich zur Reise!"

Eine Stunde nach Mitternacht ließ er den Deichschreiber Folkert aus seiner nahen Wohnung herbeirufen.

Der stürzte erschrocken ins Gemach. „Es wehet doch kein Sturm und gehet keine Springflut . . . wo ist der Deich geborsten?"

Fedder sprach dumpf: „Das vierte Gottesgebot ist gebrochen und geborsten, unter einem Sturme wankt mein Haus. Ihr, Folkert, seid ein verläßlicher und verschwiegener Mann und sollt mir retten helfen. Schwer hat meine Tochter sich vergangen . . ."

„In—ge?" stieß der bestürzte Deichschreiber hervor.

„Nein, Isa . . . doch fraget nichts, sondern führet sie heimlich vor dem Morgengrauen in einem Boote nach Everschop hinüber, wo Ihr sie mit einem Briefe von mir in die Hut meines Schwähers geben werdet. Ich will Euch durch keinen Eid binden, weil ich weiß, daß Euer Wort wie ein Schwur ist."

Folkert fühlte sich von diesem bösen Auftrage bedrückt, jedoch der Pflichttreue eilte nach dem Bollwerk und suchte eine Schmacke.

In dem Achtersteven eines Fischerbootes legte sich ein Mann zum Schlafen nieder, den Folkert anschrie: „He, ich will Euch für kleine Fahrt um großen Lohn heuern.“

Jap, der zwar aus der Schenke gekommen, aber ziemlich nüchtern war, sprang flink auf die Füße und machte die Segel klar, denn der Bierschlund hatte einen Grundsatz: Geringe Arbeit und großer Gewinn!

Im Schein des Vollmonds fuhr das Boot mit drei Insassen ins Wattenmeer hinaus. Ringsum war tiefes Nachtschweigen. Nur das Knarren des Steuerruders und ein ins Herz zurückgedrängtes Schluchzen unterbrachen die Stille. —

Kurt Widerich lief quer durch die Dünen, bergauf und -ab im tiefen Sande, und das tolle Rennen tat dem Aufruhr seiner Seele gut. Vor Maikes Hütte sah er vier Gestalten, die lauschend an dem offenen Fensterladen standen, und im Mondlicht blinkten die Morgensterne. Das war ihm sehr verdächtig — ob sie mich wohl meinen. Gebückt kroch er durch eine Dünenschlucht und erklomm die Sandwand hinter der Hütte. Dort legte er sich auf den Bauch nieder, in stiller Beobachtung, wie es ablaufen werde, und zum etwaigen Sprunge bereit.

Der kleinste von den vier Männern reckte den Hals und vermochte nicht durch das hochliegende Fenster zu sehen; aber sein scharfes Ohr fing jeden Satz auf, den der Weber vorlas.

Hinter ihm stand der rote Theodorus, die Backen aufgebläht, und überschaute den ganzen Hüttenraum. Rings im Kreise auf allen möglichen Geräten, die zu Stühlen gemacht waren, saßen Männer und Frauen. Zwischen zwei Fischern hockte der Vikar Paulinus auf dem Herdrande. Nomme stand unter dem Kienspane und las laut aus dem Buche vor.

Immer tiefer runzelte sich die Stirn des Domherrn. Was waren das für sakrilegische Worte, die sein Ohr hören mußte? Arg wetterte der Straßburger Mönch wider die heilige Messe.

„Die Seelenmesse der Priester kommt keiner Seele zugute, und tausend Requiems sind einem Toten nichts nütze, sintemal

es für die Verstorbenen zwei Orte gibt und das Fegfeuer eine teuflische Erfindung des Widerchristen ist. Nur der Geiz der Geistlichen hat die Seelenmessen erdacht und erdichtet, um die Güter dieser Welt an sich zu bringen."

„Es gibt starkes Bier", grunzte der rote Theodorus.

„O, welch ein Krebsgeschwür der Ketzerei gehet in meinem Sprengel auf!" zischte der weiße, der in hohepriesterlichen Grimm geriet und schon seinen Schergen winken wollte.

Da schlug der Weber das Buch zu und fing an zu beten. Demütig sprach er das Sündenbekenntnis und flehte brünstig um Gnade und geistliche Güter, als da sind Erbarmen und Liebe, Geduld und Langmut.

Immer unduldsamer und erboster wurden die geistlichen Gemüter da draußen während des Gebets. Der bischöfliche Offizial ertrug es nicht länger und befahl den Knechten, mit ihren weltlichen Armen einzuschreiten.

Die Schergen stürmten ins Haus — mitten im Amen riß die Beterstimme ab — der Weber wurde am Kragen gepackt und gezerrt.

Vorsichtig steckten die Priester die Köpfe durch die Tür, um das Schauspiel zu sehen.

Theodorus Albus war feuerrot vom heiligen Zorn und fuhr den Verhafteten an: „Wie darfst du, ein schlechter und unehrlicher Weber, dich unterstehen, deine Laienmesse zu halten, wie ein Priester zu lesen und zu beten und den Geweihten zu spielen! Bald wirst du die Absolution erteilen, auch die Hostie spenden und das Allerheiligste schänden."

Das Mannweib Maike ermannte sich zuerst und faßte den einen Stadtknecht mit den Fäusten. „Warte, dich will ich lehren, in meiner Hütte den Hausfrieden zu brechen."

Die Priesterköpfe in der Tür bekamen von hinten einen so starken Stoß, daß sie mit der Stirn aufeinanderplatzten und Beulen sich schlugen.

Kurt war von der Höhe herabgesprungen, stürzte ins Haus, ergriff den anderen Stadtknecht, ihn von hinten um-

schlingend, und warf ihn mitsamt seinem Morgenstern auf die Straße hinaus, allwo er platt auf Hände und Nase hinpurzelte.

Bleich stand Paulinus vom Herde auf und rief: „Friede, Friede! Diese kommen als Diener des Rats, und wir müssen der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, Gehorsam beweisen.“ Er zerrte Maikes Fäuste hinweg und befreite den Knecht.

Der rote Theodorus, der sich vom Schreck erholt hatte, prustete und schrie, stotterte und schalt. „Aufruhr, Aufruhr! Alle, die hier höllische Ketzerei getrieben haben, in den Turm der Fronerei! Nehmt das Wespennest aus! Dawider muß die Inquisition errichtet werden.“

Der Domherr, welcher das Kritische der Lage erkannte, wurde maßvoll und sagte mündig: „Seid still, Konfrater! Ich als das Oberhaupt der Kirche Rungholts habe allein zu reden. Ihr guten Leute des Dünendorfes, gehet in Ruhe auseinander! Weder Zwang noch Faustgewalt wollen wir gebrauchen, sondern mit gütlichen Worten unsere geistliche Pflicht tun, und die Knechte sollen stracks hinausgehen.“

Der eine lag schon draußen und wischte sich die blutende Nase, und der andere, der ängstlich nach Maike hinschielte, verschwand mit großer Geschwindigkeit.

Des Bischofs Offizial fuhr fort: „Mein Vikar folge mir! Auch der Weber soll eine Strecke das Geleit uns geben, ohne Verhaft und mit freiem Willen, denn wir wollen ein Religionsgespräch mit ihm halten und ihn zum Rechten belehren.“

Paulinus gehorchte sogleich, auch der Weber ging unerschrocken mit den geistlichen Herren.

Als sie außer Hörweite der Hütte waren, gewann der dicke Theodorus die Sprache wieder und schnob furios: „Du elender Leinweber und Gotteslästerer! Für deine Ketzermesse bring' ich dich vor das geistliche Gericht, und du wirst eingeäschert werden.“

Der Domherr aber zog seinen Vetter abseits und kniff ihn mit den mageren Krallenfingern. Mit diesem kräftigen

Argument brachte er den Schwätzer zum Schweigen und raunte: „Wir dürfen beileibe keinen Rumor davon machen und keinen Märtyrer schaffen, welches Aufsehen erregt und den Zulauf fördert."

Sehr laut setzte er hinzu: „Uns als Dienern Christi geziemt es, gegen diese irre geleiteten Seelen mit Lindigkeit zu verfahren."

Mit beinahe freundlichen Gebärden wandte er sich an den Weber. „Ich stehe an des Bischofs Statt und muß, wie wehe es mir tut, Euch ins Stockhaus schaffen . . . nicht jetzt, aber morgen oder übermorgen . . . und dann vor geistliche Jurisdiktion Euch stellen . . . ich darf es kraft meines Amtes nicht unterlassen."

Mit einem Seitenblick überzeugte er sich von der Wirkung dieser Worte, die eine furchtbare war. Der biedere Leinweber, dem das Stockhaus ein Ort der Entehrung und aller Schrecknisse war, wurde todblaß.

„Gern gäbe ich Euch Frist . . . zum Entrinnen . . . aber Ihr müßt vor Sonnenuntergang des nächsten Tages Rungholt und die sieben Harden für immer verlassen haben. Jetzt habt Ihr die Wahl . . entweder — oder! Tertium non datur."

Die grauen Priesteraugen glitten lauernd über das schmale Webergesicht.

Nomme, der noch nicht den Mut des Martyriums hatte, wählte das letztere und wollte den Staub dieser Stätte von seinen Füßen schütteln.

Der Vikar wanderte mitten zwischen seinen Vorgesetzten durch die Dünen.

Vorwurfsvoll, aber väterlich sah der Domherr ihn an. „Pauline, Pauline, war das die Seelsorge, die Ihr im Dünendorfe treiben wolltet?"

Der Vikar schwieg und trieb im Strudel des Zweifels, ob er recht oder unrecht getan.

Noch einmal, noch fester und väterlicher sah der Oberhirte ihn an und sagte feierlich: „Gehet heim in Eure Zelle und

betet! Das Gebet sei Euch ein Gericht, ob der Geist mit Eurem Geiste zeugen wird."

Paulinus ging in seine Kammer und rang mit Gott in großen Seelenkämpfen.

Als die Morgenröte hereinbrach, zeugte der Geist mit seinem Geiste, daß er nach dem Gesetz des Gewissens gehandelt und nach dem Gebot der Liebe getan. — —

Die Mondscheinnacht war vergangen, und die Morgenröte brach über das Westmeer. Den Heverstrom durchkreuzte ein Boot und näherte sich dem Lande Eiderstedt, das dazumal noch aus drei Inseln bestand. Isa sah mit den trocknen, brennenden Augen in das aufgehende Taglicht hinein, ohne mit den Wimpern zu zucken, und in ihrem Blick stand die Frage: Sieht denn Gottes Auge nichts von meiner Menschennot?

Der schweigsame Folkert hatte während der langen Nacht keine Silbe gesprochen. Wider solches Weh wußte er kein armseliges Tröstlein zu sagen.

Plötzlich blickte sie ihn mit hellen Augen an und sagte leise: „Ich weiß, daß Ihr meine Schwester Inge liebt."

Der Deichschreiber zuckte zusammen und rührte dann kein Glied. Sprach- und maßlos ist das Erstaunen des Menschen, dem eine Offenbarung zuteil wird.

„Ja, ich weiß es, Folkert . . . und um dieser Liebe willen flehe ich Euch an, daß Ihr Kurt Widerich meinen letzten Gruß bestellt. Ich lasse ihn nicht und nie und werde ihn lieb behalten bis zum Tode."

„Das Wort will ich ausrichten", nickte er.

Und Isa hob das verweinte, schmerzerfüllte Antlitz zu ihm empor. „Um deswillen und zum Danke will ich reden und Euch raten . . . heget allerdinge keine Liebe, denn sie, die seligmachende, macht leidvoll und unselig, wie sonst kein Leid auf Erden."

Der Schiffer Jap blieb im Boote und legte sich schlafen. Folkert und Isa stiegen ans Land und dangen den Leiterwagen eines Bauern, der sie nach Everschop brachte. Hier wohnte

einer von der Heikenschen Sippe auf seinem burgartigen, von Wassergräben umschlossenen Bauernhofe.

An der Pforte wurde Isa schwach und bat: „Saget Kurt, wo ich geblieben!“ und ihr Geflüster erstarb. — —

Hinter der Düne tagte der helle Morgen. Aber trübe war Nommes Sinn, denn er schied von seiner Heimat und schaute nach dem Winde, welcher gut war für die Fahrt, die so böse ihm dünkte. Viel schauerliche Mär hatte er von der fernen Inquisition und ihren rauchenden Scheiterhaufen vernommen, und seine Seele war geängstet von den häßlichen Nachtträumen, die ihn geplagt.

Ein Seufzer entrang sich ihm. „O Herr, ich bin nicht der Mann, der sich verfolgen und töten läßt um deinetwillen.“ Traurig ging er ins Haus, schnürte seine Habseligkeiten in ein Bündel, nahm den Webstuhl auseinander und verpackte ihn in der Truhe.

Meinert aber lief mit Grammatik und Wachstafel herbei und schob sie sorgsam unter und legte Heu ringsum, bis er seine Schätze sicher geborgen glaubte.

„Wo wollen wir der Katze ein Lager bereiten?“ fragte er den Vater, „hier ist noch Raum im Kasten.“

„Der Katze?“ sagte dieser, und seine Wimpern zuckten sonderbar.

Hastig ging Nomme in den Holzstall hinaus, wo das Ferkelchen grunzte und grüßte. Es war an seinen Nachbar, den Wattenfischer Tedje, verkauft worden, und er kraute und liebkoste das Tierchen, als er es aus dem Stalle nahm.

„Warum läßt du den Ringelschwanz so trübselig hängen? Viel gute Fische wirst du zu fressen bekommen und bessere Tage haben als bei mir.“

Dieweil versuchte Meinert der großen, grauen Katze in der Truhe ein bequemes Bett zu bereiten. Sie mißverstand aber völlig seine Liebe und entsprang ihm, fauchend vor Angst. Mißtrauisch hockte sie auf dem Herde und fing erst an zu schnurren, als der Weber zurückkam.

„Schweres Werk will schnelle getan sein", sagte Nomme und biß die Lippen zusammen, während er den Kater auf den Arm nahm und eilig zur Maike trug, der er seinen Liebling schenken wollte. Hinterdrein lief Meinert, bittere Tränen vergießend.

Maike streichelte das Tier, und Nommes Augen waren feucht. „Hütet mir den Kater Mauns wohl, denn er ist ohne Katzenfalsch und Diebesgelüste, auch anhänglich an seinen Herrn und treu wie ein Hündchen."

Des Knaben Weinen wurde zum Jammergeheul, hastig zog der Vater ihn hinweg.

Auf einem Schiffe, das nach Holland befrachtet war, verließen der Leinweber und sein Sohn die Stadt Rungholt und die Marschheimat.

Wer aber seine Heimat liebt und von ihr scheiden muß, dem ist's, als stürbe in ihm ein Stück von seinem Herzen.

*

Siebenter Abschnitt.

Der Kohlesser.

Zu Mariä Himmelfahrt werden die Tage kürzer und die Nächte düsterer.

In der Spätdämmerung dieses Tages schlich Kurt sich nach dem Markte von Rungholt, vorsichtig spähend und das Kaufhaus umspürend, denn er hatte guten Grund, den Stadtschergen aus dem Wege zu gehen.

Einer von den Schreiberknechten des Ratsherrn hastete an ihm vorüber, ohne ihn zu erkennen, und wurde von hinten am Arme gepackt. „Sage mir, Broder, ob die Jungfer Isa noch im Hause ist!"

Der unsanft Gefragte erwiderte grob: „Was gehet es dich an, du Lump? Wir haben, wenn du innerhalb der Bannmeile des Hauses betroffen wirst, Befehl, dich zu ergreifen und zu binden.“

„Da . . . greif's!“ Der Schreiber erhielt einen solchen Stoß, daß er fast hingestürzt wäre, und zeterte laut: „Er hat mich geschla—agen . . . ich schreie die Scharwache vom Tinghause herbei.“

Doch ehe er zum rechten Schreien kam, war Kurt mit langen Schritten verschwunden.

Wo ist Isa? Die Frage wurde zum verzehrenden Fieber in ihm; und weil ihn fieberte, peinigte ein brennender Durst seine vertrocknete Zunge.

Darum trat er in die schlechte Schenke am Hafen und bestellte ein Maß Bier, das er in zwei Zügen austrank. In dem niedrigen, verräucherten Raume saßen Fischer und Schiffer, und Jap, der schon sein Abendräuschlein hatte, glotzte mit gläsernen Augen nach dem neuen Ankömmling.

„He, willst du nicht einen austun für einen durstleidenden Gesellen?“

„Nein, ich trink' es selber.“

Und Kurt trank wie noch nie. Den zweiten und dritten Humpen stach er in ebensoviel Minuten aus.

„He, du hast ja einen Höllendurst“, grölte der Betrunkene und schielte zornig nach seinem eigenen Glas, welches leer war.

„Ja, mir ist kein Becher zu tief, und wär's bis zum Grund eine Meile“, sang Kurt, den vierten bestellend.

Der Schmachtende nahm immer schwereren Anstoß und neidete den Schlemmer und spottete: „Die Torfbauern der Geest saufen allein und lecken das Glas mit der langen Zunge aus.“

Kurt lachte: „Jeder für sich und Gott für uns alle . . . ich tue nichts aus.“

Da sprudelte Jap mit der lallenden Zunge: „Puh, puh, es stinkt mir zu widerig hier . . .“

Das war kein neuer Witz, sondern ein altes Wortspiel, welches Kurt Widerich sehr übel nahm . . .

Der Spötter kam nicht weiter in seiner Rede, denn eine kräftige Maulschelle verschloß ihm den Mund.

Doch auch Kurts Wirtshausbesuch nahm ein plötzliches Ende. Die Fäuste des Schenkwirts und der Schiffer, die den unfreigebigen Gast nicht estimierten, packten ihn, gaben seinem Rücken einige deftige Püffe und warfen ihn zur Tür hinaus.

Der bereits vorher in schwer gereizter Stimmung sich befunden hatte, war jetzo wütend, wie ein von vielen Kläfferhunden zerbissener Bulldogg. Er setzte sich auf das Bollwerk des Hafens, just dort, wo Japs Schute lag, drückte die Mütze in die Stirn und wartete.

Endlich torkelte der Trunkene heran und sah nichts in der Dunkelheit. Aber er fühlte sich am Halse gepackt und machte, ehe die Luft ihm ausging: „Ö—ö . . . willst du morden?"

„Ja, ich will dich wie einen Hundewelp ins Wasser werfen, wenn du mir nicht wahrhaft Rede stehst. Was sagen die Leute, wo Isa Heikens geblieben ist?" Kurt löste die Finger nur so viel, daß Jap sprechen konnte.

„O . . . das will ich dir genau sagen . . . ich selbst habe sie in meinem Boote über die Hever gefahren und an den Strand gesetzt. Von dort ging sie mit Folkert, und ich weiß nicht, wo sie geblieben."

„Du weißt es nicht?" Die Finger krallten fester am Halse.

„Bei meinem letzten Glase schwöre ich, daß Folkert es nicht sagen wollte."

Jap kam wieder zu Atem und lallte: „Willst du jetzt einen austun?"

„Nein, aber ich will dich Bierfaß hinunterhissen ins Boot."

Kurt hob ihn über das Bollwerk und ging langsam nach dem Dünendorfe, wie einer, der jeden Weg und jedes Weshalb verloren hat. Er hätte, wo immer der Zufall wollte, seinen Fuß hinsetzen können, da er kein Ziel mehr kannte.

Ohne vom Willen bestimmt zu werden, bewegte sein Körper sich vorwärts. Weshalb noch denken, noch dies oder jenes tun? Wozu die Eile? Konnte er ja doch nicht schlafen, wenn er sich hinlegte, höchstens am Tage todmüde in irgendeine Schlucht hinfallen und in einem Schlummer, der eine Betäubung war, sich ruhlos wälzen.

Kurt Widerich tat kein Werk mehr und dachte nur den einen Gedanken, der wie ein wirbelndes Rad in seinem Haupte raste. Wo ist Isa? Das stand vor seinem Auge, wenn er von der Düne nach Rungholt hinübersah, das hörte sein Ohr im Geschwätz der Menschen, im Flüstern des Windes und Rauschen des Meeres.

Spät nachts kroch er in sein Alkovenbett, und die fiebernde Frage: Wo ist Isa? schüttelte ihn heftiger als je. Er mußte sie suchen in aller Welt und erwog das Wie, bis die Düsternis zum grauen Tagschein wurde.

Am Morgen fragte Maike, die keines Schläfers Atemzug hörte, von ihrem Verschlage herüber: „Bist du wach?"

„Ja, ich will allerdinge nicht mehr schlafen."

Sie stand auf, schlüpfte in die Schafpelzjacke und setzte sich auf den Bettrand zu ihm. Zärtlich streichelte des Mannweibs rauhe Hand seine Stirn, ihre harte Stimme sprach hell und gedämpft: „Mein armes Kurtlein, ich weiß, wie weh die Liebe tut."

„Du?" Es stand sehr übel um ihn, sonst hätte er auflachen müssen.

„Ja, auch ich habe in jungen Jahren einen Mann gern gehabt . . . und kannst du dir denken, wen?"

„Nein, das ist allerdings nicht zu denken."

„Den kleinen, knirpsigen, schmächtigen Tingboten, der Malle Peters geheiratet und vierzehn lebende Kinder mit ihr hat . . . ja, ist es nicht schrecklich lächerlich? Es wäre auch nimmer gut gegangen, ich hätte das Männchen in meinen Armen erdrückt. Mein Sohn! Man kann auch ohne Liebe leben, und nachher lacht man über die Torheit."

Mit einem Satze sprang er aus dem Bette. „Altweibertorheit! Ich kann nicht ohne Isa leben und muß sie finden, selbst wenn ich alle Wüsten bis zum Reiche des Großmoguls durchwandern und alle Gewässer bis ans gefrorene Meer durchkreuzen müßte."

„Woher willst du das Zehrgeld zu der weiten Pilgerfahrt nehmen?" spöttelte Maike, die durch kalten Wasserguß ihn beruhigen wollte.

„Ich werde es erbetteln oder erstehlen oder einen reichen Ratsherrn erschlagen."

„Pfui, pfui," schalt sie, „du bist ein rechter Widerich."

Er fuhr in die Kleider und zum Hause hinaus.

„Geht's heute schon nach dem gefrorenen Meer?" rief sie ihm nach, „ich meine nur . . . eine Kühlung täte deinem Kopfe gut."

Durch Güte und durch Spott versuchte sie ihn zur Vernunft zu bringen, aber beide Mittel schlugen fehl.

Und Maike, welche die Kohlen des Herdes anblies, sinnierte: Was sollen Menschen bei einer solchen Feuersbrunst machen? Sie muß wohl ausbrennen und der Koller ausrasen.

Kurt ging geradeswegs nach der Wohnung des Deichschreibers, klopfte nicht an und kam nicht wie ein Bittender, sondern trat mit finstren und fast drohenden Mienen dicht vor Folkert, als wenn er Rechenschaft zu fordern habe. „Wohin habt Ihr des Ratsherrn Tochter gebracht?"

Folkert sah ihm mitleidig in das bleiche Gesicht und antwortete nicht auf die Frage.

„Isa läßt Euch mit einem herzinnigen Gruße wissen, daß ihr Sinn und ihre Seele nimmer von Euch lassen werden."

Über das finstre Gesicht zuckte ein grelles Aufleuchten, Kurt schnellte vor und griff nach den Armen des Deichschreibers. „Alles wankte . . . nun steh' ich fest . . . das Wort gibt wieder Grund mir unter den Füßen. Wo habt Ihr

mein armes Herztrautelein hingetan, und wo ist das Nonnenbauer, in dem mein Täubchen schmachtet?"

„Das werdet Ihr von mir nicht erfahren."

Kurt bat flehentlich, und der Schweiger schwieg.

Kurt bedrohte ihn mit seinen Blicken, und Folkert blieb freundlich, aber auch fest. „Laßt das Verhör, denn ich werde kein Wortbrüchiger."

Als die Tür schon heftig geöffnet worden, kam die letzte Frage: „Wer hat uns und das Stelldichein im Garten dem Ratsherrn verraten?"

Nach kurzem Zögern sagte der bedenksame Deichschreiber: „Isa klagte, daß sie keinem als dem Dompriester Theodorus es gestanden, und beschuldigte ihn des schmählichen Beichtverrats."

Kurt knirschte mit den Zähnen und stürzte hinweg, von der alten Liebesqual, aber auch von einem neuen Haß verzehrt. Auf dem Wege fluchte er: „O, der Schuft und scheinheilige Sohn der Hölle, der die Ohrenbeichte mißbraucht! Gibt es denn keinen Herrgott, der die Sünden der Priester heimsucht?"

Maike sah ihn an, als er kam, und erschrak, die mannhafte jedoch ließ sich den Schreck nicht merken. „Lege dich ein wenig schlafen, so will ich dir deine Lieblingsspeise, einen Suddenkohl, kochen."

Er lachte schrill und sang:

„Wiege — wiege — weia!
Koche dat Kindje en Breia,
Gew brav Botter und Honig dazu,
Dann slöppt dat Kindje in guter Ruh."

Mutter Maike kann auch mit Speck und Kohl mich nicht locken und lullen . . . Das lange Kind will nicht mehr schlafen."

„So willst du wohl dein bißchen Witz und Verstand völlig verlieren?"

Maike fing an böse zu werden.

Er dehnte den Körper zu seiner ganzen robusten Größe und reckte die sehnigen Arme. „Nein, ich will richten und ausrotten . . . der Bosheit und Niedertracht und Scheinheiligkeit ist zu viel geworden in diesen Siebenharden."

„Ebenso gut könntest du dir vornehmen, alle Frosch- und Schlangen-, Floh- und Ungezieferbrut der Erde zu vertilgen. Ei, du Allerweltskammerjäger! Mit welchem Gift willst du die Schlechtigkeit den Menschen austreiben?" Sie nahm den Spott als Dämpfer.

Er aber blieb erregt und ernsthaft. „Mit dem Gift der Gewalttat will ich die scheinheilige Selbstgerechtigkeit Rungholts ausrotten, mit dem Schwert der Selbsthilfe will ich Friesland frei machen von seinen Tyrannen und den Teufel durch Beelzebub austreiben. Sind es nicht die Ratsherren und Reichen, welche die Armen bis aufs Blut bedrücken? Ich will ihr Bedränger sein und auf der freien Allmende der See sie bekriegen, drücken und dämpfen. Höre meinen neuen Namen! Sie werden der Friesen Verheerer mich nennen und dann der Friesen Befreier."

Trocken erwiderte Maike: „Nein, sie werden einen Narren dich heißen, mein Sohn, mit Stricken dich binden und im Turm dich einsperren."

„Der Narr wird den Rungholter Spießbürgern noch aufspielen, und sie sollen nach meinem Dudelsack springen." Mit diesen Worten lief Kurt hinaus.

Und Maike begann für ihren armen und unvernünftigen Sohn zu beten, bis die Tränen ihr über die braunen Backen liefen.

Oben auf der hohen Stranddüne stand ein Mann, und sein Haar wirrte der Wind. Das wild aufgewühlte, weißkammige Meer lag unter ihm wie eines Malstroms kochender, brodelnder Riesenkessel. Er lachte laut auf, als packe ihn der Wahnwitz, und sang ein Wiegenlied aus seiner längst verlornen Kindheit.

„Suse — bruse! Wat weiht de Wind!
Wiege dat Kindje, dann slöppt et geswind."

Und er konnte nicht mehr schlafen! In sein Lied klang das tobende Getose der Brandung.

Unten am Ufer ging der Strandläufer. In langen Zügen kamen die Wellen wie weißmähnige Reitergeschwader, überschlugen sich im sinnlosen Anprall auf den dreifachen Bänken und zerstäubten in Schaum und Gischt. Hei, wie das Meer brannte vom Sturme! O, wie das Gedonner der Wogen und des Wassers Aufruhr ihm wohl tat!

Kurt ließ sich übersprühen und rief über die brennenden Gewässer: „Ewiger Herrgott, warum hast du mich zu einem Menschengewürm gemacht? Ich möchte der grimmwütende Sturmwind sein, der das Wasser aufwühlt, und die furchtbare Brandung, die alles zertrümmert . . . ich möchte zum Westmeer werden, das über Rungholt, die reiche und gerechte Stadt, sich stürzt und alle Siebenharden wie ein Abgrundsschlund verschlingt."

Als er um eine Dünenecke bog, sah er auf dem Sandufer drei Seehunde schlafend liegen. Schnell ergriff er ein angespültes Schiffsruder, schlich sich heran und zerschmetterte ihnen mit drei Schlägen die Köpfe, ehe sie das Wasser gewinnen konnten.

Seit Tagen lächelte er zum erstenmal. Ein guter Fang, der, wenn auch nicht Glück, so doch Geld bedeutete!

Vier Fischer, die ihre Rochenzäune entleeren wollten, kamen über die Düne herab, sahen verwundert seine Beute und beneideten ihn.

Der Mißgünstigste meinte: „Die waren wohl tot angespült, als du sie fandest?"

„Was wollt Ihr mir für die drei geben?" sagte der Robbenschläger.

Sie boten 24 Schillinge, etwa die Hälfte des wirklichen Werts.

Er aber nahm es, wofern sie bar bezahlten.

Die Fischer besannen sich nicht, sondern legten zusammen und kauften die Robben.

Als der Handel abgeschlossen war, lachten sie: „Kurt, das war ein Priesterhandel für uns."

„Ich bin im Begriff, einen zweiten und noch besseren abzuschließen," brummte er vor sich hin und ging mit zu den Zäunen.

Am Ufer waren Pfähle im Zickzack so aufgestellt, daß die Rochen während der Flut über den Zaun hinwegschwammen, bei eintretender Ebbe aber nicht zurück konnten und gefangen waren. Das wohlschmeckende Fleisch der Stachelroche gab eine gute Fastenspeise, und die Zäune gehörten der Rungholter Kirche, welche die Pfähle lieferte.

„Für wen müßt Ihr heute scharwerken und Euch schinden?" fragte Kurt, und sein Auge blitzte sonderbar auf, als er die Antwort hörte.

„Für den Priester Theodorus, der an zwei Wochentagen den Rochendezem, das heißt die Hälfte des Fanges, bekommt."

„Ja, so wird in Rungholt von Priestern und Ratsherrn gezehntet," kam's wie dumpfes Geknurr.

Der Fischer fuhr fort: „Drei Tage gehören dem Domherrn, und den Rest verzehren die andern Geweihten der Stadt."

Ein leiser Fluch wurde gehört. „Mögen die Schlinghälse an den Giftschwänzen sich veressen!"

Die Fischer wateten hinaus und fingen die Rochen mit den bloßen Händen. Dann brachen sie ihnen die Stacheln ab, warfen die Fische auf einen und die Stacheln auf einen andern Haufen. Zuletzt teilten sie die Rochen in zwei Teile und maßen bei der Teilung genau die Größe eines jeden Fisches, doch so, daß sie selber nicht zu kurz kamen.

„Will der Eindarm Theodorus alle diese Fische zur Fastenspeise verzehren?" sagte Kurt, sah gedankenvoll in die Luft und übersann irgendeine Sache.

Als der Fang und die Teilung beendet, sprach er beiläufig und mit anscheinender Ruhe: „Ich soll doch in einer

Beichtsache zum Priester . . . laßt mich den Dezem für ihn mitnehmen, so bleibt Euch der Gang erspart."

Sie nickten nur und blickten sich an, und der Abgünstige meinte: „Er ist ein Freigebiger, der einen guten Trinkpfennig spenden wird."

Kurt nahm einen Sack und packte — nicht die Fische, sondern die Stacheln hinein.

Da brachen die wortkargen, mürrischen Männer in schallendes Gelächter aus.

„Haha! Bist du verrückt geworden?"

„Was ein Mensch nicht ist, kann er noch werden," entgegnete er trocken, indem er den Sack zudrehte und auf die Schulter warf.

Noch lange lachten sie hinter ihm, denn sie kannten den Witzbold aus dem Dünendorfe.

Der ging, ohne einmal abzusetzen, bis nach Rungholt in einem Atem. Trotz seiner Sorgen und schlaflosen Nächte hatte die unverwüstliche Kraft ihn nicht verlassen. Allerdings perlte der Schweiß auf seiner Stirn, als er die Treppe des Priesterhauses erstieg.

Dreist öffnete er die Tür, stellte den Sack mitten ins Zimmer und vernahm sogleich ein unwilliges Gegrunz.

„Was soll das heißen, daß du mir mit deinem Schmutzsack den gekehrten Estrich besudelst?"

„Hochwürdiger, poltert nicht! Ich habe eine kleine Schuld zu begleichen." Die Stimme war demütig.

Theodorus, der vom Frühimbiß aufstand, räusperte sich. „Öh . . . eine Schuld?"

„Ja, ich bringe den fälligen Rochenzehnten."

Der Priester, versöhnlicher gestimmt, schnüffelte nach dem Fischgeruch, des leckeren Gerichts sich freuend. „So, so . . . trag es in die Küche! Hier ist dein Trinkpfennig!"

„Soll ich den ganzen Blaffert haben?" Es war die kleinste Münze und ein arger Hohn.

Theodorus, den diese Undankbarkeit verdroß, drehte an den Augen und zog an den Mundwinkeln. „Es hat dir nicht lange im Hause des Ratsherrn gefallen . . . Herr Heikens läßt seine Leute auch nächtlicherweile zuviel arbeiten.“

Kurt fragte, statt zu antworten. „Gefällt es Euch nicht, Hochwürdiger, die feinen Fische in Augenschein zu nehmen?“

Der Priester knüpfte mit zwei Fingern den Sack auf und meinte: „Oder hast du einen besseren Dienst gefunden?“

Da wurde Kurt von der Demut verlassen und brauste auf: „Ja, mich hat der Teufel in Amt und Eid genommen.“

„Pfui, was bist du für ein gotteslästerlicher Christ.“

Theodorus sah die Rochenstacheln und prallte zurück. „Wa—as . . . wa—s?“ Als müsse er daran ersticken, saß ihm der Kloß gleich wie ein Knittel im Halse.

„Ich bin kein Christ, und du Lotterpriester bist es noch viel weniger.“ Kurts Augen rollten wild.

Theodorus raffte mit schlotternden Händen die Kutte empor und rannte.

Der andere aber riß einen Stachel aus dem Sacke und schrie: „Du Judas von Rungholt, der das Beichtgeheimnis verrät . . . du Giftstachel der Gemeinde!“

„Hil—fe . . . Mord!“ keuchte der Priester und stürzte nach der rettenden Tür.

Dem Flüchtling versetzte der Rasende mit dem Rochenstachel einen starken Hieb und entsprang aus dem Hause.

Tief war der spitze Schwanz in den Arm gedrungen, und das Blut floß reichlich.

„Ich verblute“, wimmerte der Verwundete, während die Hauswirtin vor Schreck in Ohnmacht fiel. Aber die Magd lief nach dem Salbader, der die Wunde verstopfte und verband.

Theodorus' rotes Gesicht war vom Aderlaß bläßer geworden, und er saß, in Betrachtungen über das Martyrium seines Amtes vertieft, mit einer rechten Leidensmiene im Ohrstuhle. — — — — — — — — — — — — — — —

Maike hatte einen Korb voll Meerstrandswegerich gepflückt, welches das Gemüse der armen Leute war und von ihnen Sudden genannt wurde. Deshalb ging unter den reichen Rungholtern ein lachendes Gerede von den wunderlichen Dünenmenschen, die gleichwie Nebukadnezar Gras fräßen, und der Volkswitz nannte sie „Kohlesser" und ihr Dorf das Kohlnest.

Kurt trat in die Hütte mit einer erschreckenden Ruhe und sagte kurz: „Koche mir ein Kohlgericht, meine Lieblingsspeise . . . es wird meine Henkersmahlzeit sein."

„Bist du ganz von Verstand gegangen?"

„Nein, es ist das vernünftigste Wort, das ich seit drei Tagen gesprochen . . . koche mir mein Henkersgericht!"

Er stützte den Kopf in die Hände und brütete vor sich hin, bis der Kohl gar wurde.

Vom Herde sah Maike voll Schmerz und Besorgnis nach ihm hinüber, trat heran und streichelte sein Haar. „Ich bin deine Mutter . . . tut das Haupt und Gehirn dir weh?"

„Ja, wenn Leute närrisch werden, kriegen sie es im Kopfe zuerst", brummte er mürrisch.

Das Mannweib schniefte. „O, mein armer Kurt, könnte ich dir helfen!"

„Ja, du kannst mir mit deinem Suddenkohl helfen, der ein gutes Essen gibt, wenn an Schmalz oder Butter nicht gespart wird."

Als der Kohl gar geworden war, aß er mit großer Gier. Der, welcher keinen Schlaf gehabt, hatte auch seit drei Tagen keinen Bissen genossen. — — — — — — — — — — — —

Am Morgen war vom Ratsläufer, dem schmächtigen Manne der Malle, der Tingstock umhergetragen worden, und um die elfte Stunde gingen die Ratsherren, auch der bischöfliche Offizial und der Dompriester, der den Arm in einer Binde trug, zu der anberaumten Sitzung im Tinghause.

Die Herren in ihren feinen Samtschauben kamen zu zweien oder dreien über den Markt, reckten aus den breiten

Halskrausen die Hälse einander zu und unterhielten sich mit raunendem Gewisper.

„Habt Ihr vernommen . . . hm, hm?"

„Seine Tochter Isa soll auf Reisen gegangen sein."

„Sie wird vielleicht um ihrer schwachen Gesundheit willen einen guten Sauerbrunnen in Deutschland aufgesucht haben."

„Oder einen verschwiegenen Ort in ländlicher Stille, wo sie genesen kann . . ."

„Was fehlt ihr?" fragte ein Argloser.

„Einige nennen es eine Herzdesperation wegen Liebessachen", antwortete ein Hämischer.

In dieser vertraulichen und verblümten Weise flüsterten die Ratmannen miteinander.

Nur einer sagte derb und deutlich: „Ob unser guter Heikens Enkelschaft zu erwarten hat?"

Aber die mit ihm gingen, machten ein entsetztes Gesicht und husteten heftig.

„Pst, pst!"

Sie betraten das steinerne Tinghaus, den Stolz der Stadt verneigten sich vor dem Heiligenbild in der Wandnische und öffneten die Saaltür, sahen aber kaum nach dem guten Sprüchlein, das darüber stand.

> Wer ein- und ausgeht zu dieser Tür,
> Derselbe gedenke für und für,
> Daß jedem wird ein jüngster Tag,
> Wo sein Gericht ihm kommen mag.

Durch die bleigefaßten Rauten fiel gedämpftes Licht. Rings um den Eichentisch standen geschnitzte Stühle. Über der bräunlichen Holztäfelung war die Kalkwand mit Bildern bedeckt, die ein tüchtiger Meister gemalt. Dort sah man das letzte Gericht und die Wage, mit der die Menschen gewogen werden. Hier grinste der pferdefüßige Teufel aus seiner flammenden Hölle. Auch der schauerliche Totentanz mit Papst und Kaiser, Bürger und Bettler war an die Wand gezeichnet,

und darüber stand geschrieben: Aller Ruhm ist eitel, mein Reigen rafft alle dahin.

Die Herren aber beachteten die Bilder nicht, sondern setzten sich ernst und stolz auf ihre Sessel.

Der Ratsherr trat nach seiner Gepflogenheit und seinem Vorrange als letzter in den Saal. Er ging kaum so steil wie sonst, trug jedoch sein Unglück mit Fassung und Würde.

Sonderbar feierlich und herzlich drückten die Ratsleute ihm die Hand; und die ihm am vertrautesten waren, murmelten: „Der Herr tröste Euch, lieber Bruder!"

Heikens richtete sich auf. „Ich will nicht verschweigen, was stadt- und straßenkundig geworden. Ich habe mein verirrtes Kind verstoßen müssen . . . ich habe durch einen schandbaren Buben, den ich in mein Haus nahm, eine liebe und gute Tochter verloren und trage Herzeleid um eine Tote."

Der Domherr rief voll Salbung: „Der Geist Gottes stärke Euch, die Trübsal zu tragen, denn selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet!"

Bei diesen Worten reckte der gebeugte Vater noch höher seine Gestalt.

„Durch Gebet und Gottes Beistand habe ich es erduldet und überwunden. Meiner Tochter und ihrer Schuld zur Sühne habe ich beschlossen, eine sogenannte Kapelle zur Bequemlichkeit im Dünendorfe zu bauen, damit jene Armen und Unehrlichen, die ein unordentliches Wesen treiben, zur rechten Frömmigkeit gelangen. Einer von ihren Leuten hat mein leibliches Kind unehrlich gemacht . . ."

„Also vergilt der Gerechte!" Theodorus Rufus hielt nicht länger an sich und schrie verzückt: „O, er sammelt feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde."

Heikens senkte demütig sein Haupt. „Auch will ich die Kapelle mit den nötigen Mitteln für alle Zeiten fundieren."

Alle waren tief ergriffen und hatten das Gefühl, daß im Ratssaale eine große Tat, größer als mancher Staatsakt von Rungholt, heute geschehen sei.

Des Bischofs Offizial warf sich in die Brust und hielt eine lange Rede. „O, der fromme und werktätige Mann, der dem Rate dieser Stadt vorsteht! Vom Wandel eines Christenmenschen soll man bei seinen Lebzeiten kein Rühmen machen, und auch ich muß schweigen und dennoch sagen: Seit fünfzehn Jahren kenne ich unsern Fedder Heikens und sah mit Dank, wie er seines Glaubens in Gerechtigkeit lebte und überdies viel gute und verborgene Werke tat. Wahrlich, wenn einer, durfte er von seinem Gott Gnade und Glück erwarten. Aber bittres und unverdientes Ungemach hat ihn betroffen — und was tut er, statt mit dem Herrn zu hadern? Er gibt dem Höchsten ein neues Gotteshaus als Opfergabe. Selig sind die, welche also Herzeleid und Heimsuchung erdulden! Selig ist der Mann, welcher Böses mit Gutem vergilt!"

Nach einem erhebenden Augenblick der Rührung und Stille begannen die geschäftlichen Verhandlungen des Rats.

Der Priester, welcher den verbundenen Arm in einer Schlinge trug, stand auf.

„Eben der schandbare Bube, der ein Räuber gewesen ist an Fedder Heikens Gut und Ehr', wurde zum Mordgesellen und hat mit einem Rochenstachel mich angegriffen, in Absicht mich zu töten." Zum Beweise hob er den Arm aus der Schlinge und zeigte den Verband.

Der Ratsherr hatte ein finstres Gesicht, als er sich erhob. „Was dieser Mensch mir getan hat, will ich vergeben und nicht ahnden, aber als Richter muß ich rächen. Jetzt soll besagtem Kurt Widerich der Prozeß gemacht und er auf seinen Hals verklagt werden."

Er ging hin und öffnete die Tür, in deren Nähe sein Sohn, der ungesehen und passiv an den Ratsverhandlungen teilzunehmen pflegte, nicht zufällig stand.

„Heike, laß die Stadtknechte den früheren Kaufgesellen Kurt Widerich ergreifen und ihn in die Fronerei schaffen!"

„Vater," sprach der bos- und geckenhafte Jüngling, „ich will selbst den Auftrag ausrichten."

Eilfertig holte er drei handfeste Schergen, dieweil es ihm einen schadenfröhlichen Spaß machte, diese Arrestation vorzunehmen.

Heike, der den Zierdegen umgeschnallt hatte, fühlte einen guten und witzigen Mut und unterhielt sich leutselig mit den Knechten.

„Auf nach dem Kohlneste!" ermunterte er. Sie marschierten mit langen Schritten und er wie ein tapfrer Haudegen an der Spitze.

Als die Dünen erreicht waren, schmunzelte er: „Paßt auf! Nun kommen wir in ein wunderbar Land, wo die Menschen Gras und Grünes wie das liebe Schafvieh fressen."

Gehorsam und breitmäulig lachten die Spießbewaffneten, obgleich es ein abgestandener Spott war.

Als Maikes Hütte hinter der Sanddüne in Sicht kam, erwog Heike, daß geteilter Ruhm halber Ruhm sei. Darum sprach der Ehrgeizige: „Ihr sollt draußen bleiben und das Haus umstellen, während ich den Inkulpaten eigenhändig verhafte."

Er zog die dünne Plempe aus der Scheide und trat hastig durch die aufgestoßene Tür.

Nommes Katze sprang von der Herdecke herunter und krümmte den Rücken. Vor dem fauchenden Kater stutzte der Tapfere.

Kurt, der Nimmersatt, saß vor der zweiten Schüssel mit Suddenkohl, und Maike war gegangen, um neuen Vorrat von Dünenhalmen zu holen. Der Esser aß ruhig weiter, als sehe er den Eingetretenen nicht.

Dieser streckte den Degen vor und sprach mit würdevoll dumpfer Stimme: „Im Namen des Gesetzes und des hohen Rats von Rungholt tue ich dich in Verhaft!"

Kurt löffelte eifrig an dem Kohlgericht weiter und schoß von unten einen unheimlichen Blick empor.

„Steh auf und folge mir! Ich will dir bei dem Meister Henneke und dem Kloakarius Hinze ein feines Quartier verschaffen."

„Störe mir mein Mahl nicht!" knurrte jener mit vollen, kauenden Kinnbacken.

Da wurde Heike erbost und schrie: „Willst du Mörderbube stracks aufstehen und vor dem Bevollmächtigten des Rats die Hände ausstrecken, daß ich sie binde!"

„Halt's Maul und stecke den Bratspieß ein, bis ich gegessen!" Kurt löffelte gierig an seiner Lieblingsspeise.

Der beleidigte Geck geriet in sinnlose Wut. „Du elender Kohlfresser . . . ich will dir deine Schüssel verleiden . . . nun friß, du Sau!"

Er hatte sich geräuspert und in die Schüssel gespuckt.

Kaum aber war der Unflat aus seinem Halse, als eben dieser Hals von zwei Fäusten so zusammengeschnürt wurde, daß kein Laut mehr herauskam. Mit riesiger Kraft drückte Kurt ihm das ganze Gesicht in die Schüssel und den Kohl hinein und sagte: „Wer in den Kohl spuckt, soll ihn essen."

Heike fing an zu röcheln und wäre erstickt, wenn den Stadtknechten die Verhaftung nicht zu lange gedauert hätte. Sie lugten durch die Tür, liefen hinein, befreiten ihn aus seiner entsetzlichen Lage und banden dem Gefangenen die Hände.

Kurt Widerich leistete keinen Widerstand und sprach mit einem grimmigen Lächeln: „Unglück, Unglück, nun geh deinen Gang!"

Als der Ratsherrnsohn sich von der Erstickung erholt und das Gesicht gesäubert hatte, versetzte er dem Gefesselten von hinten einen kräftigen Fußtritt.

„Jetzt kommst du toller Hund an den Galgen . . . vorher aber wirst du mit dem Staupbesen gefegt. Wenn du am Pranger stehst, will ich der Schinderknecht sein und dir die drei nicht erlassen."

Ein Abgrund von Bosheit lag in diesen Worten. Der stäupende Meisterknecht nämlich hatte das Recht, dem Delinquenten die drei letzten Schläge zu ersparen.

Gelassen erwiderte Kurt: „Am Galgen ist kurze, im Siechbette lange Todesnot."

Der runde Turm von Rungholt, aus mächtigen Findlingen gemauert, war vor Alters des kleinen Ortes Burg und Bergfried gewesen. An ihrem Fuße von grünlichem Moos überwuchert und oben von Wind und Wetter schwärzlich verwittert, hatte die dicke Mauer winzige, vergitterte Fensterlöcher, die wie tiefliegende Augen wachende Ausschau hielten und jeden warnten: „Hüte dich, daß du in der Bürgergerechtigkeit bleibst und das Gesetz nicht übertrittst" Das starke, finstre Riesengebäu überragte wie ein drohender Zeigefinger die ganze Stadt.

Im Untergeschoß war der ehrliche Bürgergewahrsam, in dem die Bürger, welche mit Afterrede gegen ihren lieben Nächsten sich vergangen oder durch großen Durst und kleine Ausschreitungen den guten Ruf der Stadt gefährdet hatten, ihre Strafe verbüßten. Oben befand sich die Wohnung des Henkers und darüber die gemeine Fronerei, deren Schließer Meister Henneke war. Wer dort gesessen hatte, war und blieb unehrlich.

An diesen Ort wurde der Gefangene gebracht, und Heike stand unten auf der Treppe, um sich nicht unrein zu machen.

Ein Mann mit einem langen, einst pechschwarzen und jetzt stark ergrauten Bart und milden, müden Augen löste die Stricke des Gefesselten. Hinter ihm stand ein auffallend hagerer Mensch, dessen rechtes Auge immer stille stand und über die krumme Habichtsnase hinwegsah. Er trug ein graues, grobes Gewand und hatte die Gugelkappe über das kurze Haar gezogen. Das war Hinze, der Meisterknecht des Henkers und Kloakarius von Rungholt, der das anrüchige Schinderamt verwaltete, die Kloaken reinigte und das gestürzte Vieh verscharrte. Zu seinem Gewerbe paßte sein Gesicht, das einen unangenehmen und schmutzigen Eindruck machte.

„Was hat dieser Armesünder verbrochen?" fragte Henneke und sah den jungen Mann ernst und traurig an.

„Er soll in die feste, vergitterte Mörderzelle," schrie Heike von unten herauf, „denn er hat an dem geweihten Priester einen Mordversuch begangen und auch mich erwürgen wollen."

Hinze grinste. „Jetzt wird's dir widerig ergehen ... hast du nicht von der Mutter gehört, die ihren Sohn am Eiderstedter Galgen hängen sah und tröstend zu ihm sprach: Danke du Gott, daß du nicht vor das Rungholter Gericht gekommen bist? Auf deiner tapferen Tat steht der Tod mit der hänfernen Halskrause."

Oda, welche neugierig den Flur hinaufkam, betrachtete den neuen Gefangenen. Ihr tat der Jüngling leid, und sie schalt den Meisterknecht. „Hinze, haltet die häßliche Zunge im Zügel!"

Der Büttel verschloß hinter Kurt die Zelle und ging, um Brot und frisches Wasser hinaufzutragen.

Der Kloakarius aber machte sich an Ola. „Ei, das war ein schmucker Galgenvogel ... den mochtet Ihr leiden, nicht wahr?"

„Ja, lieber als Euch", erwiderte sie.

Frech lachte er. „Haha, ich tue es auch ohne Liebe ... wir müssen warten, bis der Alte sein Amt niederlegt oder den Löffel aufsteckt."

Er wollte sie umschlingen, aber mit Abscheu stieß sie ihn hinweg, zu ihm wie zu einer dritten Person redend. „Der arglistige Neiding lauert auf den Tod meines Vaters und auf sein Amt ... aber es wird ihm, gleichwie ich, vor der Nase entwischen."

Als der Flur menschenleer geworden, schlüpfte Oda nach der Mörderzelle, öffnete die Schiebeklappe und flüsterte: „Verzweifelt nicht! Ich will Euch gegen Abend statt Wasser und Brot ein besseres Essen bringen." Ohne den Dank abzuwarten, eilte sie hinweg.

Kurt Widerich rannte und raste nicht in seiner Mörderzelle auf und ab, sondern warf sich auf den Strohsack hin und schloß die Lider. Erschöpft von der Erregung, fiel er in einen tiefen und toten, tag- und nachtlangen Schlaf.

Bald wurde in Rungholt ruchbar, wie übel dem Ratsherrnsohn im Dünendorfe mitgespielt worden sei, und alle Lacher machten sich über ihn lustig. Bei seinen Kumpanen und in der ganzen Stadt er- und behielt der eitle Geck den Necknamen „Kohlesser".

Das war eine wunderliche Umkehrung und spottende Vergeltung des gerechten Schicksals.

*

Achter Abschnitt.

Im Beichthaus der Diebe und Mörder.

Im Oberstock des Rungholter Turms war ein großes, halbrundes Zimmer mit kleinen Fenstern in der ellendicken Mauer. Aber der Blick aus ihnen ging weit über die Dächer der Stadt und die Marsch und das Meer dahinter. Auch die Sonne drang herein und spielte an den Wänden. Fein rein und blank und voll Behagen war die Stube. Auf dem Brett unter dem Fenster blühten Nelken und Goldlack, und wie Schnee leuchtete die getünchte Mauer. Die weiß gescheuerte Holzdiele war mit Dünensand bestreut, und so regelmäßig lagen die Sandhäuflein, daß der Vater behauptete, seine Tochter habe sie mit dem Fingerhütlein hingesetzt.

Oda trat ein und läutete das Glöcklein, das an der Tür hing, nahm vom Borte das Evangelienbuch und legte es auf den Tisch. Bald kam der Meister Henneke mit seinen Knechten, die sauber gewaschen waren und ehrbar auf die Bank sich niederließen. Er schlug das Buch auf und las den Abschnitt, welcher die Rede enthält: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket."

Fröhlich hörte Oda das Wort, denn es entschuldigte und verteidigte, was sie heimlich für den Gefangenen tat, und gab ihr eine gute Gewissensruhe.

Der gelbliche Kloakarius hörte nicht zu, obgleich er die Gugelkappe von den Ohren gestreift hatte, und hockte wie ein Teuflein auf dem Schemel. Dennoch faltete er die Hände, machte jedes Kreuzschlagen und jede fromme Gebärde mechanisch mit und wußte sich vor dem Meister zu verstellen.

Der Schreckensmann von Rungholt hielt täglich Morgenandacht mit seinen Hausgenossen und war trotz seines grausen Handwerks ein schlichter und ehrlicher Christ.

Auch zu dem unglücklichen Mann in der Mörderzelle ging er mit seinem Buche, Kurt aber hob die schläfrigen Lider, wehrte unwirsch ab und murmelte: „Ich will schlafen . . . in alle Ewigkeit nur schlafen."

Henneke sah ihn mit den milden Augen fest an und sagte: „Lasset uns nicht schlafen wie die anderen, sondern wachen und nüchtern sein!" und fügte kein Wort dazu und verschloß die Tür.

Zwei volle Tage und Nächte erwachte Kurt nur, wenn die Schiebeklappe niederging und der Engel des Rungholter Turms ihn speiste und tränkte.

Am dritten Morgen jedoch reckte und streckte er sich, als wäre er nach einem bewußtlosen Scheintode wieder zum Leben gekommen. Dann sah er die Eisenstäbe und erschrak.

Jetzt gehet es mir an den Hals, und ich muß sterben, da ich zu leben beginnen wollte. O, wie süß ist das Leben! Auch der ärmste Wattenfischer hat seine Lust, wenn er guten Fanges sich freut. Die Eintagsfliege ist ihres kurzen Daseins froh, und die ekle Meerqualle, die nur Schleim ist, will sein und leben. Ich aber bin ohne Isa schon gestorben und will vergehen. Komme, o Tod, denn du bist alles Elends Ende!

Der Tod ist ein schlechter Tröster, der die Furcht nicht schwichtigt. Ist das Sterben das endliche Ende? Oder ist

hinter dem Grabe noch ein weiter und unendlicher Weg, dessen Dunkel keiner durchforscht?

Heftig entsetzte sich der Verwegene vor dem Alleinsein und sehnte sich, eine Menschenstimme zu hören. An der Türklappe horchte er auf jedes Geräusch, bis Oda kam.

„Du bist des Meisters Tochter . . . rede mit mir!"

„Ja, aber leise", antwortete sie gedämpft.

„Hat schon der habichtsnasige Teufel meinen Galgen gezimmert?"

Odas schwarze Augen blickten traurig. „Eines schweren Verbrechens zeihet man dich."

„Ja, das war mein Verbrechen, daß ich die Tochter des reichen Mannes liebte, daß sie mich lieb gewann und in meinen Armen ruhte. Doch haben wir uns nur geküßt im Garten, und die Sterne durften sehen und hören, was wir sagten und taten."

Solche Rede hört kein Weib, ohne ganz Ohr zu werden, und Oda steckte den Kopf durch die Klappe. „Wer ist das Mädchen?"

„Des Ratsherrn Tochter ist hinweggeführt worden, und ich weiß nicht, wo man sie in Haft getan hat." In den wenigen Worten lag der ganze und große Schmerz seiner Seele.

Ein herzliches Erbarmen mit dem unglücklich Liebenden ergriff sie. „Kann ich Euch einen Dienst erweisen, der sich mit dem Amt meines Vaters verträgt?"

Kurt erwog, was er am besten erbäte, und seine alte Schlaunatur erwachte. Mit jammervoller Miene klagte er: „Ich möchte vor meiner letzten Not die Tröstung der Religion haben . . . erwirket mir, daß der Priester Paulinus zu mir kommen darf."

So jählings zuckte das Mädchen zusammen, daß es mit dem Kopfe gegen die Klappe schlug. „Paulinus! Kennt Ihr ihn denn?"

„Ja, er ist als Kind mein bester Gespiele gewesen. Seines Zuspruchs begehr' ich, weil er der einzige Priester Gottes in allen Siebenharden ist."

Odas Gesicht leuchtete, und sie mußte sagen und fragen: „Der Vikar hat meinem Vater und mir sehr große Liebe erzeigt . . . wo hat er mit Euch gespielt, und wie war er als Knabe?"

Kurt, der eine scharfe Witterung für das ihm Vorteilhafte hatte, erzählte ausführlich vom Dünendorfe und malte ein Bildnis des kleinen Paulinus mit eitel grellen und guten Farben.

Immer heller glänzten Odas Augen, mit Selbstüberwindung schloß sie zuletzt das Gespräch. „Dem Vikar werde ich Eure Bitte bestellen lassen."

„Wird dieser Ort ihn nicht unehrlich machen?" fragte Kurt unsicher.

„Nein, wenn ein Verurteilter nach dem Priester und dem heiligen Sakrament verlangt, darf der Geweihte über die Schwelle der Fronerei treten und wird nicht unrein dadurch."

Der Gefangene rief fortan nicht den Tod herbei, sondern klammerte sich an das Leben mit neuer Hoffnung. Ich muß erfahren, wo Isa ist, und werde auf dem Wege zum Tinghause meinen Wächtern entspringen, denn wo ist der, welcher mit mir um die Wette laufen könnte?

Sein Wettlauf freilich war noch ein ruheloses Hin- und Herwandern in dem engen Raum von wenig Gevierteilen.

Am Morgen trat Henneke mit seinem Evangelienbuche in die Zelle — und der Gefangene setzte sich still und zur Andacht bereit auf den Strohsack.

Henneke verschwieg nie die Wahrheit, auch wenn sie hart zu hören war. „Heute sollst du vor das geistliche Gericht gestellt werden . . . darum stärke deine Seele!"

Kurt erblaßte und faltete unwillkürlich die Hände. Der sonderbare Beichtiger las ihm das Sündenbekenntnis vor und betete inbrünstig das lange Miserere. Nach dem Amen strich

er seinen Bart, sah dem jungen Mann eindringlich ins Auge und sagte plötzlich: „Nun bete du, damit die letzte Not dir leicht werde!"

Kurt beugte das Haupt und betete: „Barmherziger Gott, der du ewiges Leben bist und dem Menschen das Grauen vor dem Tode eingepflanzt hast, laß mich zur Laubfallzeit sterben, wenn der Leib herbstmüde geworden, und nicht im Lenze, dawider die Natur sich sträubt! Eitel und armselig und voller Schatten war mein Leben . . . da ging meine Sonne mir auf. Ich kann nicht scheiden vom Licht des Tages und vom Schein meiner Sonne. Bei dir ist nichts unmöglich, sagt der Priester . . . allmächtiger Herre Gott, darum sprenge meine Bande!"

„Das war schon etwas . . . du wirst noch besser beten lernen, mein Sohn. Auch hat Gott viele Ausgänge vom Tode. Ich hatte schon einmal über einen Armesünder das Richtschwert gezückt, als ein keuchender Bote des Rats die Begnadigung brachte."

Der Fronmeister ging in die nächste Zelle, in der ein Gequälter lag und vor Schmerzen stöhnte. „Ich habe dir, weil's mein Amt erheischte, sehr weh tun müssen, aber ich will den Schmerz dir stillen, so gut ich's verstehe." Er wickelte die Leinwand auf und strich Salbe darüber und verband dem Manne, der gestern die fünf Grade der Tortur überstanden hatte, die zerquetschten Finger. Barmherziger und geschickter hätte kein Samariter es tun können.

Und das war der furchtbare Schreckensmann von Rungholt, dem die Kinder schreiend aus dem Wege liefen, um in den Röcken ihrer Mutter sich zu verkriechen! —

An den Händen gekettet, wurde Kurt Widerich vor das hohe Gericht im Tinghause geführt. Der Kloakarius, der die Fesselung angelegt hatte, rief ihm nach: „Bald wirst du auf dem Rabensteine nach ganz Rungholt die Zunge ausstrecken . . . zum letztenmal werden dir die Weiblein nachlaufen, wenn du dort oben verliebt die Augen verdrehst."

Hinze nämlich hatte wohl bemerkt, daß Oda diesem Gefangenen besonders gewogen sei, und das wurmte in dem Eifersüchtigen.

Auf dem Markte begegnete Folkert dem Gefangenen und sah nicht hinweg, sondern grüßte ihn traurig. Sein ehrliches Gemüt war von Schmerz erfüllt, und er wußte in seiner Gewissenspein sich nicht zu raten.

Hat nicht Heikens mir Verschwiegenheit befohlen? Isa aber, die Ärmste, flehte mich an, ihm zu sagen, wohin ich sie geführt. So werde ich von der Menschenpflicht des Gehorsams und dem Gottesgebot der Barmherzigkeit hin- und hergerissen.

Im Torwege des Hauses winkte Inge ihm und mehrte seine Kümmernis. Der lustige Singzeisig war ein trübselig stilles, verkümmertes Käfigvöglein geworden.

Mit trotzigen Lippen sagte sie zum Deichschreiber: „Folkert, ich frage Euch zum letzten . . . wo habt Ihr mein Schwesterlein hingetan?"

„Ich darf es nicht sagen, und das quält mich wie eine große Not . . . o, hätt' ich einen Menschen, der mir redlich riete!"

„Ich weiß nur einen," sagte sie, „den Vikar Paulinus."

„Ja, er ist redlich und ohne Rungholter Falsch."

Folkert ging nach dem Schwale und erleichterte sein Herz und verschwieg dem Vikar nicht, wo Isa sei. — —

Kurt stand im Tinghause vor dem peinlichen Halsgericht. Kurz wollten die Richter es abmachen, dieweil die Mittagsglocke läutete, und der Oberschöffe Heikens, vor dem das Mordinstrument lag, sprach laut: „Durch wahrhafter Zeugen Mund ist bewiesen, daß du zum ersten mit diesem Giftstachel eines Rochen dem Priester Theodorus nach dem Leben getrachtet, daß du zum anderen Heike Heikens, den Beauftragten des Rats, durch Eindrücken des Gesichts in eine Kohlschüssel zu ersticken versucht hast. Bekennst du dich schuldig?"

Auf die Schuldfrage antwortete der Angeklagte mit keiner Silbe.

Fedder Heikens schlug das Gesetzbuch auf. „Nach dem Buchstaben des Rungholter Spiegels soll dir gerechtes Urteil werden. Die vierzehnte Satzung lautet: „Wer einen Priester geschlagen hat, soll mit 39 Rutenschlägen gestäupt werden." Das Blutgesetz aber besagt: „Der mit wehrhafter Hand vorsätzlich einen Menschen zu töten versucht, ist des Galgens schuldig, es sei denn, daß er mit 24 vollötigen Mark sich löse."

Ein sonderbarer Zug, wie ein hartes, versteintes Lachen, umzuckte den Mund des Richters. „Kannst du die Mannbuße zahlen?"

Kurt sah die Schöffen der Reihe nach mit einem Blick voll Haß und Verachtung an und schwieg.

„Willst du noch etwas zu deiner Verteidigung vorbringen?"

Ein Knirschen der Zähne und keine Antwort!

„Oder bist du vor Todesschreck stumm geworden?"

Kurt biß noch fester die Lippen zusammen.

„Er ist ein ganz verstockter Sünder", schrie Fedder Heikens über den Tisch. „Wer vor dem Tinge schweigt, ist schuldig nach unserem Gesetz. Ich heische Urteil über diesen."

Den Herren war die Arbeit leicht gemacht. Alle warfen eine schwarze Kugel und legten sich gemächlich in ihre Sessel zurück.

Der Obmann stand in seiner Richterwürde auf, brach das Stäblein über dem Haupte des Gefesselten und rief: „Das Urteil ist gesprochen, der Stab ist gebrochen, Kurt Widerich, du sollst hängen. Ihr Knechte, übergebet ihn dem Nachrichter von Rungholt, daß er heute über neun Tage des Tinges Urteil vollstrecke! Dich aber, du armer Sünder, ermahne ich um Gottes und Christi willen, daß du in dieser Neuntagefrist wahrhafte Buße tuest und zum Sterben dich bereitest."

Fedder Heikens war ein strenger, aber auch ein gottesfürchtiger Mann.

Kurt zuckte mit keiner Wimper beim Anhören des Todesurteils. An der Tür sah er seine Richter an, und der Stumme

rief mit tönender Stimme: „Ihr getünchten Gräber und Pharisäer von Rungholt! Ihr seihet die Mücken der kleinen Übertretungen und werdet an der Elefantensünde der Selbstgerechtigkeit, die ihr wie süßen Wein verschluckt, ersticken und sterben. Ich klage euch des Widerchristentums an vor Gott und Menschen und spreche euch schuldig des höllischen Feuers . . ."

Die Knechte stießen ihn mit ihren Morgensternen aus dem Tingsaale hinaus.

Etliche von den Schöffen wurden blaß und knickten in den Stühlen zusammen. — — —

Am Abend dieses Tages war Paulinus in seiner Schwalkammer, und unter der brennenden Kerze lag der Tacitus aufgeschlagen. Er hatte aber keine Ruhe zum Lesen und seine gefalteten Hände wurden wie gerungene Hände, denn er betete für den Verurteilten.

Ein Finger klopfte schüchtern an die Tür. Als er öffnete, schlug Oda das Kopftuch zurück und die dunklen Augen zu ihm empor.

„Ich komme, von Kurt Widerich gesandt, der seine Seele bereiten will und Eures Trostes begehrt."

Seine Stimme zitterte. „Setzet Euch, Oda!"

„Nein, ich würde Eure Wohnung unrein machen."

Statt einer Antwort faßte er ihre Arme und drückte sie sanft auf seinen eigenen Schemel nieder. Ein wunderbar wirres Gefühl durchrieselte ihn, als er die Arme losließ und stammelte: „Wir sind allein . . .niemand siehet uns als Gott . . . der alle Menschen gleicherweise lieb hat."

„Dann hat er auch diesen Kurt Widerich lieb und läßt ihn dennoch eines bösen Todes sterben. Oft, wenn ich an der Zelle des Gefangenen vorübergehe, höre ich ihn seufzen und „Isa, Isa" schmerzhaft rufen . . . er hat des Ratsherrn Tochter lieb. Wie kann die Liebe Todsünde sein?"

Paulinus suchte vergebens in der Moralkasuistik, um rechte Antwort zu geben, und äußerte bedächtig seine eigene Meinung.

„Ich glaube nicht, daß die Liebe wider Gottes Gebot ist, denn sie ist . . . wie der Geist, von dem niemand weiß, von wannen er kommt . . ."

Paulinus sann noch einmal und sagte nach dem gemeinen Gerede der Leute: „Doch hat er in seinem trotzigen Grimm den Priester geschlagen . . . und muß deshalb büßen, schwer büßen."

„Viel, viel zu schwer!" Oda redete mit lebhaften Gebärden. „Heil und eine Schelmenweise pfeifend, ging Heike Heikens soeben in die Schenke, und der Priester las heute die Messe. Was ist das für ein Maß, mit dem nach Rungholter Recht gemessen wird? Wenn einer schlägt, so mag man ihn stäupen und Auge um Auge, aber nicht das Haupt ihm nehmen. Das ist wider die Natur. Hat dieser nach Eurem Bedünken ein todeswürdiges Verbrechen begangen?"

Der junge Vikar rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her und sprang plötzlich empor. „Ich glaube nicht, daß seine Tat den Tod verdient hat."

„So wäre es nicht unrecht, ihm zur Erhaltung seines Lebens zu verhelfen?" Das Mädchen machte ein kluges Gesicht und spitzte das Mündchen.

Erstaunt sah er sie an. „Wie meinet Ihr das? Ihr wollt doch nicht dem Gefangenen zur Flucht verhelfen? Schwer würden die Folgen auf Euren Vater fallen."

Sie erschrak. „Nein, nein! Der Gottesmutter will ich ein Wachskerzlein opfern, ob sie ihm helfe."

Oda fühlte ihr Herz schlagen, als Paulinus ihr zum Abschiede die Hand reichte. Auf dem Heimwege betrachtete sie ihre Finger. Hab' ich ihn unehrlich gemacht? Nein, zwischen ihm und mir ist ein Geheimnis, das keiner erfährt. Was aber, wenn das Wachskerzlein nichts fruchtet und die Gottesmutter nicht hilft? Ich könnte leichtlich das Schlüsselbund vom Betthaken nehmen und die Zellentür aufschließen . . .

Der aufdringlich kühne Gedanke kehrte immer wieder, wie oft sie ihn aus ihrem Haupte hinauswarf. —

In der Frühe ging Paulinus ungerufen zu der Morgensprach und brachte ehrerbietig sein Anliegen vor.

Der Domherr aber war schlecht gelaunt und schnitt ihm die Rede ab: „Es mag der Priester Theodorus ihn berichten, denn der versteht, Leuten von solchem Schlage kräftig ins Gewissen zu reden."

„Nein, der Armesünder verlanget nach mir, weil ich ihn von Jugend an kenne."

Die Brauen des Hochwürdigen standen wie Borsten. „Was? Ihr wollt ihn besuchen?"

„Hat nicht der Herr Christus gesagt: Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht?" Sanft, aber schlagend fielen die Worte.

Theodorus, um seine Bitternis oder seine Blöße zu verbergen, rief mit schreiender Stimme: „Geht meinetwegen, wohin Ihr wollt . . . jedoch der Ratsherr muß zuvor den Zutritt gestatten."

Paulinus ging in Eilschritt über den Markt und stand vor dem Pharao von Rungholt.

Dieser blieb vor seinem Hauptbuche sitzen, um der Störung willen unhöflich emporstarrend.

„Ich habe eine Bitte . . ."

„Ist nicht die Bitte, zu der ich Euch ein Anrecht gab, längst gewährt? Ihr habt Kurt Widerich in meinen Dienst gebeten, mir und meinem Hause zu Unheil und Unfrieden."

Der Vikar fühlte, daß der Vorwurf nicht unbegründet sei, und errötete. „Um seinetwillen stehe ich hier . . . er bittet um eine geistliche Tröstung, und zwar aus meinem Munde."

Fedder sah vor sich hin, und sein kaltes, undurchdringliches Gesicht verriet nicht seine Gedanken. „Das Armesünderrecht darf ich ihm nicht vorenthalten. Gehet in Gottes Namen und bereitet ihn zum Tode!"

Schwer ist der Gang zu einem gerichteten Menschen, dessen Tage gezählt sind, und dennoch hatte der junge

Priester einen fast leichten Schritt, als er die Fronerei betrat. Wer kann das reimen und ein Menschenherz ergründen?

Seine Augen sahen den Gang hinauf und schienen etwas zu suchen, aber Henneke trat allein aus der Stube und verneigte sich. „Gebt mir den Segen, ohne mein Haupt zu berühren!"

Als die Zellentür geöffnet wurde, sprang Kurt von seinem Strohsack empor, und die Augen des verwegenen Gesellen blickten gerührt Paulinus an, der ihn in die Arme schloß und auf Stirn und Wange küßte.

„Wie soll ich dich trösten, mein guter und lieber Genoß? Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten!"

Der Gefangene verkniff die Lippen, seine Rührung war wie verweht. „Ich fürchte nichts und niemand ... um Isa aber erleide ich Angst. Wo ist mein Herztrautelein? Wie kannst du kommen und mir nicht Gruß noch Kunde von ihr bringen? Geh, geh, du schlechter Tröster!"

Der Priester flehte: „Acht Tage Frist gab Gott dir zur Buße ... O, denke nicht an Weiberschöne, noch eitle Erdenwonne, sondern an deine arme Seele und ihre ewige Seligkeit!"

„Was weiß ein mannloser Mönch von der Wonne, die ich geschmeckt? Haha! Und denken soll ich? Ich kann nichts denken als sie allein ... der allgewaltige Gedanke beherrscht mein Haupt."

Kurt schlug sich vor die Stirn und rannte auf und nieder. Dennoch sann er schnell und viel und hatte einen argen Schalksgedanken, so daß er sein Gesicht jammervoll verstellte und seine Sprache zum Schluchzen machte. „O, sie wird in Haft gehalten und täglich von bösen Menschen gepeinigt ... oder ihr grausamer Vater hat sie töten lassen ..."

„Nein, Isa lebt", sagte Paulinus mit Überzeugung.

Kläglich seufzte der andere. „Ja, der Schiffer Jap, der in der Trunkenheit es mir verriet, hat sie über den Heverstrom gesetzt ... nach dem Marschlande drüben ..."

„So weißt du, daß sie in Everschop ist?" machte der Vikar erstaunt.

„Ja, ich weiß alles . . . es ist ein harter Mann von rechter Heikensart, bei dem sie eingetan worden ist . . . und der Bluthund heißt . . . mein armes Haupt vergißt die Namen . . ."

„Hans Ovens ist ihr Oheim und ihres Vaters Schwäher," sagte Paulinus tröstend, „doch ist er ein ehrsamer Bauer und kein böser Mann."

„Ha, Hans Ovens!" Kurt ließ die Maske fallen, und seine Leichenbittermiene verwandelte sich in grimmentstellte Gebärde. Durch List hatte er herausgebracht, wo die Geliebte war, und er begann zu rasen.

„Ich muß zu ihr, ich muß . . . Priester, laß mich hinaus!" Er packte die Arme des Paulinus.

Dieser aber fürchtete sich nicht vor den rollenden Augen, sondern sagte ruhig: „Wisse, mein Freund, daß die Tür von außen verriegelt ist."

Der Gefangene stürmte durch den Raum, hing sich an die Stäbe des Fensters und rüttelte daran. „Ich muß heraus aus dieser Hölle, heraus!"

Sänftiglich redete der Vikar auf ihn ein: „Gott wendet seine Augen nicht von den Gerechten, wenn sie in Stöcken gefangen liegen und mit Stricken gebunden sind."

Der Rasende aber schrie: „Wer und wo und was ist das für ein Gott, dessen Augen von schwerem Schlaf verschlossen sind, daß er die unsägliche, unschuldige Not seiner Menschen nicht sieht?"

Paulinus faltete die Hände. „Mein Sohn, verwirf nicht die Zucht des Herrn und sei nicht ungeduldig über seiner Strafe, denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Ein wildes Lachen antwortete: „Haha! Das ist eine Gottesliebe, die den Menschen martert, und von ihr hat Fedder Heikens seine Vaterliebe gelernt. Geh hinweg mit der Hundepeitsche deiner schlechten Priesterweisheit! Ist meine Liebe nicht

viel reiner und rechter und größer als Gottes Liebe? Könnte ich schelten und schlagen, geschweige denn verwerfen und verdammen, selbst wenn Isa mir untreu würde? Ich müßte sie lieben und trösten und tragen und tausendmal ihr vergeben."

„Laß ab von deiner Verstockung und bete!" beschwor der Priester.

„Ich will nicht beten, sondern der zerschmetternde Blitz sein. Du aber gehe hin und predige den Reichen und Ratsherrn und geweihten Schalken, die ihre Rungholter Gerechtigkeit nach dem Bilde ihres Gottes gemacht haben!" Kurts Züge waren verzerrt.

Die Stimme des Priesters zitterte. „Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Übel rühren."

Jener aber rüttelte an den Stäben und raste.

Da fürchtete sich Paulinus vor dem Tobenden und klopfte an die Tür, daß man ihn herauslasse.

Hinze öffnete die Klappe und betrachtete mit einem teuflischen Lachen den Gefangenen. „He, was guckst du durch das Gitterfenster? Hier ist sehr wenig zu sehen . . . wenn du aber erst durch meinen Hanfring kieken mußt, wirst du eine feine und weite Aussicht haben . . . der Galgenberg gilt für den schönsten und lustigsten Ort von ganz Rungholt."

„Du schmutzigster und schuftigster von allen Schindergesellen!" schrie Kurt erbittert, „es stinkt in deiner Nähe."

Der Kloakarius fühlte sich getroffen, wo er am wundesten war. „Dir will ich es widrig machen. Wenn du nicht sofort stille bist, stecke ich dir die Füße in den Stock und einen Knebel ins Maul."

Kurt schwieg — die Galle verschluckend — und spuckte weit aus.

Paulinus Frisius, der einen flüchtigen Blick nach der Tür der Scharfrichterwohnung geworfen hatte, wanderte heim und sah auf den Grund und war in seinem Leben noch nie so betrübt gewesen.

Als der Fronmeister zurückkehrte, meldete der Knecht, daß ein Dieb eingeliefert worden, und danach wie etwas Nebensächliches: „Ich glaube, der Lange ist ein bißchen närrisch geworden . . . das werden die Frechsten oft, wenn es ihnen an den Hals geht."

Sofort begab Henneke sich in die Mörderzelle, um nach dem Gefangenen zu sehen.

Kurt saß auf der Pritsche und schlenkerte mit den Beinen.

Der Büttel strich sich den Bart. „Ich höre, mein Sohn, daß du durch unsinniges Wüten den Priester vertrieben hast . . . da mußt du halt mich als Beichtvater nehmen. Halte die Füße hübsch still und tue die Ohren auf! Ich will mein Trostbüchlein aufschlagen."

Es war die sogenannte Zuchtrute für verstockte Sünder, aus welcher der Büttel und Beichtiger las. „Wasche mich von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde, denn ich bin in sündlichem Wesen geboren und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen . . ."

Eine bescheidene Stimme erhob Einspruch. „Das ist nicht wahr, Meister, meine Mutter war eine ehrsame Ehefrau . . ."

„Schweige, du Schalk, und höre!" Der Sünder wurde mit grobem Geschütz niedergedonnert. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten. Es ist aber furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."

Henneke glaubte eine leise Spur der Zerknirschung auf dem Gesicht des Gefangenen zu lesen. Darum legte er die Zuchtrute Wehe fort und nahm das Stäblein Sanft, dessen er sich am liebsten bediente, in die Hand. Mild war die Frage: „Warum sitze ich wohl hier?"

„Meister, das werdet Ihr besser wissen als ich", meinte Kurt einfältig.

„Weil ich dich lieb habe, mein Sohn . . . weil wir alle Gottes Kinder und in Christo Brüder sein sollen . . . verstehst du das?"

„Jawohl, Herr Bruder!"

Henneke betrachtete den Gefügigen etwas mißtrauisch. „Warum lächelst du gleichwie ein Schelm?"

Kurt schnitt ein langes und ernsthaftes Gesicht und sagte: „Gleiche Kappen gleiche Brüder, denn ich bin unehrlich wie du, Herr Halsabschneider, und habe mich dem Leibhaftigen verschrieben. Ja, Meister, wir sind Gebrüder und fahren alle beide zur Höll'."

Da wurde der Scharfrichter sehr böse. „Du Naseweis, dir will ich wohl den Teufel austreiben und mit dem Staupbesen auf deinem Rücken artig spielen, bis du sauber und rein gefegt bist."

Es gereute Kurt, daß er den redlichen Mann gekränkt.

Henneke aber stäupte ihn nach der Weise Christi und fing an mit ihm zu beten: „Ich armer Schächer er- und bekenne, daß ich mit meinen vielen und großen Sünden dich, den allerheiligsten Gott, erzürnt, dir Beschwer gemacht habe mit meinen Übertretungen und Mühe mit meinen Missetaten. Darum sind des Todes Stricke und Ängste auf mich gefallen. Herr, errette mich von Zorn und Gericht, von der Angst und vom ewigen Tode!"

Dieses schlichte Gebet machte einen tiefen Eindruck auf den Gefangenen, der keine laute Rede mehr führte. Der Schreckensmann von Rungholt war ein feiner Beichtiger, welcher seine Sache besser verstand als alle Priester der Stadt.

Täglich kam auch Paulinus und redete schonsam mit dem verurteilten Manne, der nie ungebärdig auffuhr und die Tröstungen gern hörte. Der vertrauensfröhliche Vikar glaubte zuversichtlich, daß Kurt nicht fern vom Gottesfrieden sei.

So oft Paulinus kam und ging, schweifte sein Auge nach der Tür der Scharfrichterwohnung, die sich nicht öffnete. Er hätte doch wissen mögen, wo Oda sei.

Einmal in der Frühe aber stand sie unerwartet auf der Treppe und grüßte ihn.

„Weil Ihr nicht über unsere Schwelle kommen dürft, harrte ich Eurer . . ."

„Warum darf ich nicht? Habe ich doch einen Freibrief vom Rate, die Fronerei zu betreten."

Diese Antwort hatte das Mägdlein gewünscht, und es öffnete glückstrahlend vor ihm die Tür.

Sauber und schmuck war das Zimmer. Verwundert sah Paulinus in dem Raume sich um, wo Oda immer war und wohnte, und atmete die Luft, die nach frischem Lavendel roch, mit tiefen Zügen ein. Die weiße Außenmauer mit dem Kruzifixus, die frommen Schnitzsprüche an der Wand, die Truhen und der mächtige Eichenschrank, der Kamin aus bemalten Kacheln, ihr Stuhl und Tischlein unter dem Fenster, dessen Sims ein blühendes Blumengärtlein war — dies alles prägte sich mit einem Blicke wie ein liebliches Bild in seinem Gedächtnisse ein. Hier in dem unehrlichen Hause war es so traut und anheimelnd, daß ein nach stillem Glücksfrieden sehnsüchtiges Gefühl ihn beschlich. Wie kahl und arm und düster war seine Zelle dagegen.

Er sagte nichts zum Lobe der Hausherrin, die mit geschickter Hand hier schaltete, seine Augen aber sagten, wie wohl ihm sei. Gleich einem spielenden Kinde, das alles betasten muß, nahm er vom Tische ihr Fingerhütlein, mit dem sie die Sandhauflein auf die Diele setzte. Dann roch er an der brennenden Rose im Fenster.

Hinter ihm sagte Oda: „Ihr mögt sie brechen, wenn Ihr wollt."

„Nein, ich breche kein Röslein, denn auch die Blume hat ihr Leben lieb und will nicht sterben." Den Fingerhut an seinen Ort zurücklegend, fragte er: „Was nähet Ihr jetzt?"

„Ein Totenhemd für meinen Vater."

„Ist er nicht ein gesunder und starker Mann?"

„Doch er spricht: So viele habe ich sterben machen, daß ich zu jeder Stunde für mein letztes Stündlein gerüstet sein muß."

Der Vikar, der zur Tür ging, sprach im Gehen: „Keiner, nur der Verurteilte weiß seine Stunde . . . es muß furchtbar sein, auf die Minute sie zu wissen."

Oda hielt ihn zurück. „Ihr sollte mir auf eine Frage gewisse Antwort geben. Hat dieser Gefangene ein todeswürdiges Verbrechen begangen?"

Paulinus überlegte die Worte. „Er hat wohl Strafe und Einkerkerung, aber nicht den Tod verdient."

„So haben seine Richter ungerecht gerichtet."

„Oder aus irriger Erkenntnis zu harten Spruch gefällt."

Oda setzte sich an das Fenster und ließ die Nadel ruhen.

Als sie um die Mittagsglocke dem Gefangenen ein gutes Essen brachte, blieb sie vor der Klappe stehen. „Ich will Euch ins Verhör nehmen, und weil Ihr nach vier Tagen vor Gottes Angesicht steht, müßt Ihr wahrhaftig und auch verschwiegen sein. Höret! Ich will nach Mitternacht Euch aus dem Kerker herauslassen, aber unter der einen Bedingung, daß Ihr mit einem furchtbaren Schwur mir gelobt, von Isa Heikens zu lassen. Nun wählet, was Ihr wollt!"

Kurt, welcher die Farbe wechselte und wähnen mußte, daß des Scharfrichters Tochter ihn lieb gewonnen habe, sprach ohne Besinnen und mit fester Stimme: „Ich will meinen Tod erleiden und nimmer von Isa lassen."

Er hatte die Probe bestanden, die keine Versuchung ihm war, und Oda fühlte ein unsägliches Mitleid mit dem, dessen Liebe so treu und so tief. Um ihren Mund setzte sich ein straffer Zug des unerschütterlichen Frauenwillens.

Er soll mit nichten sterben, so wahr er Paulini Freund und Genoß gewesen ist, so wahr ich eines viel verachteten und doch viel mächtigen Mannes Tochter bin. Haben sie nicht ungerecht gerichtet und ich ein Schlüsselamt von Gott, zu binden und zu lösen?

Die Listige meinte das Schlüsselbund, das an dem Bettpfosten des Fronmeisters hing.

Oda war entschlossen, den Gefangenen zu befreien.

Zwischen Morgen und Abend trat jedoch ein Ereignis ein, das ihren kecken Plan über den Haufen stürzte. Ein verlaufener Lottermönch, der sich Marcellus nannte und Kirchenraub begangen haben sollte, wurde eingeliefert und mußte, weil die Fronerei von vagierendem Gesindel und schlechten Weibern angefüllt war, mit Widerich die Mörderzelle teilen.

Da gingen Odas Nöte an. Wenn sie den Diebsschelm mit entwischen ließ, konnte er wieder eingefangen werden und sie verraten.

Marcellus, dick von Leibe und rot gedunsen von Gesicht, war schon im Jahre seines Noviziats entgleist und aus dem Kloster entlaufen, dieweil er mehr Geschick zum Bacchuspriester als zum Bettelmönche gezeigt hatte; aber getreulich trug er noch seine Kutte, welche ihm vorkommendenfalls als Deckmantel seiner bösen Streiche diente. Sogleich begann er ein Gespräch mit seinem Mitgefangenen, und der, welcher nicht ferne vom Gottesfrieden war, horchte auf.

Eine fette, joviale Hand klopfte Kurts Schulter. „Sage du zu mir, mein Bruder, denn wir wollen Bett und Mahl — und Galgen brüderlich teilen. Ich höre, daß die gestrengen Rungholter alles hängen, was sie haben — und halten." Seine Äuglein glitten prüfend über Tür und Fenster.

„Vierzölliges Eisen und ellendicker Stein", brummte Kurt kleinmütig.

„Konfrater!" sprach Marcellus mit Salbung, „sei unverzagt! Ich war aus unschuldiger Ursach' und böser Verleumdung schon zu dreimalen eingelocht und habe dennoch durch Gottes Beistand ein Löchlein gefunden. Man soll nicht an den Tod glauben, bevor man den Erdboden unter den Füßen verliert. Liebwerter Freund, ich weiß, auch du bist schuldlos in diese enge Behausung gekommen."

Kurt erzählte, wie er dem Priester den Rochenzehnten gebracht und den Ratsherrnsohn mit einem Kohlgericht bewirtet habe.

Marcellus schmunzelte. „Deine gutherzige und gastfreie Gesinnung hat dich in diesen Notstand gebracht . . . aber der Herr wird heraushelfen."

Des verschlagenen Mönchs Worte hatten eine größere Trostkraft als alle frommen Reden des Priesters und Fronmeisters zumal. Kurt faßte neuen Lebensmut und fragte: „Wie bist denn du in das Beichthaus der Diebe und Räuber gekommen?"

Marcellus strich sein Doppelkinn und nickte ehrbar. „Durch ein Gebetswunder, an das die Rungholter nicht glauben wollen . . . die Frommen müssen oft nach Brot gehen . . ."

„Und nach Bier", fügte Kurt hinzu.

„Auch nach Bier . . . ich hatte meinen letzten Heller ausgegeben, und mich hungerte und dürstete sehr . . . darum ging ich in die Domkirche, warf mich nieder vor dem Altar der heiligen Cäcilia, die ein Prunkgewand und goldene Schuhe an den Füßen trägt, und flehte inbrünstig: Du Freundin aller Armen hast Gold die Fülle, und ich besitze keinen Blaffert, um Brot mir zu kaufen . . . tue ein Zeichen und gib mir eine einzige von den Goldplatten deiner Schuhe, so ist mir geholfen! Und was geschah? Ich bin wahrhaftig und fahre nicht mit Lug. Santa Cäcilia winkte mit dem Fuße Erhörung und warf mir den ganzen Goldschuh hin, den ich mit meinen Händen griff. Die Rungholter wollen nicht glauben, daß sie einen wundertätigen Altar haben."

„Könnte nicht die heilige Cäcilia uns durch ein zweites Wunder helfen?" meinte Kurt.

„Ja, sie kann's . . . doch höret weiter! Fröhlich und dankbar stand ich auf, löste die Goldplatten ab und ging zum Silberschmiede in der feinen Zunftgasse, um das geschenkte Gut zu verkaufen. Der nahm mich und dann mein Gold in Augenschein und ging in die Werkstatt, es zu wiegen. Sehr

lange wartete ich auf seine Rückkehr, die allerdings nicht erfolgte. Statt des Schmiedes stürzten zwei Stadtknechte ins Haus, knebelten mir die Hände, stießen mich ins Gefängnis und schrien, daß ich Kirchenraub begangen. Die gottesfürchtigen Rungholter wollen an mein Gebetswunder nicht glauben."

Er schniefte kläglich durch die Nase. Kurt aber warf sich auf den Rücken und lachte aus vollem Halse. Gleiches Schicksal kittet lose Freundschaft, und in böser Gesellschaft haben Frömmigkeit und Friede schlechtes Gedeihen.

Eingehend erkundigte sich der Mönch nach den Personen, die im Turm aus- und eingingen, und als ihm alle beschrieben waren, zwinkerte er mit den spitzbübischen Äuglein.

„Könntest du nicht die schöne Oda zu deiner Liebsten machen?"

Ein schroffes Nein schnitt diese Möglichkeit ab. „Ich habe schon eine Liebste."

„Haha!

Liebt nicht ein Mann,
Wo immer er kann?
Zum Meinen die eine,
Und die andre zum Scheine . . ."

Kurt schrie den Lacher grob an: „Lotterpfaff', halt's Maul, oder ich schlage dich drauf!"

Die schnell geschlossene Freundschaft schien gefährdet. Darum fügte sich der Mönch und faltete ergebungsvoll die Hände. „So muß St. Paulinus uns aus dem Kerker helfen, in den die heilige Cäcilia mich gebracht."

Der Körper des dicken Dominikaners sank in sich zusammen, und das feiste Doppelkinn fiel auf die Brust. Eine volle Stunde verharrte er in dieser Stellung und schien mit weit offenen Augen zu schlafen. Als Kurt ihn einmal anstieß und störte, schüttelte er das Haupt. „Still, still! Ich hab' das lumen internum, und die Erleuchtung dämmert in meinem Geist."

Endlich schnellte der spekulative Marcellus trotz seiner Wohlbeleibtheit wie eine Sprungfeder empor. „Heureka, ich hab's gefunden." Gerührt fiel er seinem Kerkerbruder um den Hals und wisperte ihm eine lange und gedämpfte Rede ins Ohr.

Die Folge war, daß Kurt Widerich sich noch einmal auf den Rücken warf und vor Lachen wälzte.

Dann flüsterten sie lebhaft, und aus dem lustigen Geblitze ihrer Augen war ersichtlich, daß ein böses Schelmenei ausgebrütet worden.

Marcellus nahm einen Kohlenstift aus der Tasche und schrieb an die Kerkerwand: Memento judicii mei! Denke an mein Gericht!

Während des Schreibens jedoch war er guter Dinge und sang nach der Melodie eines Bußpsalms mit tiefem Baß:

„Wird's aber unklar Wetter,
Schneit Unglück mir ins Haus,
Verlieret sich der Vetter,
Die Freunde bleiben aus;
Fremd stellt sich auch der Schwager
Und kommt zu uns nicht mehr,
Wenn unsre Supp' ist mager
Und unser Weinfaß leer."

Die beiden Brüder in der Mörderzelle schliefen zur Nacht wie das gute Gewissen.

Als aber Oda am Morgen das Essen brachte, lag der Mönch auf dem Bauche und stöhnte gleich einem Sterbenden.

Erschrocken und fragend blickte sie Kurt an, und dieser raunte bedeutsam ihr zu: „Er ist um Mitternacht plötzlich vom Leberwurm, der ihn voreh geplagt hat, befallen worden und will, wenn der Priester kommt, die letzte Ölung haben."

Aufgeregt lief Oda in die Stube und bedachte: Noch sind es drei Tage, und was ist der Welt und dem Himmel an dem Gaunermönch gelegen? Wenn er vorher stürbe, könnte ich dem andern zur Flucht verhelfen.

Es fehlte nicht viel, daß sie den Herrgott darum gebeten hätte.

Zur üblichen Stunde erstieg Paulinus die Treppe, und aus der Tür der Scharfrichterwohnung lugte ein schwarzhaariger Mädchenkopf. „Ein Schwerkranker, der nach Euch schreit, liegt bei ihm in der Zelle. Mein Vater und die Knechte haben am Pranger eine Arbeit, die bis Mittag währen wird . . . ich muß" — sie stockte — „ich muß zu meiner Gevatterin, die eines Kindleins genesen ist, gehen . . . darum nehmet selbst den Schlüssel, aber verschließet von innen und verwahrt ihn wohl!"

Oda rüstete sich zu ihrem Gange, und der Vikar betrat die Zelle, die er hinter sich verschloß.

Marcellus wand sich in Krämpfen und wimmerte kläglich. „O, o . . . ich muß sterben . . . aber gottlob . . . der Herr sendet mir den geweihten Priester, daß ich vor meinem Ende das Sakrament genießen darf."

Paulinus legte dem Leidenden die Hand auf die Stirn. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

„Ja, die arg böse Welt . . ." Der Kranke wollte die Hände falten — und fuhr sich plötzlich über Brust und Bauch, vor Reu' und Schmerz aufschluchzend.

„Ihr leidet große Pein?"

„Ich leide, was meine Taten wert sind . . . darum schrieb ich allen denen, die hier sitzen werden, zur Warnung an die Wand: Denke an mein Gericht!"

Das Armeleuteherz des Paulinus, der den Bußfertigen betrachtete, wurde warm. „Soll ich nicht einen heilkundigen Arzt rufen, der Euren Schmerz lindert?"

„Ach, ich war ja selber vor meinem tiefen Sündenfall des Klosters Salbader, und meine Kunst wurde sehr gerühmt. Auch kenne ich das Remedium, das meiner kranken Leber hilft . . . aber mir graut vor dem unehrlichen Tode, und ich will, nachdem ich die Absolution empfangen habe, in Frieden abscheiden."

„Ist Euer Urteil bereits gesprochen?"

„Noch bin ich meines Hauptes nicht quitt . . . meine Seele aber sehnet sich nach dem Himmel.“ Marcellus schloß die schmerzhaft schmachtenden Augen.

Paulinus hatte seine Pflicht erkannt und einen entschiedenen Entschluß gefaßt. „Es ist geboten, daß keiner seines Lebens Länge um einen Zoll kürze oder freiwillig sterbe. Entweder rufe ich einen Arzt, oder Ihr schreibt das Remedium mir auf, das ich holen werde.“

Der Kranke jammerte entsetzt: „Wie könnte ich des Selbstmords erschreckliche Sünde begehen? O, ich will schreiben, schreiben.“

Als Paulinus hinausging und die Tür auf- und zuschloß, folgten ihm vier lauernde, horchende Luchsaugen.

Er kehrte mit dem Schreibgerät zurück, und Kurt richtete den Stöhnenden im Bette auf. Der Mönch schrieb auf dem Pergamentstreifen sein Rezept wider den Leberwurm: Zuerst ein Gesud, aus Bilsenkraut gekocht, dann ein starkes Extraktum aus dem Samen der Mohnblume, zuletzt eine reichliche Zugabe von Honigseim, um die bittere Arznei zu versüßen.

Die Schrift war sehr leserlich, der Sterbende hatte eine merkwürdig feste Hand.

Paulinus machte sich eilig auf den Weg, um die Arzenei anfertigen zu lassen. Während seiner Abwesenheit schien der Kranke schmerzfreier zu sein, denn er unterhielt sich flüsternd mit seinem Kerkergenossen.

Das Ziel des Vikars war das Pharmakopol der Stadt; jedoch der Zufall oder Gottes Fügung wollte, daß der Doktor Rapuntius heute nach Rungholt gekommen war und soeben auf dem Markte seine Bude aufgeschlagen hatte. Er war ein berühmter Zahnbrecher, Steinschneider und Wurmarzt und stand, mit einem goldbordierten Scharlachrock angetan, vor seiner Bude, schweigsam, weise und gewichtig, während sein Famulus mit marktschreierischer Stimme eitel unfehlbare Mittel gegen alle möglichen Gebrechen anpries.

Schleunigste Hilfe tat not, und Paulinus hielt dem Doktor Rapuntius das Rezept unter die Nase. „Könnt Ihr die Mixtura bereiten?"

Der große Mann nickte nur herablassend. „Macht in Summa fünf gute Pfennige."

Aus seinem Beutel zahlte der Vikar und wartete in Ungeduld, bis Rapuntius endlich das Fläschchen ihm einhändigte und schmunzelnd krähte: „Hihi, das stillet allen Schmerz und gibt gesunden Schlaf."

Ängstlich griff jener nach der winzigen Flasche und fragte: „In der kleinen Dosis ist wohl ein starkes Gift wider den Leberwurm enthalten?"

„Ihr mögt, Eurem Leibe unbeschadet, die Hälfte in einem Zuge leeren", erwiderte der goldbordierte Wunderdoktor, der seine Schäfchen zu scheren verstand.

Behutsam wurde die Zellentür von innen verriegelt und der Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Marcellus lag in Fieberphantasien und redete irre. „Der Prior will mich armes, räudiges Schaf heimlich beiseite schaffen und hinter der Klostermauer verscharren . . . weg, weg von mir, du Giftmörder!"

„Trinket hiervon, und Euch wird besser", bat der Vikar und füllte den Löffel.

Aber der Kranke äugte danach mit rollenden Augen und schrie: „Es ist venenum arsenicum . . . Gift . . . Gift!"

„Er ist des Wahnes, daß man ihm nach dem Leben trachtet," sagte der verständige Kurt, „wenn ich den Löffel vor seinen Augen austrinke, wird er ruhig den Rest nehmen."

„Es wirket augenfälliger auf ihn, wenn ich es tue", sagte Paulinus in Eifer, seinem Nächsten zu dienen, und stellte sich dicht vor Marcellus. „Gebt acht! Als sichtbares Dokumentum, daß es kein Gift, trinke ich dieses."

Herzhaft schluckte er die bittere Arzenei in einem Zuge herunter und füllte hastig den Löffel von neuem.

Der Fiebernde aber focht um sich mit den Händen und stieß so plötzlich dagegen, daß die ganze Mixtura wider den Leberwurm verschüttet wurde.

In wildem Paroxismus wälzte sich der Mönch und biß in das Strohkissen — um sein Lachen zu verbeißen.

„Was machen wir nun?" schrie der Vikar und sank verzweifelt auf den Schemel nieder. Ihm wurden die Füße schwach, und ein Sausen ging durch sein Haupt.

„Ich muß eine neue Dosis holen . . ."

Unsicher erhob er sich und taumelte zurück auf den Schemel, legte den Kopf gegen die Wand und murmelte: „Rapuntius, gib schleunig die Arznei . . . mich schläfert so schön."

Da schlief er schon, und hörbar ging sein Atem. Der starke Mohntrunk hatte augenblicklich seine Wirkung getan.

„Pst, pst . . . er muß erst den Trunk verdauen", machte Marcellus, und die beiden Mephistophelesse lachten sich an. Bald sprang der dicke Mönch auf die Beine und rüttelte den Schläfer, dessen Arme schlaff hängen blieben.

Sie zogen dem Vikar die Soutane aus und legten ihn auf die Pritsche.

Wie häßlich war die Güte des arglosen Mannes gemißbraucht worden! Und Kurt fühlte keine Reue, sondern meinte: „Dem brauche ich kein Wiegenlied zu singen." Ja, er hatte sogar den frechen Mut, seinen gottlosen Leib in das geweihte Priestergewand zu hüllen und die Zelle mit dem Schlüssel von außen zu verschließen.

Niemand begegnete ihnen in der Fronerei. Am hellen Mittage gingen ein Priester und ein Mönch mit würdevollem Schritt und Habitus die Gerbergasse hinab. Einige fromme Frauen sahen ihnen nach und sagten: „Die sind nicht von hier . . . wer war wohl der große und schmucke Priester?" Alle Leute lüpften die Mütze, und Kurt Widerich spendete ihnen freundlich und reichlich den priesterlichen Segen.

Als die zwei geweihten Männer das Tor von Rungholt hinter sich hatten, rannten sie mit langen Schritten querfeldein

und durch die wohlbekannten Dünen. Ohne Kaufgeld erwarben sie ein Fischerboot, das auf dem Strande lag, und fuhren in die See hinaus. Flut und Wind waren den Flüchtlingen günstig. Als der Südstrand an der Kimmung versank, falteten sie nicht die Hände, sondern faßten sich an den Hälsen, die dem Strick entronnen waren, und jubelten laut.

Der Geächtete schwur mit geballter Faust: „Friedlosigkeit künde ich dem Nord- und Südstrande, Todfehde allen Satten und Reichen, deren Gerechtigkeit nach dem Falschmaße der Rungholter Elle gemessen wird. Ich will ein Tyrann der Tyrannen, ein Freund und Befreier der Armen sein."

Wohin steuert das Schifflein, und wie wird die Fahrt enden?

Das gemeine Sprichtwort: „Auch die Besten verderben im Rat der Spötter" schleicht im Kielwasser des Boots wie bängliche Ahnung. — — —

Oda trug das Essen über den Flur der Fronerei und öffnete die Klappe der Mörderzelle. Die sonst, gleich hungrigen Krähen, nach der Atzung sprangen, rührten sich nicht. Ungeduldig lugte sie in den Raum hinein und sah einen Menschen ohne Obergewand auf der Pritsche liegen. „Heiland . . . Barmherziger! Es ist Paulinus!"

Die volle Schüssel entfiel ihren Händen und zerschlug in Scherben.

Nach einem Augenblick völliger Schrecklähmung stürzte sie in die Stube, schrie das Haus zusammen, suchte den Schlüssel und fand ihn nicht.

Meister Henneke und Hinze und alle Schinderknechte standen vor der Tür der Zelle und riefen und brüllten: „Herr Paulinus! Herr Paulinus!"

Der Mann auf der Pritsche rührte kein Glied.

Kreideweiß wurde Oda. „Sie haben ihn erschlagen und den Schlüssel geraubt."

Mit Eisenkeil und Brechstange wurde die Eichentür gesprengt.

Oda fiel nieder und erfaßte die herabhängende Hand. „O, sie ist warm, und er ist kürzlich gestorben."

Aber Henneke, der viel mit Toten zu schaffen gehabt, horchte an den Lippen und verkündete: „Sein Odem geht, er schläft nur."

Odas schwarze Augen bohrten sich in das fein-friedliche Gesicht des Schläfers. Sie duldete nicht, daß die Knechte ihn berührten, sondern half dem Vater, ihn ins Schlafgemach zu tragen.

Ohne die Lider zu öffnen, schlief Paulinus volle sechsunddreißig Stunden, und hinter der offnen Tür des Nebenzimmers wachte und betete ein Weib.

Am hellen Vormittage hatte der Siebenschläfer den Mohntrank verdaut und schlug verwundert die Augen auf.

Henneke, welcher aus diesem Anlaß vielen Ärgers sich versehen konnte, grüßte fröhlich und freundlich.

Zerschlagen an Leib und Seele, müde und kleinmütig, erzählte Paulinus von seinem Mißgeschick. „Ich hab' mich von den Schelmen Glaubleicht und Trauwohl vexieren lassen und bin ein Tor geworden vor Gott und Menschen."

Henneke sah mit den milden Augen der Liebe ihn an. „Ach, die Kinder der Welt sind listiger als die Kinder des Lichts . . . und das ist der Lohn der Lindigkeit, die Ihr jenem Kurt Widerich kund werden ließet. Aber glaubet mir! Wenn ich tausendmal getäuscht bin, will ich doch tausendmal vertrauen."

„Meister Henneke, die Folgen meiner Torheit will ich tragen."

Als der Vikar sich aufrichtete, fand er sein Feiertagsgewand auf dem Stuhle liegen und wußte, wer so vorsorglich gewesen. Er verließ das Haus, in dem sein Amt zu Ende war, und ging grüßend an Oda vorüber, und das Blut schoß ihm in die Wangen.

O vanitatum vanitas! Die Eitelkeit, die noch in ihm war, schämte sich vor dem jungen Weibe.

Oda aber blickte traurig. Warum gönnet er mir kein Wort, da ich doch so große Sorge um ihn gehabt?

Unverzüglich begab sich der Vikar zu seinem Präpositus und erstattete Meldung. „Ich habe durch meine Leichtgläubigkeit den Gefangenen zur Flucht verholfen, und den Schließer trifft keine Schuld."

Theodorus Albus, dessen Lachen sonst nur eine gezwungene Verzerrung der Mundwinkel war, lachte herzhaft, lachte aus vollem Halse, hatte seit langer Zeit nicht wie heute gelacht.

Und er witzelte: „Ich will Euch zum Turm- und Fronprediger bestallen ... solange Ihr das Amt innehabt, brauchen die Rungholter keinen mehr zu hängen und sparen Strick und Eisen."

Als der Spott wirkungslos abprallte, maß er verächtlich den jugendlichen Priester. „Gehet heim und schlafet aus! Nach unsern Willküren werden Kinder und Narren nicht zur Verantwortung gezogen. Mein lieber Paulinus, Ihr werdet nicht gestraft, aber in allen Siebenharden verlacht werden."

Der Domherr erkannte die Zukunft. Die Historie von dem Mönche Marcellus und seinem Schlaftrunke wurde zum Gassengeschwätz, und der Vikar ist in ganz Rungholt verspottet worden.

Schlimmer als Verfolgung und Scheltwort, schmerzhafter als Schläge ist den meisten Menschen das Verlachtwerden, das sie nicht vertragen. Paulinus aber ertrug es mit Demut und Geduld und hegte gegen Kurt so wenig Groll, daß er für ihn betete: „Herr, mache Flucht und Fremdlingschaft ihm leicht und führe ihn aus der Irre auf gute und gerade Straße!" —

Hinze, der Kloakarius, schlich sich in die Scharfrichterstube und umschwänzelte Oda, die auf das Linnen niedersah.

Mit dem stille stehenden Auge ihre Gestalt betrachtend, sagte er gedämpft: „Ihr habt die Galgenvögel entwischen lassen."

Sie erwiderte, ohne von der Arbeit aufzusehen: „Habe ich Euch nicht ein- für allemal aus dem Zimmer verwiesen, wenn ich alleine bin?"

Hinze grinste. „Nur halb freut sich der Mensch allein, es müssen immer zwee sein. Wohlehrenwerte, vielehrliche Jungfer! Ihr habt dem dummen Priester die Schlüssel gegeben, welches wider die Schließerregel ist. Wenn ich dem Rat Anzeige mache, kommt Henneke in seinen eigenen Turm. Jetzt hab' ich Euch und Euren Vater in der Hand. Ihr mögt Euch zieren und zappeln . . . aber mein müßt Ihr werden."

Seine frechen Finger griffen nach ihrer Hand. Zornig stieß sie ihn mit der Nadel, die tief in den Ringfinger drang.

Nach einem Schmerzensschrei zischte er: „Die Katze kratzt."

Da war das Kätzlein schon an ihm vorbeigesprungen und durch die Kammertür geschlüpft, die von innen verriegelt wurde.

Ihr graute vor dem Unhold. Aber es gereute sie nicht, daß der arme Gefangene, der um seiner treuen Liebe willen ihr leid tat, seine Freiheit gewonnen, wenn sie auch um des Vikars willen ihm gram sein mußte.

Die Drohung des Kloakarius ging nicht in Erfüllung.

Der Rat von Rungholt erteilte dem Büttel der Stadt einen strengen Verweis und den strikten Befehl, fürderhin nicht den Schlüssel aus der Hand oder vom Gurte zu lassen.

Etliche von den Rats- und Gerichtsherren hörten mit einer gewissen Herzerleichterung, daß der zum Tode verurteilte Widerich dem Kerker entronnen sei.

Erst später hat der Name ihnen Herzbeklemmung gemacht.

*

Neunter Abschnitt.

Eine Allerheiligenpredigt.

Die Strandinger Bauern, die an des Herrgotts Verteilung von Regen und Sonnenschein viel auszusetzen hatten, nannten den Sommer des Jahres 1299 einen sehr schlechten, und das

mit Recht. Wochenlang war dasselbe täglich wiederkehrende Wetter gewesen. Solange die Ebbe anhielt, schien die Sonne am hellen Himmel; nach sechs Stunden aber, sobald die Flut heranzog, erhob sich an der Kimmung der See eine graue, immer größer werdende Nebelwolke, die gleich dem Fenriswolfe die Sonne und den blauen Himmel verschlang und dann mit strömendem Regen das Marschland zu ertränken versuchte.

Mit dem Fallen der Gewässer zerteilten sich die Wolken, die Sonne spiegelte sich im Regenbogen und Geglitzer des tropfenden Grases und lachte wieder sechs Stunden lang. Es schien, als wenn das launenhafte Wetter keinen eigenen Willen mehr habe, sondern vom Meere abhängig geworden sei und Flut und Ebbe gehorchen müsse.

Alle Gräben standen zum Überlaufen voll, und die tiefliegenden Marschwiesen waren blankes Wasser oder quietschender Sumpf.

Friesland muß viel Sonnenwärme haben, wenn es den alten Ruhm seiner Fruchtbarkeit halten und heben soll.

Infolge der Nässe war die Ernte mißraten. Das spärlich gewachsene Getreide reifte schlecht und wurde noch schlechter geborgen. Manch Bäuerlein ward notgedrungen zum Schiffer und fuhr trübselig im Kahne über sein Roggenfeld, um von den Halmen, die über das Wasser ragten, die halbreifen Ähren mit der Sichel abzuschneiden.

Die Erntepredigt des Jahres ist auf dem Nord- und Südstrande mit zweifelhaften Dankgefühlen angehört worden.

Aber des einen Not ist des andern Brot, und das Unglück des Nächsten kann dem Nachbar zum Nutzen sein. Eine wunderliche Weltordnung, die zu Recht besteht, bis eine neue von Gott gesetzt wird.

Der Kaufherr besichtigte am Morgen alle seine Kornböden und ging langsam von Haufen zu Haufen und ließ von jedem eine Handvoll Körner durch die Finger gleiten. Der Roggen war hart und gut geworfelt. Nach seiner Gewohnheit spitzte er den Mund und zog die Brauen zusammen, und der Kopf-

rechner, der in Rungholt seinesgleichen nicht hatte, überschlug die Tonnenzahl des Brotkorns, das aufgespeichert sei.

Auf der Stiege rieb er die fleischlosen, knochigen Hände. Ihm mochte kalt geworden sein, denn frostkühl war der Morgen und in der Nacht der erste Rauhreif gefallen.

Vorne im Torwege hielt die unförmliche Staatskarosse des Hauses, und im Wagen saß Inge, und Ekke, der stolz die Peitsche hielt, beim Kutscher. Heikens wollte nämlich nach dem Dünendorfe eine Ausfahrt machen. Die schweren Gäule schlugen mit den langen Schwänzen und setzten sich in Trab. Zu beiden Seiten lagen graue, fettig glänzende Marschäcker, und hinter den Pflügern, die das trockene Feld bestellten, zog eine Staubwolke.

Nachdenklich schüttelte Inge den Kopf. „Nun im Oktobermonate, wo nichts mehr zu ernten, scheint die Sonne ohne Aufhör . . . die armen Ackersleute tun mir leid . . . für viele wird böse und teure Zeit."

„Ja . . . ich fürchte . . . teure Zeit." Fedder nickte und machte ein Gesicht, wie die Leute im Leichenhause, wo der Tote sie wenig angeht. In einem Atem fügte er hinzu: „Du mußt nicht traurig sein, Inge! Singe uns eins von deinen Liedlein . . . ich habe das Geflöt meines Zeisigs lange nicht gehört."

„Vater, ich singe nicht mehr, und mir ist immer weh ums Herz."

„Ums Herz?" Argwöhnisch starrte er sie an. „Wenn die Weiber erst ein Herz haben und daherum tasten, ist's eine heillose Sache. Fängst du auch an, das mondscheinsüchtige Seufzerlied zu pfeifen?"

„Ja, ich seufze und sehne mich nach meiner Schwester . . . wo ist Isa?"

Beruhigt räusperte er sich. „Sie lebt in der Stille und sühnet durch Buße ihre Schmach."

Inge flehte: „Mein Vater, mein Vater, verstoße sie nicht! Hole sie heim und gib mir die Schwester wieder, die ein Teil

von mir! Es mag daran liegen, wie die Leute sagen, daß Zwillinge ganz eines Fleisches und Blutes sind."

„Die Sache wird erwogen werden."

„Ist nicht Widerich entflohen und wird sich hüten, Rungholts Boden zu betreten?"

„Aber die Leute werden auf sie und mich mit Fingern zeigen."

Ekke kehrte sich auf dem Kutscherbock, verzog das Gesicht und greinte eigensinnig: „Isa . . . meine Isa soll wiederkommen . . . u—uh!"

Heikens stand lächelnd im Wagen auf und streichelte seinen Liebling. „Wenn du es sagst, so soll es geschehen . . . ich will bald hinüberreisen und, wenn sie einen gehorsamen Sinn beweist, nicht länger die Verirrte verbannen. So wird auch Gott die Sühnkirche, die ich baue, zwiefach segnen."

Im tiefen Sande mahlten die Räder, bis der Wagen in der Dünenschlucht vor einem neu gerichteten Gebäude, das einen Dachreiter trug, hielt. Heikens stieg mit den Kindern aus, um seinen Kirchenbau zu besichtigen. Der Meister, der die Mütze in der Hand behielt, führte den Ratsherrn durch das Gotteshaus, an dessen innerer Ausstattung gearbeitet wurde. Zimmerer stellten die Bänke auf, und Schnitzer meißelten am Altar.

Alles war nach Plan und Riß wohl ausgeführt. Der Ratsherr aber lobte nichts, sondern befahl, daß die Kapelle am Allerheiligentage eingeweiht werden solle.

Vor dem Eingangsportale kehrte er sich um und schaute andächtig dem Schnitzer zu, der in die Oberschwelle die Inschrift meißelte: Soli deo gloria. Fedder Heikens, Rungholtiensis, senator illustrissimus et servus Dei modestissimus, aedificavit . . .

So weit war der Meister gekommen, dem er einen Trinkpfennig gab.

„Gott allein zur Ehr hat Fedder Heikens von Rungholt, der sehr erlauchte Ratsherr und sehr bescheidene Knecht Gottes, das Gotteshaus bauen lassen."

Fedder übersetzte seinem Sohne, der noch immer mit dem Latein auf einem gespannten Fuße lebte, den Türspruch und faltete über seinem Leibe die Hände.

„Ja, zur Ehre des Herrn und zur Abwendung meiner Schmach, damit ich vor Gott und Menschen gerechtfertigt werde."

In das leise Gemurmel schrie eine heisere Stimme: „Herr Heikens, Herr Heikens!"

Der Gerufene schnellte herum.

Ein Schiffer in langen Seehundsstiefeln stand keuchend hinter ihm und schnappte nach Worten. „Herr . . . Herr . . ."

„Ihr seid es, Reimer? Schon lange habe ich mir um die Fortuna Sorge gemacht, nun liegt sie im Hafen."

„Das Schiff liegt nicht im Hafen, der Teufel hat es geholt."

Der Reeder erblaßte und bekreuzigte sich. „Ihr habt es mit seiner wertvollen Ladung von mehr als tausend Mark scheitern lassen."

„Nein, ich bin schuldlos. Bei stillem Wetter liefen wir in die Pellwormer Tiefe und, weil Hohlebbe wurde, ging ich vorsichtig vor Anker, um nicht auf eine Sandbank zu laufen. Nachdem ich die Wache ausgestellt und aus Vorsicht mit einem Spieße bewaffnet hatte, legte ich mich schlafen."

„Verwünschte Vorsicht, verfluchte Schlafsucht! Wäret Ihr gefahren!"

„Herr, ich durfte die Ladung nicht wagen . . . hört mich zu Ende! Als ich erwachte und die Augen mir reiben wollte, waren meine Hände verstrickt, und zwei Männer, die über mir standen, preßten mir einen Knebel in den Mund . . . ich konnte in meinen Fesseln keinen Finger regen."

Fedders Zorn brach los in dem Gebrüll: „Ihr wollt mir vorlügen, daß Räuber Euch überfielen und Ihr allein ent-

kommen seid? Seit Menschengedenken ist die Rungholter See sicher gewesen. Ihr habt Schiff und Ladung gestohlen."

„Sieben Schiffsknechte sind Zeugen mit mir. Das Gesicht des einen Räubers habe ich voreh gesehen . . . er muß in Eurem Hause Kaufgesell gewesen sein . . ."

Heikens verfärbte sich. „Kurt Widerich ist der Schurke."

Die Fassung verließ ihn, und er raufte sein Haar. „Mein Schiff und die Ladung! Mehr als fünfzehnhundert Mark! Alles, alles verloren!"

Reimer beeilte sich mit seinem bösen Bericht. „Am Morgen schleppten sie uns auf Deck, und die ganze Besatzung von zwölf Mann war mit Stricken gebunden. Es waren nur vier Schnapphähne, die uns im Schlafe überwältigt hatten."

„Ihr feigen Hunde!" Heikens schluckte den Grimm herunter. „Weiter! Gib mir nicht tropfenweise den Satanstrunk!"

„Die schiffskundigen Räuber setzten alle Segel und steuerten in die See hinaus. Dann hielt jener Widerich, der den Hauptmann spielte, eine Rede an meine Leute: „Wir sind die Likendeler, die auf Erden Gerechtigkeit aufrichten wollen, denn alle Habe ist allen Menschen gemeinsam und wir machen gleiche und genaue Teile. Wer bei mir bleiben will, soll Gut und Ehre gewinnen. Jeder aber muß dieses Tauende zur Probe seiner Stärke über den Knien zerreißen." Er fuhr fort:

„Ich hatte in Venedig Volk von allerlei Zungen und Sitten gedungen. Vier meldeten sich und bestanden die Probe. Die sieben andern und ich wurden in ein Boot, das sie klar machten, gehißt und zwei Ruder uns zugeworfen. Frech rief der Räuberhauptmann vom Steuerbord mir nach: Die Fortuna soll mir Freibeuterglück bringen. Der Friesen Verheerer sendet den Rungholtern Gruß und Dank für alles Gute, das sie ihm letztlich erwiesen. Zum Lohne will ich fürderhin ihre Schiffe durchs Wattenmeer lotsen."

„Schweigt, schweigt!" Heikens, der jetzt alles wußte, ließ die verhaltene Wut aus. „Ihr habt geschnarcht, Eure Pflicht

versäumt und meine Habe verschleudert. Ich jage Euch mit Schimpf aus meinem Dienst . . . hinweg!"

Reimer zuckte zusammen. „So kann ich mit Weib und Kindern verhungern, kein Reeder wird mir ein Steuerruder anvertrauen."

„Danket Gott, daß ich Euch nicht in den Schuldturm werfen lasse, bis Ihr von meinem sauer erworbenen Gut, das Ihr durch Leichtsinn und Lässigeit vertan habt, den letzten Heller mir bezahlt."

Alle saßen im Wagen, und Ekke heulte. „Vater! Fünfzehnhundert Mark! Uh, uh!"

Des Lebens erste Sorge drückte den Knaben, und in seinem blöden, allzu großen Kopfe dämmerte eine Erkenntnis des schweren Verlustes, den das Haus Heikens u. Söhne erlitten.

Der Vater ließ die Unterlippe hängen und streichelte sein Söhnchen. „Ein schwerer Schlag hat uns betroffen . . . am meisten aber wurmt mich, daß Kurt Widerich an meinem Gute sich mästet."

Als der Wagen durch das Tor von Rungholt fuhr, richtete er sich auf und sagte zur Tochter: „Ich will, trotzdem ich ein Vermögen verlor, dennoch die Kapelle vollenden und fundieren."

Sein fester und frommer Sinn hatte auch diese Trübsal überwunden.

Reimer, der für die letzte Fahrt keine Heuer erhalten hatte, ging zum Hafen und verdang sich als Schifferknecht, um Weib und Kind zu ernähren. — — —

Die Westsee braute, wie die Friesen sagen. Auf Meer und Land lag der Nebelrauch, schwarz und grauschmutzig, daß man die dick geballte Dunstmasse mit Messern hätte schneiden können, und schon am Nachmittage dunkelte die Spätherbstnacht.

Alle Sterne erlöschen, der Wind schweigt, die Schatten schleichen. Dennoch fährt der Schiffer furchtlos über die näch-

tigen Gewässer, deren endlose Tiefe unter dem Schiffskiel gähnt und gurgelt. Aber Wehe ruft er, wenn der Nebel wallt, und das eiserne Herz wird still, wenn Nacht und Nebel einen Bund schließen und über das weglose Wasser ihre unheimlichen Gespenstersittiche breiten.

Ein Geselle, der dem Leibhaftigen ohne Graus begegnet wäre, rief ängstlich: „Wir vergehen in der Stockfinsternis!"

Aber im Bugspriet des Bootes, das über die Hever strich, stand Kurt und peilte mit der Stange und gab dem Schreier Antwort und dem Steuermann die Weisung: „Es flacht ... drei Striche nach Steuerbord! Der Nebel ist uns eine gute Tarnkappe."

Die kundigen Schiffer jenes Meeres haben einen unbegreiflichen Ortssinn, wie die Blinden, die sicher durch die Gänge ihres Hauses schreiten. Es war der Watteninstinkt, kraft dessen Kurt, ohne anzurennen, durch das Gewinde des Heverstroms steuerte.

Sechs Mann wateten ans Land und erklommen den Deich. Marcellus wollte als Bootswache zurückbleiben — und legte sich schlafen.

Die anderen marschierten auf der Landstraße durch Everschop. Doch war's keine Straße, sondern ein tiefer, zäher Klei- und Lehmteig, und noch weniger ein Marsch, sondern ein mühseliges Treten und Kneten, ein Versinken und Herausziehen der steinschweren Füße. Die hintersten sprachen laute und lange Flüche; höhnisch aber pfiff der quietschende Schlamm.

Auch der Pfadfinder versank bis zu den Knien und saß wie ein Schiff auf der Sandbank fest. Sie schnauften und lachten, daß sie ihn als Sodoms Dreckfäule stehen lassen wollten, und hißten ihn an den Armen heraus.

In einer Hütte am Wege jagten sie den Mann aus dem Bette, den sie als Wegweiser mitzugehen zwangen, und der über Felder und Gräben sie führte.

Im grauen Nebel schwamm eine schwarze Insel — es war ein großes Gehöft unter Ulmen und Eschen. Kurt stieg

auf den Rücken des längsten Gefährten, zog das Schwert und stieß es dem Hofhunde in den jappenden Rachen. Flink überkletterten die Männer, trotz der Panzerhosen von dicker Kleikruste, die Pforte.

Der Führer umging behutsam das Haus und murmelte: „Fortuna, sei mir günstig!“ Aufs Geratewohl schlug er an einen Fensterladen. Hinter demselben entstand ein Geräusch, wie Bettstrohrascheln, wenn ein Schläfer emporfährt.

„Isa, Isa!“

Der Flüsterlaut wurde wie ein Schrei der Sehnsucht vernommen, denn hellsehend und hellhörig ist das harrende Herz.

„Du bist es . . . wie lange habe ich gewartet!“

Er umschlang die weiße Gestalt im Fenster und küßte ihr die Lippen und die Augen.

Im Baumgarten standen die Spießgesellen, stießen sich mit den Ellbogen an und lachten in den struppigen Bart.

Isa fing an zu zagen. „Muß ich mit dir gehen?“

„Ja, du bist ich, und wir können nicht ohne unser Selbst sein.“

„Wir können es nicht, mein Kurt.“

Sie hätten nicht voneinander vermocht, und wenn der Tod zwei Schritte hinter ihnen gestanden hätte. Sie wären Hand in Hand ihm entgegengetreten und konnten nicht anders.

Was ist des Menschen Wille und trotzige Gewalt? Der Zug des Herzens ist stärker als der Zwang des Geistes.

Isa, die sich angekleidet hatte, wurde von seinen Armen getragen. Dem Marschbauern raubten die Likendeler nichts von seinem Gut, sondern liehen nur vier von seinen Gäulen und ritten zu zweien auf einem Rosserücken durch Nacht und Nebel.

Kurt hielt die Geliebte umschlungen. „Ich hab' mein Glück . . . mein Herz schwillt über vor seliger Lust, als müsse es loben und danken.“

„So laßt uns sprechen: Gelobet sei der Herr, und Maria, die reine Maid, sei mit uns!“

„Des getraue ich mich nicht . . .“

Isa erbebte. „Nur die Bösen fürchten Gott . . . Kurt, wohin führst du mich?“

„Auf die See, die allen Menschen gehört. Haben nicht die Reichen auf jedwede Erdscholle die gierigen Hände gelegt? Aber das graue, grenzenlose Meer ist die freie Allmende der Armen und Ausgestoßenen.“

„Ein Fischer bist du geworden?“

„Ja,“ lachte er gezwungen, „ich werfe das Netz aus, und die großen, schwarzen Fische, die auf dem Wasser schwimmen, gehen in mein Garn.“

Der Arglosen wurde angst. „Was ist das für ein Gewerbe?“

Er sah ihr fest in die Augen. „Einige schelten es Seeraub, aber uns ist es eine ehrliche Hantierung, welche die Güter dieser Welt gerecht zu verteilen trachtet. . . . Isa, wähle! Willst du mit mir oder zurück an den Ort, von wannen du gekommen bist?“

Ihr Haupt sank, und ihre Brust wogte, aber ihre Hände umklammerten ihn. „Nein, sei es gegenwärtiger Jammer oder zukünftige Not, ich bin und bleibe ein Teil von dir.“

Sie redeten nicht mehr, weil sie mit brennenden Küssen sich die Lippen verschlossen.

Marcellus rieb die kleinen Blinzelaugen und begaffte frech das Weib. „Wir nennen uns die Likendeler, weil der Gewinn in gleiche Parten zerlegt wird . . . eia, das ist ein schmuckes Vöglein . . . der Henker aber mag raten, wie wir das Beutestück teilen . . . oder ob es Gemeingut sein soll . . .?“

Der Hauptmann schleuderte auf den Dreisten einen wütenden Blick, und was er sagte, war auf alle gemünzt. „Wehe dem, der seine spitzbübischen Augen auf mein Eheweib richtet! Ich sage ihm, daß er mit des Teufels Großmutter Hochzeit machen soll.“

Das Boot fuhr über die Hever, und der Morgenwind zerriß den Nebel. Als sie das Deck der Fortuna erstiegen, brach der erste Sonnenstrahl hindurch.

„Sonnendurchbruch! Das bedeutet Glück und guten Angang."

Stolznackig stand Kurt auf den Planken, dem Grund und Boden seines Reiches.

„Hier bin ich der Herr und du die Königin."

Die Schiffskammer, wohin er die Braut führte, war ein enges, armseliges Königinnengemach.

Die Anker wurden gelichtet, und die Ketten knarrten. Den Singsang der Leute übertönte eine kurze, kommandierende Stimme.

Auf die Ankerkette sich hinwerfend, rief der Schiffsführer den langen Peter herbei. „Zieh mir die Stiefel aus!"

Der Klei an den Füßen war getrocknet und wie festgefrorene Erde. Peter zog und zog aus Leibeskräften, bis er den rechten herunter hatte. Aber der linke wich nicht.

„Spuck in die Hände und greif besser zu!"

So tat der Riese und zerrte gewaltig und riß Kurt vom Sitze herab und kraute sich. „Herr . . . es ist eine Weissagung . . . Ihr werdet in Euren Stiefeln sterben."

Dann schlug Peter das Klappmesser auf und schabte die Kruste ab — bis der gestrickte Füßling zum Vorschein kam.

Ei, war das ein Gaffen und wurde ein Gegrinse! Irgendwo im Klei war der Stiefel stecken geblieben, ohne daß der Träger es gemerkt!

Unter schallendem Gelächter tasteten alle nach ihren Beinen und Füßen und verschworen sich hoch und unheilig, daß sie in ihren Stiefeln sterben wollten.

Gegen eine leichte Brise kreuzte die Fortuna, von glucksenden Wellen geschaukelt.

Klein Isa wurde auf den Knien gewiegt und ihr vorgesungen:

„Kein Mensch noch Marterleiden,
Nicht Rungholts Haß und Spott
Kann dein und mein Herz scheiden —
Du bist mein Glück und Gott."

Heftig wiederholte er: „Du bist mein Glück und Gott."

Großäugig fuhr das gewiegte Kind aus seinen Armen empor. „Gott ist ein einziger und eifriger Gott, der kein Gleichnis und keinen Götzen neben sich duldet."

Sein Blick brannte grell. „Wenn . . . du wählen solltest zwischen Gott und mir . . . wen hast du lieber?"

„Kein Weib wird vor diese Wahl und Qual gestellt . . . die Frage ist meiner Seele eine furchtbare Folter."

Er legte Isa in seinen Arm zurück. „Eine alte Mär weiß ich von Gunhilde Goldhaar . . . vor vierhundert Jahren ist ein Weib vor diese Wahl gestellt worden! Die Torfgräber hatten auf dem hohen Moore einen Fund gemacht, und ich sah ihnen zu, als sie den Baumsarg behutsam lockerten und aus der Tiefe hoben. Der Leichnam eines jugendschönen Weibes war auf dem Eichenstamm mit Ledergurten festgeschnürt . . . an den Füßen Hirschfellschuhe, von goldenen Riemen gehalten . . . das feine Wollengewebe völlig unversehrt . . . und um den schlanken Körper lag der mit Darmsaiten genähte Pelzmantel. Über die Schultern aber floß das lange, reiche Goldhaar, so lang und leuchtend wie vor vierhundert Jahren. O, die weichen Züge der vergilbten Wangen! O, dieses tote, unverweste Antlitz!"

Groß- und starräugig lag Isa unter seinem Blick. „Wer war die Tote, deren Jugendschöne des Grabes Moder nicht zu berühren wagte?"

„Landauf und -ab zwischen Eider und Götaelv war Gunhilde Goldhaar die Schönste der Schönen, und der Heidenkönig Hored, der sie auf Hethabys Gasse sah, stand wie geblendet und trat nach drei Tagen mit ihr in den Ehering. Sie aber war von Rimbert, dem Schüler des heiligen Ansgar, im Schleistrom getauft worden, hatte dem einäugigen Odin

entsagt und glaubte an den weißen Christ. Der Blitz, der auf Hethabys Gasse in Horeds Herz schlug, wurde zum lohenden Feuer . . . es verschlang ihn, daß er sich in ihren Armen verlor . . . es verzehrte ihn und sein Weib. Wehe dem Mannauge, das Gunhilde anzuschauen sich erkühnte — ein armer, lautenschlagender Höfling verschwand, und sein Leib ist nie gefunden worden."

„Was hatte der Ärmste verbrochen?" fragte Isa.

„Nichts . . . nichts, als daß er einmal durch die Saiten der Laute zum Thronsitze emporlächelte. Die Königin betete allabendlich zu ihrem Gott, und mit scheelen Augen streifte Hored das Weib auf dem Schemel, dessen Auge so innig und brünstig an dem Angesicht des Gekreuzigten hing. Da fuhr der Loke der Eifersucht in die Seele des Königs. Mehr als mich liebt sie das bleiche Jammerbild des weißen Gottes! Hored riß sein Weib an sich, umhalste es mit glühenden Küssen, und seine Stimme wurde heiser: „Wen liebst du am mehrsten, deinen Gott oder mich?" Gunhilde streichelte ihren Gemahl und flüsterte: „Ich bin eine Christin und muß Gott über alle Dinge und mehr als alle Menschen lieben." Der König erbebte und raste auf seinem Lager. Die umklammernden Arme erdrückten des Leibes schmächtige Süße . . . mit wahnsinnigen Küssen erstickte er sein Weib . . . Gunhilde war tot . . ."

„Entsetzliche Mär!" schrie Isa, „o schweige, mir grauset vor dir!"

Wie ein tieftrauriges Saitenspiel ließ er den Schluß ausklingen. „Mit dem Leichnam floh Hored aufs Meer, raufte sein Haar und rührte keine Speise an und herzte und küßte die Tote. Weil er unter Frieslands Küste lag, ließ er am neunten Tage sie auf dem Nordstrande beisetzen . . . und auf dem Grabe der Christin rauchte das Blut von Menschensühnopfern."

über ihr brannten Kurts Augen rätselhaft und unergründlich. „Wenn ich dich frage, wie jener König: Liebst du deinen Gott mehr als mich . . .?"

Sie schloß die Wimpern und murmelte: „Auch nicht der Tod soll mich abtrünnig machen vom Glauben an Gott . . . ich liebe ihn anders als dich und mehr als Menschen."

Er grübelte lange und sagte endlich: „Isa, du hast recht geantwortet . . . ich glaube an einen Gott, der gnädiger richtet als der Rungholter Rat." —

Auf Schwingen enteilte der glücksfrohe Tag. Die Sonne sank ins Meer, und die Anker fielen auf den Grund. Voll Dämmerschatten wurde die Schiffskammer, und zwischen den Lichten schmiegte sie sich an seine Schulter, während er auf den Knien sein Liebchen schaukelte und sang:

„Suse — bruse,
Wat weiht de Wind!
Wiege dat Kindje,
Dann slöppt et geswind!"

„Mich schläfert, Kurt, und ich bin müde . . . wo soll ich ruhen und in wessen Hut?"

Er sang den alten Reim: „Keine Hut ist so gut, als die ein Weib sich selber tut. Klein-Isa, soll ich meine Kammer dir lassen und zu der Mannschaft gehen?"

„Ach, ich fürchte mich, ob ich alleine oder bei dir bin."

„Fürchte dich nicht, Herztrautelein! Ich muß bei meinem Schatze sein und ihn hüten."

„Wie darf ich bei dir sein?" Auf ihrem Antlitz, das die Farbe wechselte, lag der Seele errötende Reinheit.

Scheu und ehrfürchtig betrachtete er die Geliebte. „Unnennbar süß ist der Jungfrau Reiz und Schmelz, und sie trägt eine Krone auf dem Haupte. Wie sollte ich die Blume Gottes brechen und des Weibes Krone nehmen?"

Sanft bettete er sie auf dem Lager, zog sein breites Schwert aus der Scheide und legte es zwischen sich und sie und sagte:

„Dieses Schwert soll weder hauen noch schneiden, Klein-Isa soll ein Mägdelein bleiben."

Kerzengerade streckte er sich auf den Rücken hin und faltete die Hände. „Töten soll mich das Eisen, wenn ich den Schwur breche!"

Isas Unschuld und Glaube war groß, wie ihre Liebe. Sie atmete friedvoll und schlief die ganze Nacht, und zwischen beiden lag als Scheidewand das Schwert. — — —

Unter den Rungholter Vikaren, welche die neue Kapelle zur Bequemlichkeit als ein Annex der Domkirche verwalteten, war gelost worden, wer die erste Predigt halten solle, und das Glückslos fiel auf den, der ohne Ehrgeiz war. Paulinus galt nicht als des Domherrn Günstling und war bisher unangefochten vom Neide seine Wege gegangen.

Am Tage vor Allerheiligen wanderte er durch die Dünen, nach einem Texte suchend, der für die Gemeinde der Armen geschrieben sei. In seine Gedanken vertieft und im Geiste abwesend, sah er in den grauen Himmel hinein und nicht zur Rechten noch Linken.

Ein Gruß weckte den Träumer, welcher jetzt erst den Mann vor der Fischerhütte erblickte. Tedje hatte ein Schwein geschlachtet und hängte das ausgeweidete Tier an die Leiter.

„Warum habt Ihr das magere Ferkel abgestochen? Wollte es nicht mehr gedeihen?"

Sachkundig betrachtete der Priester die specklosen Seiten.

Der Fischer stieß mit den Fingerspitzen die Mütze zurück und murmelte in den Bart: „Dem Ferkel, das ich von Nomme gekauft, fehlte nichts, als daß es kerngesund und ein allzu gieriger Fresser war . . . weil seit Wochen der Schellfisch ausgeblieben ist, hatte ich kein Futter für das schreiende Ferkel. Auch sperren in meinem Hause sechs hungrige Mäuler sich auf . . . ich mußte schlachten, damit wir einige Tage Speise haben."

Der Vikar blickte nach den Kindern in der Haustür, die mit der Faust in den geronnenen Rinnsalen des Tränenwassers

herumrieben und den fremden Mann angafften. „Warum weint ihr? Morgen wird Schwarzsauer gekocht und Wurst gestopft."

Die Worte hatten keine tröstende Kraft, und der größte Knabe heulte: „Mathis . . . Mathis ist tot."

„Sie können nicht verwinden, daß unser Ferkel Mathis sein Leben lassen mußte."

Paulinus wurde erschrocken. „Mit Schnitz und Prunk verzieren sie das neue Gotteshaus . . . und in Eurer Hütte, Tedje, sitzt der bittere Hunger . . ."

„Noch nicht, nur draußen auf der Schwelle sitzt er und ängstigt ein wenig. Jetzt kostet Roggenmehl drei Mark die Tonne . . . obgleich wir zur Hälfte Kaff dazwischen mahlen, damit es besser fülle, will es nicht reichen."

Wie ergeben der Mann das furchtbare Klagelied sang!

Dem Vikar fiel der Spruch ein: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat! Schweigsam zog er den Beutel, der immer schmal und schmächtig war, dieweil der Vikarlohn im reichen Rungholt nur 24 Mark im Jahre betrug. Seine Pfennige und Blafferte teilte er genau in zwei Teile und drückte die eine Hälfte in die Hand des großen Knaben, der die Sache nicht begriff, aber die blanken Münzen krampfhaft festhielt.

Höchst sonderbar wurde darauf das Betragen des Paulinus, der sich wie das schlechte Gewissen eilig aus dem Staube machte.

Maike hantierte soeben an ihrem Herde und blies wie ein Blasebalg in das salzgetränkte Strandholz, das schlecht brennen wollte. Sie hörte nicht, daß die Tür leise aufging, und sprach mit sich selber: „Auf welcher Straße wird mein armer Wildfang wanken und unter welchem reifweißen Strauche sein Haupt hinlegen? Ihn wird viel frieren und hungern. Ein Tröstlein ist mir, daß ich zum letzten mit meinem Suddenkohl ihn gelabt."

Paulinus lauschte, und sie wischte die Augen, die der Rauch biß.

„Viel Wegerich wird am Strande wachsen und welken, ehe er wieder von dem Friesenkohle kosten wird . . . ob er nach Mutter Maike und ihrem Sudden wohl Heimweh kriegt? Mir fehlt der Unband, und leer steht sein Alkoven. Doch hat's der Herrgott gut gemeint, und ehe die Hungerzeit anbrach, ihn sich verlaufen lassen . . . ich hätte den Nimmersatt nicht halb satt kriegen können."

Maikes Muttergedanken verweilten immer bei dem Pflegesohne, und sie murmelte: „Das hat der Herrgott gut gemacht."

„Er macht es allzeit besser, als wir meinen", sprach eine Stimme hinter ihr. „Sorget Euch nicht um Kurt! Der wird nicht nur Brot und Bett, sondern des Morgens seine Biersuppe und des Abends ein Fleischstück in der Schüssel haben. Die Art hat Witz und wird nicht darben . . . aber hier ist bittere Not."

„Ja, heuer wird's hart für die Armen, die viele Kinder haben. Die fetten Rochen und Schollen haben uns verwöhnt und wir sollen die Leckermäuligkeit verlernen. Ach, es waren von jeher zuviel Kinder und Nimmersatts im Dünendorfe... ich brauche wenig und werde immer satt."

Mißtrauisch guckte er in den Kessel auf dem Herde. Im kochenden Wasser schwammen kahle Kohlstrünke, ohne Schmalz oder Butter, und nur eine Handvoll Salz war hinzugetan, um das Hungergericht genießbar zu machen.

„Pottenkieker, Pottenkieker!" schalt Maike den Priester und legte geschwind den Deckel auf den Kessel.

Paulinus war so erschüttert, daß er nichts reden konnte, sondern hastig den Rest des Beutels auf den Tisch ausschüttete und hinauslief.

Die rechte Barmherzigkeit errötet in blöder Schamhaftigkeit, wenn sie aus ihrer Verborgenheit hervortreten muß. Maike sah mit feuchten Augen dem Manne nach, der so kopflos von dannen eilte, und ging aus, ihre Nachbarn zu besuchen. Je

nach der Zahl der Kinder legte sie drei, vier oder fünf und einmal sogar neun Blafferte auf den Tisch.

Da war sie um Kurts Not getröstet und trocknete die Augen.

In dieser Stunde aber sangen die Engel im Himmel, und ein Lächeln glitt über des Ewigen Angesicht. Gottes Seele hatte ein Wohlgefallen an den Likendelern im Dünendorfe.

Paulinus sann auf dem Wege über seine Predigt. Aber lieblose Gedanken drängten sich störend in sein erbarmendes Herz, das sich über die Ungerechtigkeit der Welt erboste. Warum darben diese? Und in Rungholt prunken sie mit geschlitzten Gewändern, die zwölf Mark kosten, und schwelgen an üppigen Tafeln, die unter zwölf Schüsseln sich biegen!

Er verwarf den weichlichen Trosttext und mußte einen anderen wählen, der scharf und schneidig war. — —

Die Glocken des Allerheiligentages läuteten zum erstenmal. Sogleich setzte sich die schwere Staatskarosse, die vor dem Steinhause am Markte hielt, in langsame Bewegung. Fedder Heikens, der inmitten der Seinen hochaufgerichtet saß, schien weder nach links noch rechts zu blicken und machte immer dieselbe gleichmäßige, gemessene Handbewegung. Um drei Zoll hob und senkte sich das Ratsbarett auf seinem Haupte, und als der reiche Ratmann Peters aus dem Hause trat, wurden's fünf Zoll.

Das rechte Maß galt in ganz Rungholt als die Mutter aller Tugenden.

Kein Ende war des Grüßens an Fedder Heikens' hohem Ehrentage. Auf dem Wege zwischen der Stadt und dem Dünendorfe zog einer Völkerwanderung buntes Gewühl. Doch war kein Armer mit dem Bettlerzeichen, kein Vagant im geflickten Kamisole unter dem Haufen; es waren eitel wohlgenährte und wohlgekleidete Leute — gedrungene, fest auftretende Männergestalten, rundbackige, ehrbare Frauen in bauschig-faltigen Röcken, die des Weges halbe Breite beanspruchten, feine Jünglinge in geschnäbelten Schuhen und blitzsaubere

Jungferlein in teuren Pelzmänteln, die vorne offen standen und das silberbehangene Mieder sehen ließen.

Im schlichten Priesterrock schritt Paulinus über den Markt, und des Ratsherrn Karosse fuhr an ihm vorüber. Im Wagen war kein Raum mehr.

Aber der Domherr und der Dompriester, die kurz dahinter im Trabe daher kamen, ließen den Kutscher halten und winkten herablassend und wiesen auf den leeren Vordersitz, den der Vikar einnahm.

Vor dem Tore engte sich die Gasse, die Pferde mußten einem mit Torf beladenen Wagen ausweichen. Sogleich schrie der rote Theodorus ein lautes Halt, sprang im Sitze empor und donnerte dem Manne, der in Holzschuhen neben dem Torfwagen ging, die Frage zu: „He du! Bist du nicht der Taglöhner Hauke? Und weißt du nicht, daß heute Allerheiligen ist?"

Demütig zog der Torffahrer die fettige Mütze. „Der Herr, dem ich diene, leiht mir nicht am Werkeltage sein Gespann . . . und ich habe nichts zu brennen."

Theodorus warf die zornige Hand aus. „Du Sabattschänder! Ich will dich vor die geistliche Jurisdiktion bringen, und du sollst die volle Brüche zahlen oder vierzehn Tage im Turm sitzen."

Nach dieser Strafrede legte er sich in den schaukelnden Stuhl zurück und lachte aus der Tiefe seines feisten Leibes: „Hoho! Ich will die Übertreter lehren, den Feiertag zu heiligen."

Der Vorfall schnitt Paulinus in die Seele, so daß seine in die Predigt vertieften Gedanken noch schärfer wurden.

Ein Bauernknecht in langen Stiefeln, dem der Zipfel der Mütze auf und nieder flog, rannte neben dem Wagen und rief: „Ich habe eine Eilbotschaft an den Ratsherrn zu bestellen . . . ist er hier?"

Durch das Rädergerassel brüllte Theodorus: „Siehst du Lümmel nicht, daß wir Geweihte sind?"

Paulinus aber wies nach vorne, wo die große Karosse fuhr.

Jetzt scharrten und schleppten die Räder derselben im weißen Sande, der Läufer kam näher, und unter der Dünenkirche hielt der Wagen.

Mit seinen Kindern war Herr Heikens ausgestiegen, stand just unter dem Portale und schlug über Brust und Stirn das Kreuz — da tupfte eine täppische Hand seinen Arm — er kehrte sich hochfahrend um und knurrte ein grobes: „Was wollt Ihr?"

Der nach Atem schnappende Bauer brachte kein Wort hervor, sondern nahm die Mütze vom Kopfe und aus dem Zipfel einen zerknitterten Brief.

Heikens erkannte die ungefüge Handschrift, und seine knochigen Finger bebten. „Es ist von meinem Schwäher in Everschop!"

Der Pharao von Rungholt las und war sehr blaß geworden.

Die Tochter umklammerte den Vater. „O! Isa, mein Schwesterlein, ist gestorben."

Wie dumpfer Donner grollte seine Stimme: „Isa, Isa ist tot, geistlich und ewig tot." Und er knirschte: „Sie ist mit jenem Buben, der ein Mörder und Räuber ist, entflohen."

Der kleine Ekke kreischte und heulte himmelhoch.

Rings im Kreise standen die Kirchgänger und sperrten die Mäuler, aber auch die Ohren auf. Geärgert schaute Heikens sich um und schüttelte den Knaben. „Willst du still sein! Richte dich gerade auf, Inge!"

Er selbst drehte die Augen nach aufwärts und las die Inschrift über dem Kirchportale: „Gott allein zur Ehr' hat Fedder Heikens von Rungholt, der sehr erlauchte Ratsherr und sehr bescheidene Knecht Gottes, dieses Haus bauen lassen."

Nachdem er ergebungsvoll gemurmelt: „Ich habe nur drei Kinder mehr . . . der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen", nachdem er noch einmal sich bekreuzigt, trat er aufrechten Hauptes in die Maria-Magdalenen-Kapelle des Dünen-

dorfes, welche bei allem Volke aber die Fedder-Heikens-Kapelle genannt wurde.

Alle Priester von Rungholt zogen in Prozession dreimal um das Gotteshaus und besprengten und weihten es zu einem Tempel des Dreifaltigen und dreimal Heiligen.

Kopf an Kopf saßen die Kirchgänger in ihren kostbaren Schauben und Hauben. Wo waren aber die Armen der Armengemeinde? Maike und Tedje und die anderen Fischer hatten sich hinter den Pfeilern und in den dunklen Stühlen versteckt. Des Bischofs Offizial, der das glänzende, goldene Kreuz auf Brust und Rücken trug, zelebrierte das lateinische Hochamt und hielt in deutscher Sprache die Weiherede. Mild und leise, als wenn er zarte Gefühle schonen müsse, sprach er den ersten Teil seiner Rede.

„Wie der Stifter es in seiner Fundation bestimmt hat, weihe ich Sankta Maria-Magdalena, die eine Sünderin war und unter die Zahl der großen Heiligen erhöhet wurde, diese Kirche, die ein Trostborn und eine Trostburg sein soll allen Vätern und Müttern, welche ohne Schuld um ihrer Güte willen leiden und mit Geduld die Anfechtung ertragen. Wer um eigener Sünde willen geplagt wird, erntet nach seiner Aussaat. Selig aber ist der Mann — ich nenne keinen Namen —, der um anderer willen die Widerwärtigkeit erduldet! Er wird mit Freuden die Garben seiner Trübsalssaat heimtragen, und wahrlich, heute wird die Krone der Gerechtigkeit, die geziert ist mit den Edelperlen aller guten Werke, im Himmel für ihn hingelegt.

„Im Namen der Maria-Magdalena weihe ich die Kapelle zu einem Sühnealtar, den wir dem Höchsten erbaut haben. Jeder Stein der Mauer ist ein Fundament der Seligkeit, jede Messe, die unblutig dargebracht wird, gibt dem Stifter und seinem Geschlechte hunderttägigen Ablaß. In der köstlichen, kupfernen Taufe, die der Kirchenerbauer hat gießen lassen, rinnen die reinwaschenden Wasser der Wiedergeburt. Wer

will verdammen? Wir sind gerecht geworden durch das gute Werk! Wer wagt noch in den Winkeln zu raunen? Wahrlich, ich sage euch: Gesühnt ist die Schuld und getilgt die Schmach! Gebenedeit sei Maria-Magdalenas heilige Kraft!"

Fedder Heikens, der fest in seinen Stuhl sich gesetzt hatte, beugte das Haupt und bewegte die Lippen.

Der Domherr hatte ein feines Evangelium verkündet und sprach den zweiten Teil mit tönender Stimme.

„Dieses Haus ist als ein Bethel erbaut für die Armen des Dünendorfes, damit sie endlich Buße tun und sich bekehren. In diesen letzten Zeiten sind der Ketzer viel geworden in aller Welt, und es sind Füchse von verschiedenem Antlitz, aber mit zusammengekoppelten Schwänzen, die insgesamt danach trachten, ein höllisches Feuer zu entzünden und den Weinberg des Herrn zu verwüsten. Insonderheit sind es die Leute von Lyon, welche als Krämer des Satans ihre falschen Perlen verkaufen und das greuliche Schlangengift in Babels Kelchen umhertragen. Uns, die wir Türmer und Wächter sind auf Zions Mauern, ist nicht verborgen geblieben, daß auch hier etliche von der Lyoner Seuche angesteckt worden sind. Damit sie geheilt werden vom Krebsgeschwür der Irrlehre, hat der fromme und vorsorgliche Hauptmann, der das Volk lieb hat, den Armen dieses Haus als eine Schule des Herrn gebaut. O, der geduldige Mann, der ohne Klage und Murren durch ruchlose Räuber mehr als fünfzehnhundert Mark Silber verloren hat! O, der Werktätige, welcher dennoch den zehnten Teil seines Vermögens opferte! O, der kluge Kaufmann, der sich einkauft in das unbekannte Land, aus dem noch keiner zurückgekehrt ist! Seine Werke werden noch bei Kind und Kindeskindern hundertfältige Frucht tragen."

Paulinus, der hinter der offenen Sakristeitür saß, stützte den Kopf in die Hände, so daß ihm die Ohren zugehalten wurden. Von den schmalen Lippen des weißen Theodorus troff lauter Honigseim des Lobes.

Nach ihm stand der junge Vikar auf der Kanzel, befangen niederblickend auf das Gewimmel von Köpfen, die auf- und niederzuwogen schienen. Unter den unzähligen Gesichtern erkannte er ein einziges und erschrak heftig. Oda, wie eine Fischerfrau gekleidet und die Stirn verhüllt, saß unter den Weibern am Pfeiler! Als er das schwindelnde Haupt zum Gebet niederbeugte, betete er nicht für sich, sondern für sie. „Ach, Herr, hülle sie wie in einen Mantel, daß die bösen Augen zugehalten werden und die Unehrliche nicht erkennen!"

Kurz war der Text, den er gewählt: „Ich bin der Herr, euer Gott; darum sollt ihr euch heiligen, denn ich bin heilig."

Des Predigers Stimme war wie eine leise bebende, aber immer lauter klingende Saite.

„Allerheiligen ist für Friesland oft ein böser Heiliger gewesen, der dem Meerlande Überstürzen der Wasser und Menschensterben gebracht hat. Darum besteht eine Verordnung auf dem Strande, daß am Allerheiligentage die Prediger in allen Kirchen ihren Zuhörern die dräuende Zornrute Gottes ernstlich vor Augen stellen und die Herzen zu wahrhafter Buße antreiben sollen."

Der junge Heikens dachte, solches hebe gut an, und legte sich zurück, die Augen schließend. Der Ratsherr aber spitzte den Mund und horchte aufmerksam. Was vernahm er?

„Heilig, heilig ist der Herr. Der die Liebe ist, hasset auch, wie kein Mensch ergrimmen kann, denn er hasset die Sünde und am meisten die Lüge und Hoffart. Der dreimal heilige Gott hat gewaltige Augen, die wie das Licht des Tages und die Finsternis der Nacht allerwärts durchdringen und die Herzen erforschen. Wehe, wenn ein Mensch das Verschwiegenste unserer Gedanken erriete! Der Herr aber siehet das Heimlichste des Heimlichen. Darum hat er die Kinder der Menschen in drei Geschlechter geschieden.

„Zum ersten die Unheiligen! Das sind die, so in den Schenken und Kammern und im Beichthause der Diebe

und Mörder sitzen, auf welche mit Fingern und Fifi von männiglich gezeigt wird. Nach ihren Werken, die offenbar sind, werden sie gerichtet. Ach, ich habe ein banges Erbarmen um diese Geringsten unter unsern Brüdern.

„Zum andern die Scheinheiligen, die Pharisäer und Schriftgelehrten, wider die der Herr Christus, der sonst nie zornig wurde, gewettert und geflucht hat. Auch ihre Werke sind offenkundig. Ihr Fasten und Almosengeben, ihre Seelenmessen und Seelbäder, ihre Siechhäuser und frommen Stiftungen sind ruchbar und gerühmt auf allen Gassen. Aber sie werden nicht nach ihren Werken, sondern nach ihren Herzen gerichtet und im Feuerofen Gottes geläutert. Da wird viel Glanz und Glimmer als Schlacken und Katzengold sich erweisen und gleich wie Stroh und Spreu verbrennen. Ich und kein Mensch kann und darf richten und scheiden. Aber Gott wird die Heuchlerlarve von jedem frömmelnden Antlitz und den modrig morschen Purpurmantel der Selbstgerechtigkeit von den steifnackigen Schultern reißen, daß sie in ihrer Blöße und Nacktheit dastehen und mit den Zähnen klappern und heulen.

„Zum dritten und letzten die wahrhaft Heiligen! Eia, wie wundersam! Das sind die armen Sünder, von denen jeder der größte sich dünkt, die stillen und demütigen Kinder der großen Sehnsucht, welche schlechterdinge nichts haben, nicht Frommheit noch Gerechtigkeit, noch gute Werke, die nichts suchen und wollen und wünschen, als Gott allein. Das sind die mutigen und wahrhaften Helden der Welt, die gedrängt und verfolgt und geängstigt werden und alle Zeit ihres Lebens sich leiden und streiten. Diese Heiligen sind die klugen Kinder des Lichts, die um kurze, flüchtige Zeit ewige Ewigkeit kaufen und eintauschen. Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von jedem Streit."

Über allen Häuptern, aufgerichtet wie ein Riese, stand der Redner, und der bescheidene, blöde Vikar schien ein geistesmächtiger Mann geworden.

In etlichen Wimpern perlten die Tränen der Rührung, aber viele hatten Augen des Unwillens und Hasses auf den Prediger gerichtet.

Des werkfrommen Stifters der Maria-Magdalenen-Kapelle war mit keiner Silbe erwähnt worden.

Theodorus Rufus lauerte auf jeden Satz und raunte am Schlusse verbissen seinem Herrn Vetter zu: „Schläulich hat er eine abgestandene Satzung des Rungholter Kirchenspiegels hervorgesucht, damit wir keine Ursache finden, ihn anzutasten."

Kalt und abweisend erwiderte der Domherr: „Fühlt Ihr Euch getroffen, Konfrater? Er hat rein nach der Regula der Schrift gepredigt."

Vor der Tür standen die von Rungholt herübergekommenen Kirchgänger und murmelten: „Hm, hm, heute gab es starkes Bier in der Kirche." Der Ratmann Peters schüttelte unwillig den Kopf.

Ihn stieß der dicke Fleischermeister an und lachte aus der Tiefe seines Bauches: „Die Scheinheiligen, das sind die, so im Gestühle einen Silberpfennig zum Scheine aus dem Beutel ziehen und draußen einen Kupferblaffert heimlich in die Büchse stecken."

Peters stapfte erbost von dannen, und die meisten Zuhörer gingen unerbaut nach Hause.

Einige aber bewegten die Allerheiligenpredigt in ihrem Sinn, und eine Zuhörerin hielt dieselbe von Anfang bis zu Ende noch einmal.

In der Scharfrichterwohnung saß Henneke in Decken gehüllt, weil das Frösteln ihn nicht verließ, und sein Gesicht war eingesunken und grau wie welkes Gras geworden. Oda, die zuweilen ein ganz erstaunliches Gedächtnis bekundete, stand vor dem Vater und trug das Gehörte auswendig und beinahe wörtlich vor. Ihre Hände gestikulierten lebhaft, und ihre schwarzen Augen leuchteten wie die eines rechten Redners, der seiner Sache froh ist.

Henneke aber wiederholte langsam das Wort: „Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von jedem Streit."

Das war tief und tröstlich und wurde Tag und Nacht von ihm durchsonnen.

*

Zehnter Abschnitt.

Die Mitternachthochzeit.

In der Nacht nach Allerheiligen lag der Vikar Paulinus in seiner Kammer und hatte sich gegen die Nachtkälte fest in die Wolldecke gewickelt. In Schweiß und Schrecken stöhnte der Schläfer, denn ihm träumte leibhaft, daß er von der Kanzel falle und mitten in die bösen, stechenden Augen hineinstürze.

Doch nicht von dem Angsttraume, sondern von dem Rütteln einer kräftigen Hand erwachte er — über seinem Lager stand eine dunkle, riesige Gestalt.

Der weder ein schlecht Gewissen, noch gut Gold oder Silber hatte, fragte sehr ruhig: „Wer bist du?"

„Du sollst nicht schreien, noch dich fürchten", kam's schwichtigend zurück.

Paulinus erkannte die Stimme. „Kurt Widerich, ich fürchte mich nur vor Gott."

Die schwarze Gestalt beugte sich herab und flüsterte: „Es war ein arger Schelmenstreich, den ich dir spielte, doch hast du ohne Schaden für deine Gesundheit den kleinen Schlaftrunk verdaut. Das bittere Muß hat kein Gewissen und ist immer Notwehr. Ich mußte leben . . . und du bist nicht daran gestorben. Oder willst du Rache nehmen und meine

Häscher rufen?" Durch das Nachtdunkel blitzte ein lauernder Blick.

„Die Rache ist nicht des Menschen, und wäre sie mein, würde ich sie nicht nehmen; . . . ich bitte dich, eile von hinnen, bevor sie dich erhaschen!" Das war die Antwort.

Kurt faßte Paulinus Hand, von einer wahren und tiefen Regung ergriffen. Aber er machte sich hart und sagte schroff: „Absolviere mich von der Sünde, die ich tun will! Ich muß ein zweites Schelmenstück begehen und deine Gelindigkeit mißbrauchen. Mit meinen Mannen und mit Isa, meiner Braut, bin ich nach Rungholt gekommen, um fröhliche Hochzeit zu machen. Wir wollen nicht wider Gottes Gebot in Unehe leben . . . darum sollst du vor dem Altare den Segen sprechen."

Paulinus erhob sich vom Lager und sagte standhaft: „Ich tue es nicht, dieweil die Ehe ein Sakrament und es wider die Kirchensatzung ist, ohne Aufgebot die Trauung zu vollziehen."

„Aber du mußt!" Der Räuber schlug an sein Schwert.

„Trotz der Menschen, die nur den Leib töten können, tue ich es nicht." Der Vikar ließ sich nicht schüchtern noch schrecken.

Kurts Stimme schlug andere Saiten an und redete schmerzhaft: „Isa ist ein Mägdelein und war mir nahe und doch so fern in diesen Tagen und Nächten. Wie lange werden wir den Kampf bestehen? Wird sie nicht mein Weib vor Gott, so wird sie es nach dem unzwingbaren Gesetz des Menschengefühls . . . ihr unschuldiges Herz aber wird daran verbluten und brechen . . . und in mir wird der letzte Rest des Guten zugrund gegangen sein. Bist du ein Priester Gottes, so bewahre mich vor dem Greuel des Seelenmords!"

Der Vikar hatte sich angekleidet, und von neuer Erkenntnis der Liebe waren seine Züge erleuchtet, als er kurz sagte: „Höher als der Buchstabe ist der Geist . . . ich muß wohl, um dem Greuel zu wehren, um deines und ihres Ge-

wissens willen die Kirchenordnung übertreten. Laßt uns gehen und kein Geräusch machen!"

Der andere stutzte plötzlich. „Mein lieber Paulinus . . . sie werden dich verklagen und vor geistliches Gericht stellen."

„Ich werde nicht von einem menschlichen, sondern nur vom Tage Gottes geurteilt."

Entschlossen warf er das Pluviale um.

Kurt aber faßte seinen Arm und fragte nachdenklich: „Aus meiner Jugendlehre klingt mir noch etwas in die Ohren, und ich meine gehört zu haben . . . ein Sakrament sei und bleibe, auch wenn es von einer schlechten und schmutzigen Priesterhand gereicht werde, dennoch ein Sakrament . . .?"

„Ja, ob auch ich unwürdig bin, verbleibt es ein vollgültiges Heiligtum Gottes und verliert kein Fünklein von seiner Kraft."

In Kurts Mundwinkeln spukte ein Teufelsschalk. „Ei, ei, dann ist mir leichtlich geholfen . . . liebwerter Paulinus, gehe ruhig schlafen! Mein Leibpriester Theodorus soll mich im Schein aller Altarkerzen und im vollen Prunk der Priesterstola trauen. Lebe wohl und grüße mir des Scharfrichters Tochter! Ich aber weissage dir: Sie werden dich treten und drücken und zangen und zwicken und zuletzt in den Turm werfen, weil die Pharaos und Pharisäer keinen wahrhaft Gerechten, der ihnen ein Ärgernis ist, in ihrer Mitte dulden. Darum fliehe mit Oda zu mir auf die freie Allmende des Meeres! Ich will dir Herberge und Heim, Arbeit und Brot die Fülle geben."

Paulinus bekreuzigte sich hinter der schwarzen enteilenden Gestalt und erschauderte bis in die Knochen vor dem gotteslästerlichen Gedanken, den er hatte anhören müssen.

Der Räuber und seine Spießgesellen liefen um die Kirche und grinsten über den Markt. Warum?

Auf dem Steinpflaster vor Heikens Haus lagen sechs lang ausgestreckte Gestalten mit den Füßen in der Gosse und

rührten kein Glied. In dem gefesselten Arm eines jeden ruhte der friedliche Morgenstern. Die sechs Kerle aber waren nicht mause-, sondern nur mundtod gemacht.

Katzengleich war die Bande über Rungholts Mauer geklettert, hatte ohne Rumor die Scharwächter einzeln überfallen, auch gute Weil' sich gelassen und alle nach dem Markte geschleppt, wo sie die Geknebelten dem Ratsherrn zu Spott und Hohn vor die Haustür legten.

Im Priesterhause erwachte die Hauswirtin und kreischte: „Mein Herr Theodorus!"

Der gab keine Antwort und war schon aus dem Bette gerissen. Gespensterfahl stand er im weißen Hemde vor vier blinkenden Schwertern.

Der lange Peter nahm die zappelnde Magd wie ein Bündel unter den Arm und warf sie neben die Hauswirtin. „So, nun hast du eine Bettgenossin und sollst fein stille sein. Sonst spielen wir Kille-kille, und ich kitzle dich, mein Schatz!" Er hielt ihr die Schwertspitze entgegen.

„Schlaf, schlaf! Ich bin die Amme und soll die Kinder hüten und will auch hübsch singen, wenn ihr artig seid."

Der lange Peter saß auf dem Bettrande, hielt die nackte Schwertklinge und sang:

„Bum — bum — beier!
De Prester mag ken Eier,
Wat mag he dann?
Speck in de Pann,
De Prester is en Leckermann."

Die Frauen schlossen entsetzt die Augen, und ihr Atem ging wie ein Röcheln. Sie wollten vor Todesangst versterben und starben nicht.

Dem Priester, dessen Hände nichts halten konnten, tat Kurt schnelle und geschickte Kammerdienste. Die Alba und die goldglänzende Stola wurden ihm übergeworfen.

„Wollt Ihr mich nun um—bringen und er—morden?" stotterte der Verzweifelte, dessen Glieder wie Espenlaub im Sturmwind flogen.

„Nein, ich bin der Seekönig des Westmeeres und will dich zu meinem Hofpriester machen. Heute nacht sollst du meine verlobte Braut und mich vor dem Altare der Domkirche trauen, mit Rauchfaß und Lichtern, mit Ring und Brautkranz und allen kirchlichen Ehren. Auch befehle ich dir, eine rechte Traupredigt zu halten, nicht von den schlechten zu einem Schilling das Stück, mit denen die Armen abgespeist werden, sondern eine von den fürtrefflichen, welche die Reichen und Ratsherrn mit acht Schillingen bar im voraus bezahlen."

Marcellus schmunzelte: „Konfrater im Herrn! Über welches Wort gedenkt Ihr zu reden?"

Theodorus rang die Schlotterhände und wimmerte zum Erbarmen: „Va—ter, Vater, ver—gib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun . . ." Der Kloß saß ihm im dicken Halse knittelfest.

Kurt faßte und zupfte ihn höhnend am roten Barte.

„Nicht über den Text, du Belialspriester, sondern über das Wort sollst du predigen: Singet dem Herrn, der des Armen Leben aus den Händen der Boshaftigen errettet! Ich aber will von dem Spruche: Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule! den Rungholtern eine verständliche Predigt machen."

Vier grobe Fäuste griffen dem Schwankenden unter die Arme und geleiteten ihn nach der Domkirche. Im hohen Chore, im Schein aller Kerzen stand ein Traugefolge von verwegenen Galgengesichtern.

Marcellus verdrehte die Augen und schwenkte das Rauchfaß.

Kurt führte Isa, die lilienweiß wie ihr Gewand war, die Stufen hinauf, mit dem Arm sie stützend.

Das rote, gesunde Gesicht des Theodorus, den sie gegen den Altar gelehnt hatten, war grau wie ein Aschermittwoch. Er drückte an dem Kloße im Halse: „Öh, öh, öh!"

„Konfrater, nehmt einen Schluck aus dem Kelche zur Stärkung, sonst kriegt Ihr den Schlagfluß", raunte der Meßner

Marcellus und ließ zur Belebung den Weihrauch vor der Nase ihm spielen.

Aber der Bräutigam befahl: „Wird's bald mit der Traupredigt?"

Theodorus stotterte mit blecherner Stimme: „Sin—get . . . sin—get . . . sin—get . . ."

„Heraus mit dem Singsang! Singet dem Herrn, der des Armen Leben aus den Händen der Boshaftigen errettet!"

Der gefolterte Priester schluchzte und schniefte: „Ich kann nicht . . . ich habe nie ex tempore geredet."

„Herr, soll ich eine feine Predigt halten?" fragte Marcellus und setzte das Rauchfaß hin.

„Halt's Maul! Du aber, Priester, mach's kurz und plappere den auswendig gelernten Sermon des Sakraments herunter!"

Der gegen den Altar Gelehnte räusperte sich und redete und stockte und raspelte die Formel ab.

Die Fragen waren gestellt und beantwortet. Eine fette Hand, die den Zitterkrampf eines Greises hatte, segnete die Häupter und schloß den Bund.

Rite und in aller Form Rechtens war die Ehe geschlossen.

Da kam der Schluß der Nachttrauung. Ein dumpfer Fall erdröhnte.

Theodorus stürzte ohnmächtig vor dem Altare nieder, als habe ihn die furchtbare Aufregung und Angst erschlagen.

Sie ließen den Wanst liegen und löschten alle Lichter aus.

Der König der Westsee verschwand mit seiner Bande spurlos auf dem pfadlosen Meere, und keine Verfolger waren hinter ihm.

Als der Priester erwachte und mit gesträubtem Haar durch die Finsternis tappte und durch die Nacht taumelte, war sein Mund vor Entsetzen verschlossen — er konnte nicht schreien.

Ihm war ein kleiner Trost, daß seine liebe und getreue Hauswirtin unversehrt aus dem Bette sprang. Nachdem sie

sich bekleidet, saß er — noch immer in der goldglänzenden Stola — mit ihr und der Magd hinter verriegelten Türen. Sie hielten den Atem an und horchten, ob nicht die Räuber von neuem kämen.

Erst am hellen Morgen schrien sie mit Kreischen und Gellen die Nachbarn wach. Die sechs reglosen Gestalten, die als Wächter der Nacht in der Gosse des Ratsherrn lagen, wurden von ihren Fesseln befreit, zur Strafe aber auf sechs Tage in dem ehrlichen Bürgergehorsam eingesperrt.

Durch ganz Rungholt ging ein Zorngeschrei von dem unerhörten, schandbaren und frechen Überfall des verruchten Räubers. Die Schmiede liefen von der Esse, die Schuster vom Leisten, die Schreiberknechte rannten mit dem Gänsekiel hinter dem Ohre auf dem Markte herum, und das Mundwerk der Weiber am Brunnen ging wie Räder der Wassermühlen.

Im Tinghause versammelte sich der ganze Rat, ohne vom Boten zur Sitzung gerufen zu sein. Viele kamen im Werkeltagskleid, und der Zunftmeister der Schneider war nur notdürftig gewaschen. Sogar Herr Heikens hatte in der Aufregung vergessen, die goldene Amtskette um den Hals zu hängen.

Die Ratmannen redeten, ohne daß der Vorsitzende das Wort erteilen konnte, in Zorn und Gezeter durcheinander.

„Wir können hinter unsern Mauern und in unsern Betten nicht mehr sicher schlafen."

„O scelus infernale!" Das war des Domherrn Stimme.

„Das frechste und freventlichste von allen Verbrechen ist im ehrbaren Rungholt zu nachtschlafender Zeit begangen..."

„Wozu der Verhandlungen langes Geschwätz?" brummte Peters.

Und der Schmied brüllte: „Flugs das Urteil, das Urteil! Er soll mit allen Graden der Folter gemartert . . ."

„Gerädert . . ."

„Gevierteilt . . ."

„Und auf den Galgen geflochten werden."

Der Herr des Rates winkte Ruhe und verkündete den Blutbann: „Mit allen und einer Stimme ist beschlossen worden, den Räuber in Acht und Achtung zu tun. Ich nehme dich, Kurt Widerich, aus Recht und Frieden und Freiheit und mache dich echt- und ehrlos, recht- und friedlos und verfeme deinen Leib dem Rade und deinen Hals dem Schwerte und deinen Leichnam den Vögeln und befehle deine Seele Gott im Himmel, wofern er sie nehmen will, und — ich — mache dein Weib zur Witwe und deine Kinder zu Waisen." Gegen den Schluß hin brach die Donnerstimme dumpf ab.

„Das Urteil!" brüllte der Schmied.

Heikens erhob sich und fällte den Spruch. „Der Stab ist gebrochen im Namen Gottes und der Gerechtigkeit. Der vorbenannte Missetäter soll mit dem Rade gerädert, von Rossen zerrissen und von Henkershänden auf den Galgen geflochten werden, bis sein Fleisch verfault."

Der rote Theodorus, der eine weißliche Nase und eine matte Sprache hatte, bat um Gehör. „Mich will bedünken, daß wir den Balg verkaufen, ehe wir den Fuchs gefangen. Nach meinem bescheidenen Ermessen muß aus dem Säckel der Stadt ein hoher Preis auf den Kopf des Räubers gesetzt werden."

„Hört, hört! Ja, ja, wir sind keine Nüremberger, die den Dieb hängen, ehe sie ihn haben."

Einmütig beschlossen die opferwilligen Stadtväter, einen Preis von 300 Silbermark in allen Städten der Westsee ausrufen zu lassen.

Auch heute hatte Fedder Heikens das letzte Wort. „Obgleich ich durch den Schandbuben am schwersten geschädigt worden bin, will ich dennoch aus meinem Vermögen 200 Mark dazu legen."

Alle drückten dankbar dem Ratsherrn die selbstlose, immer für das gemeine Stadtwohl sorgende Hand. — — —

Der Geächtete und in den Blutbann Getane war unentwegten Mutes, und seine Tage und Nächte verrannen wie fröhliche Feierzeit.

In den unwegsamen, wilden Dünen der Insel Sylt, die als ein Gespenster- und Spukort verschrien waren, und dahin kein Menschenfuß sich verirrte, hatte er einen sicheren Schlupfwinkel entdeckt. Geschützt gegen die Winde, inmitten der weißen Sandberge lag ein Talkessel, und in der Steinhöhle wohnte er mit seinem Weibe. Weder hoch noch licht, aber von mächtigen Findlingen für die Unvergänglichkeit gebaut war das Erdhaus, auch wohnlich und winterwarm mit weichen Decken und Polstern ausgestattet.

In uralter Hünenzeit war hier ein Reckenhäuptling der Friesen mit Roß und Habicht und Sklavengefolge beigesetzt worden. Die goldgierigen Hände eines späteren Jahrhunderts hatten das Steingrab durchwühlt und den Staub verstreut.

Wie die Zeiten und Stätten der Erde sich wandeln! Auf dem einstigen Kirchhofe, über den geebneten Grüften der Altvordern tanzt die Jugend um den blumengeschmückten Maienbaum, und die stille, steinerne Grabkammer der Dünen wird zum kosenden Brautgemach.

Auf dem Schiffe war die Bande zurückgeblieben und hielt tolle, tag- und nachtlange Gelage, um möglichst schnell die leichtgewonnene Beute zu verprassen. Marcellus, der in zweideutigen Späßen und Schwänken ein Meister war, wurde zum Ältermann der Beliebung, wie sie es nannten, gewählt. Da ging der Höllenbreughel und Hexensabbat erst recht los.

Der dicke Mönch schwamm in Bier und Wein und wälzte sich wie ein Fisch in seinem feuchtfröhlichen Elemente, zuweilen auch wie eine Sau in seinem eigenen Gespei.

Auf der Fortuna hauste und herrschte jedwede Schandbarkeit.

In dem versteckten Steinhause feierte Kurt Widerich dieweil mit seinem jungen Weibe des Kußmonats frohe Wochen.

Kein Gedanke daran, daß das Richtschwert über seinem Haupte hänge, störte ihn in seinem vollen Glücke. Auch Isa hatte die Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse gelöscht und sah keine Schatten, die vor und hinter ihrem Glücke ständen.

Aber an einem grauen Dezembermorgen tastete sie nach der Herzgrube, auf der ein lastender Druck lag, und blickte ihn mit großen Augen an. Ihr war, als sei sie aus langer Traumbetäubung erwacht.

Scheu fragte Isa: „Bist du der Herr und ich ganz deinem Willen untertan?"

„Ja, du mußt alles, Lust und Leid, mit mir teilen."

„Das mag und will ich . . . doch soll ich beides, Gutes und Böses, nach deinem Willen tun?"

Er küßte und wiegte sie in den Armen. „Du sollst meine Schutzheilige sein und ohne Sünde bleiben. Höre, mein Weibchen! Eva ward nicht aus Adams Kopf gemacht, welches bedeutet, daß die Frau nicht des Mannes Haupt sein soll. Sie ward auch nicht aus seinem Fuße geschaffen, woraus erhellt, daß er sein Eheweib nicht unter die Füße treten, noch ihm schmählich begegnen darf. Woraus ward Eva denn gemacht? Aus seiner Seite! Daraus merke ich, daß ein Mann sein Weib wie sich selbst, wie sein eigenes Ich haben, halten und hegen soll. Seite an Seite müssen sie stehen und zwei Seelen in einem Leibe sein."

Zu Ende waren die Wochen des Kußmonats. Durch die Dünen stampfte der lange Peter und sprach, so oft er bis zu den Knien im Sande versank, einen langen Fluch. Als Bote meldete er dem Hauptmann: „Bier und Brot sind auf die Neige gegangen . . . wir müssen das Garn wieder auswerfen, wenn wir nicht Durst und Hunger leiden wollen."

Isas Ehemann machte zu der Botschaft böse Augen. „Ich merke wohl, daß der Durst zuerst genannt wird und Marcellus die Mannschaft verlottert hat." Er merkte aber auch, daß er gehen müsse.

Isa unterdrückte tapfer die Tränen und erklärte, daß sie vor der Einsamkeit sich nicht graue. Sie blieb allein in der Dünenhöhle zurück.

Viele neue und wenig Vertrauen erweckende Gesichter grüßten den Hauptmann, denn die Fortuna hatte in seiner Abwesenheit Zulauf von allerlei verlorenem Volk gehabt. Kurz wurde Marcellus abgefertigt, und Kurt gab Befehl über Befehl. Als jeder Raum gesäubert und jede Rahe getakelt war, ließ er alle Mann auf dem Verdeck sich aufstellen, trat auf eine Taurolle und redete wie ein Feldherr, klar, kurz und kernig.

„Ihr Altgenossen und Neugesellen! Es liegt ein Beiboot unter dem Schiffe. Frei kann jeder es besteigen und seinen Kurs wählen, nachdem er mein Wort gehört. Aber jedes meiner Worte ist ein Gesetz, und wer es bricht, ist der Strafe schuldig. Ich heische Botmäßigkeit von meiner Rotte, wie der Obrist von seinem Regiment. Lasset euch nicht wähnen noch dünken, daß die Fortuna eine lustige Freischenke und ein schlechtes Saufhaus sein wird! Nein, sie ist eine eisengewappnete Meerburg, auf der wir die Herrschaft der Westsee erringen und erzwingen wollen. Die wenigsten unserer Tage werden Schlemmen und Wohlsein und die meisten Arbeit und Mühe, ein steter Kampf mit dem Meere und mit den Menschen und eine immerwährende Todesgefahr sein."

Marcellus schnitt eine greuliche Grimasse. Der Sprecher sah ihn an und lächelte bissig.

„Wer da will, besteige das Boot, das im Kielwasser schaukelt! Ihr Neugesellen! Nur die Gesichter, die nicht seitwärts schulen und schielen, sondern mir fest in die Augen sehen, gefallen mir wohl. Ich sag' es zum ersten und schärf' es zum andern und schrei' es zum dritten: Kein Bube, kein Räuber und Mörder, kein Schwurbrecher noch Frauenschänder dienet unter mir! Wir sind die freien und frommen, die grimmigen und gerechten Likendeler der Westsee, und ich bin

euer Hauptmann und der Herr der blauen und blanken Allmende.

„Mein hohes und letztes Ziel erfasset ihr noch nicht . . . es ist die Freiheit Frieslands von allen Menschentyrannen. Sie haben in Rungholt eine schändliche Weltordnung gemacht, die widergöttlich ist und von Grund aus umgestürzt werden muß. Etliche wenige — von hundert, die nackt geboren sind und zu demselben Moder werden, etwa zwei oder drei — etliche wenige haben alle Reichtümer an sich gerafft und gerissen, mit den schamlos stoßenden Ellbogen sich vorgedrängt und -gedrückt und allein an der leckeren Tafel des Lebens sich breit gemacht. Die viel zu vielen aber stehen mit hohlen Wangen draußen und hungern und schmachten. Rats- und Domherren, Strandvögte und Deichgrafen, und wie die Armeleuteschinder alle heißen mögen, legen Steuer um Steuer, Joch um Joch auf die gekrümmten Nacken und rühren die Last mit ihrem kleinsten Finger nicht an. Sie haben uns den armseligen Suddenkohl der Sanddünen nicht gegönnt und aus unserer Heimat uns verstoßen und friedlos uns gemacht.

„Sind nicht alle Menschen gleich und Gebrüder vor Gott? Die Rungholter aber haben uns das Erbteil genommen! Wer nicht als Amboß sich schlagen lassen mag, der muß Hammer werden; wer nicht Gewalt erleiden will, der muß Gewalt tun!"

Beifällig brüllte die Bande: „Gewalt, Gewalt!"

Hoch über allen Köpfen stand der reckenhafte Mann, und aus seinem Munde fuhr zornflammende Begeisterung: „Wir sind die freien und frommen Likendeler, die alles Gut in gleiche Parten teilen und ein Reich der Gerechtigkeit aufrichten wollen auf Sand und See. Darum sind wir willens, alle Schiffe Frieslands zu besteuern, beschädigen und bekriegen. Wunde um Wunde, Beule um Beule! Denn Rungholts himmelschreiende Ungerechtigkeit wird nur durch brennendes Schwerteisen geheilt. Wir nehmen den Blutsaugern ihren Raub und geben den Bedrängten ihr Erbe. Mit grimmiger Gerechtigkeit

will ich walten. Wer mich zum Herrn der Likendeler küren, wer Treue und Gehorsam zu Wasser und zu Lande und in der Luft, auf und unter der Erde mir geloben will, der hebe die Schwurhand!"

Alle Hände flogen empor, und Marcellus hob grinsend beide Arme. Mitten im Schwur entstand ein leises Gekicher.

„Die Linke herunter, du Lottermönch!" donnerte der neu gekürte König der Westsee. „Und ihr, meine gehorsamen Gesellen! Dieweil wir Zucht und Satzung haben, geziemt es sich, daß wir Wappen und Fahne wählen, welche vor uns herflattern im Streit. Unseren Feinden zum Spott, uns selbst zur Mahnung wollen wir Galgen und Rad in die Flagge mit blutroten Fäden sticken und als Wappen auf den Ärmel uns nähen."

„Ja, Galgen und Rad!" bekräftigten alle mit Geschrei und Gelächter.

Stolznackig stand jener auf der Taurolle. „Ich, der Friesen Verheerer und der Friesen Befreier, verkünde mein letztes Gebot. Des Reichen Feind, des Armen Freund! soll unser Wahlspruch sein. Wer einen Tropfen Blut unnötig vergießt, wer an Weib oder Kind oder wehrlosem Manne sich vergreift, wer einem Armen ein Härlein krümmt, kommt vor mein Blutgericht. Ich, der Herr der Westsee, nehme Gewalt über Hals und Hand meiner Mannen."

Marcellus hatte bös stechende Augen, und nicht alle hörten mit Beifall den Schluß der Rede; aber sie nähten sich das Galgenwappen auf den Ärmel und gingen ans Werk.

Die Anker wurden unter Singsang aufgewunden. Kurt horchte lächelnd hinüber, denn im Haufen war ein verlaufener Sänger, der einen neuen Reim dazu gemacht hatte. Sie sangen:

Der Friesen Verheerer,
Der Bremer Verteerer,
Der Holländer Bedreger,
Der Dänen Krüz und Beleger.

Dieser Singsang ist das Trutzlied der Likendeler geworden.

Übermütig blähten sich die Segel der Fortuna, und der zum König der Westsee sich selbst gekürt hatte, fuhr auf der Walfischbahn über die rollenden Wogen. Alles, was auf den Gewässern schwamm, sollte ihm untertan und hörig sein.

Langsam kreuzte ein Kauffahrer, der Rungholts Flagge führte, gegen den böigen Nordost. Ihm kam ein Schnellsegler entgegen, der plötzlich das Ruder herum und dann die Enterhaken über die Reling des Schiffes warf.

Im Hintersteven drängten sich die Schiffer, wie eine in den Pferch getriebene Hammelherde.

Kurt Widerich ließ den Schiffsführer, der mit Rungholter Recht und Rache drohte, ins Boot hinabwerfen. Die Schiffsknechte aber fragte er der Reihe nach, wieviel Heuer jeder noch rückständig habe, und zahlte ihnen den Lohn bei Schilling und Heller aus. —

Im Hause des Reeders, der Schiff und Ladung verloren hatte, gab's eine böse Adventszeit mit Zorn und Sorge. Rungholt aber, die fromme Stadt, ging aus allen Fugen der Ehrbarkeit und fluchte — ja, sie fluchte dem verruchten Seeräuber, ihn mit allen Foltern, davon sie eine erfinderische und erkleckliche Auswahl hatte, bedrohend.

Aber sie fingen den verschlagenen Fuchs nicht.

Der Friesen Kreuz und Beleger herrschte und heerte zur See; und auch zu Lande spielte der Witzbold aus dem Dünendorfe den Südstrandingern böse und boshafte Possen.

In der Nacht nach dem zweiten Advent ging eine Schar von Männern durch die Marsch, über Äcker und Gräben und Graswische. Nachdem sie die Haustofte des Dorfes umgangen, sahen sie die massigen Umrisse des Glockenturms von Uttermark kaum zwanzig Schritte vor sich. Der voranschreitende Führer lachte in den kurzen Stachelbart, denn er gedachte der verunglückten Iltisjagd und des geschleuderten Bienenkorbes.

Schrecklicher als Griechenfeuer wirkte mein Wurfgeschoß ... haha, könnten wir nicht mit Nutzen ein Dutzend Bienenkörbe auf der Fortuna mitnehmen? Nach dem Hause, das hinter der Kirche lag, ballte er die Faust: „Priester, ich zahle beim Heller heim ... Hieb um Hieb, Haar um Haar!"

Die Pastorei wurde umstellt, und da die Örtlichkeit ihm genau bekannt war, zertrümmerte Kurt mit dem Schwertknauf das Fenster des Schlafgemachs des Hochwürdigen.

Tapp — tapp! Tapp — tapp!

„Waren das zwei oder vier nackte Füße, die auf den Estrich sprangen?" fragte er die Genossen, seitwärts das Ohr neigend, und alle grinsten.

Der Witzbold mochte sich geirrt haben, untrüglich aber war sein Gehör, welches vernahm, daß zwei Stimmen, eine verschlafene, tief belegte Baß- und eine hell und grell aufkreischende Weiberstimme, aus vollem Halse schrien: „Mord, Mord, Maria hilf!"

Lange, schwarze Gestalten krochen durch das Fenster.

Noch unbekleideter als an jenem Morgen des Iltisfanges, nur mit einem Gewande angetan, standen der Priester und seine Hauswirtin auf dem Estrich.

Der Kirchherr schlotterte und schluckte die Worte hervor: „Schlaget mich nicht tot ... nicht tot ... nehmt mein Hab und Gut ... und wenn es nicht genug ist, das Frauenzimmer als Geisel ... nur nicht tot ... to—o—ot!"

Die Räuber warfen, statt einer Antwort, beide in eine Decke und schnürten das dicke Bündel wie einen Schiffssack zu.

Kurt aber klopfte auf die Decke und hielt dem Priester eine Sittenpredigt.

„Obgleich Ihr mich halb tot geschlagen habt, will ich als guter Christ nicht Böses mit Bösem vergelten und kein Härlein Euch krümmen, aber ich sage Euch: Sündiget hinfort nicht mehr, sondern lebet keusch und züchtig nach dem Wort und Gesetz, das Ihr verkündet! Bald kehr' ich wieder, um bischöfliche Visitation zu halten und Euren Wandel zu erforschen."

Aus der Sacktiefe kam ein grabdumpfes Gejammer: „Werfet mich nicht mitsamt dem Weibsbilde ins Wasser . . . ich will geloben ins Kloster zu gehen."

Der Schatz von 600 Mark, den der geizige Priester zusammengerafft hatte, wurde im Bettstroh gefunden und mitgenommen. Auch eine Silberpatene, zwei goldene Altarkelche, eine kostbare kupferne Taufe und das wertvolle Tafelgerät ging denselben Weg.

In dieser Nacht ist auch dem Prediger im benachbarten Ackenbüll ein Besuch abgestattet worden. Küche und Keller und Rauchfang wurden ihm geleert, denn, um das liebe Weihnachtsfest würdig zu begehen, hatte er viel Wurst und Schinken geräuchert und ein gut starkes Bier gebraut, welches alles in unwürdige Hände kam.

Es schien, als wenn der Seeräuber nach dem Gut der Kirche ein perverses Gelüst und auf die Diener der Kirche einen besonderen und bösartigen Haß geworfen habe.

Am letzten Advent wurde von allen Kanzeln des Südstrandes ein Reskript des Inhalts verlesen, daß die vereinigten Harden den Blutbann erneuert und einen Preis von 500 Silbermark — das sind 35 000 Mark nach unserem Gelde — auf den Kopf des Verfemten gesetzt hätten. — — —

Keine Kunde der Außenwelt drang bis in die Dünenwüste von Sylt. Allein mit ihren eigenen Gedanken wohnte Isa Widerich in der Steinkammer, und in der grausbaften Öde war Winterzeit geworden.

Ihr Leib war abgezehrt, obgleich er reichlich hatte, was er zum Wohlbehagen begehrte, und in Kummer verschmachtete und verhungerte ihr Herz. An einem windstillen Tage ging sie hinaus und fürchtete sich nicht. Spiegelglatt lag die See, matt und milde grüßte die Dezembersonne durch fliegende Wolken und vergoldete die weißschimmernden Berge. Ein schwirrendes, schreiendes Vogelheer von Enten, Alken und Möwen gab ihr das Geleit.

Dann brachen die Spätstürme los und rasten wie Todeskämpfe des absterbenden Jahres.

Auf der hohen Düne stand ein Weib und betrachtete das Meer.

Nichts auf Erden ist grausig schöner und gigantisch großartiger als die brüllende Nordsee.

Übereinander zerplatzten die wütenden Wellen und schleuderten den kochenden Gischt weit hinauf auf den milchweißen Sand. Die Lüfte donnerten, und krachend stürzten die überhängenden Dünenschründe. Isa floh durch den beißenden, blendenden Sandregen der rauchenden Berge. Geängstigt irrte sie hin und her, und hinter ihr brüllte die sich bäumende und wie ein Wasserfall sich überschlagende Brandung.

Die Düne wirbelte und wanderte. Würden nicht diese wehenden Sandmassen, die vor und hinter ihr waren, sie begraben? Ihr Fuß raffte sich auf und rannte weiter, immer weiter. Ein Sausen und Brausen, dazwischen ein Kreischen, wie Schreie Erschlagener, drang in ihr Ohr.

Eine vom Sturm verwehte Möwe flog ihr ins Gesicht — und sie sank hin.

Als ihre Augen sich öffneten, lag sie vor der Steinhöhle und kroch auf Händen und Füßen hinein.

Tage und Nächte vergingen, und um sie her war immer Nacht und Finsternis und Schrecknis.

Wachend und lauschend vernahm sie keine Menschenstimme. Durch die Lüfte zog ein Gellen, wie Schiffbrüchiger Geschrei. Auf schwanker Planke schwamm ihr Gatte über das sinnlos gewordene Wasser — das sah ihr Traum.

Endlich legte sich der Sturm. Aber horch! Draußen gingen schleichende, schlurfende Schritte, wie unheimlicher Dünengespenster.

Es waren die harmlosen Halme des Dünenhafers, die im Sande schleiften.

Die Unrast, die rätselhafte Last, die auf ihrer Herzgrube drückend lag, nahm zu und wuchs und wuchs, und sie hatte

keinen Menschen und keine Mutter, darum zu fragen. Was ist das für ein zuckendes Weh?

Wenn sie in kurzen, fieberhaften Schlummer fiel, stand die Nachtfurcht, die schwarzfittiche mit dem ewig wechselnden Zerrgesicht, über ihrem Lager.

Im brausenden Orkane flog ihr Haar — der Wasserschwall der Brandung schleuderte und spie einen Menschenleib aus — sie zog und zerrte ihn empor — und sah den aufgedunsenen Leib eines Ertrunkenen, dem stier die Augen in dem zerfressenen Antlitz standen.

Isa, in Schweiß gebadet, wälzte sich auf die andere Seite und schlief und hatte einen wunderbaren Traum. An ihrem Busen lag ein weißes, süßes Kindlein mit geschlossenen Augen. Sie beugte sich und küßte es — o weh! Das Kind war kalt und tot.

Und immer träumte ihr von Leichen, von eisig starren Leichen, die sie aus Brunnen oder Wassertiefen zog.

Am häufigsten war das Zerrgesicht der Nachtfurcht ein klaffendes, blutüberströmtes Haupt — und es trug die entstellten Züge ihres Mannes.

Mit einem Aufschrei fuhr die Schläferin empor. Kurt ist auf seinem Meerzuge erschlagen worden!

Maria hilf, Maria hilf!

Nur das unaufhörliche, seufzende, schreiende Beten ohne Worte half ihr, daß sie vor dem Wahnsinn behütet blieb.

Vier Tage vor Weihnachten hörte sie in der menschenleeren Wüste den Sand von einem Menschentritte knirschen und verbarg sich furchtsam im innersten Winkel der Höhle.

Draußen rief eine suchende, sehnsüchtige Stimme: „Isa, Isa!"

Sie hing am Halse ihres Mannes in schluchzender, seliger Freude.

„Ich bin in Einsamkeit und Elend um dich verzagt . . . du lebst, du lebst . . . nun will ich gerne sterben . . ."

„Nein, nicht sterben, sondern alle Lust des Lebens in langsam tiefen Zügen trinken . . . meine süße Herztraut, ich habe ein feines und festes Meerschloß gefunden, dahin ich dich entführen will.“

Die schmächtige Gestalt hob er in seinen Armen empor und trug sie zum Strande. —

Isa Widerich hat die Dünenhöhle nie wieder betreten; aber die Steinsetzung derselben wurde erst vor einem halben Jahrhundert zerstört, und die Dünenschlucht, in welcher das Weib des Freibeuters den kurzen Kußmonat gefeiert und den langen Furchtmonat erduldet hat, heißt in Sylter Sang und Sage bis auf diesen Tag das Küssetal von Hörnum. —

Südwärts segelte die Fortuna. Am äußersten Rande des Wattenmeeres, drei Meilen von der jetzigen Küste des Südstrandes, war in der Manndränke vor 150 Jahren eine Landzunge vom gefräßigen Meer verschlungen worden, und von den sieben versunkenen Kirchspielen, die auf Paulinus' Karte verzeichnet waren, stand nur ein starker, fester, aus Feldsteinen gemauerter Turm, der Weststürmen und Wogenprall trotzte. Der Helgenäser Turm war weit und breit berüchtigt und nach gemeinem Glauben ein böser Spukort, auf dessen Untiefe viele Schiffe zerschellten. Die, welche in Springflutnächten dem Verderben entronnen waren, behaupteten, ein grelles Schwefellicht gesehen zu haben, das auf der Turmspitze gebrannt und in die Irre gelockt habe. In weitem Bogen umfuhren die Schiffer den von gefährlichen Sandbänken umlagerten Ort.

Kurt hatte wißbegierig die Gründe von Helgenäs durchpeilt und einen schmalen, aber tiefen Priel als Zugang gefunden.

Im Namen des Königs der Westsee nahm er von dem herrenlosen Turme Besitz und führte sein Weib nach der wind- und wogenumbrausten Wasserburg.

Überrascht stutzte Isa, als sie die Stiege erklettert hatte. Wohnlich und traulich und warm mit Stühlen und Teppichen

und Truhen und einem breiten Himmelbette war der Oberstock eingerichtet.

„Wer soll hier wohnen?“ fragte sie.

„Dreie!“ sprach er verschmitzt.

„Dreie?“ Sie errötete ohne Ursache.

„Du und ich und das Glück!“ lachte Kurt.

Auf den Knien schaukelte er sein Herztrautelein und sprach: „Bereite mir ein leckeres Weihnachtsmahl, denn ich will wie der reichste Ratsherr in Rungholt schlemmen!“

„Ach, ich verstehe nur schlechte Speise zu kochen, weil Inge als die ältere in der Küche schaltete.“

„Die ältere?“ Laut und lustig lachte er sie an.

„Ja, sie ist um eine Viertelstunde älter als ich und hat immer ihr Erstgeburtsrecht bewahrt.“

Fröhlich spaßte Kurt mit seinem jungen Weibe. „Tische mir gewaltig auf!“

„Nenne deine Leibgerichte!“

„Etwa zum ersten ein Süpplein von Heringsmilch, zum andern geröstete Seehundseier, zum dritten ein Iltisbraten, und zum letzten Meerquallenauflauf mit Wattenbeeren.“

„Necke mich nur, weil ich die Kochkunst nicht verstehe!“

Er küßte sie auf die schmollenden Lippen. „So koche uns ein Leckerköstlein von Stichlingsmagen, Mückenfüßchen, Meisenbeinen und Froschkehlen . . . davon können wir lange und ohne Sorge leben.“

Als die junge Frau weinerlich den Mund verzog, holte er zum Troste ein geschriebenes und geheftetes Pergament herbei. „In der Truhe der Schiffskajüte — der Kapitanus muß ein Leckermaul gewesen sein — fand ich dieses Büchlein von guter Speise. Nach seinen Rezepten wollen wir backen und schmoren.“

Isa buk und briet, sott und schmorte, so daß Marcellus mit der schnobernden Rotnase unter der Stiege stand und die Wohlgerüche einschlürfte.

Auf dem Helgenäser Meerschloß wurde Weihnachten gefeiert und Winterruhe gehalten.

Zwei kriegsgerüstete Schiffe der Rungholter, die drinnen in allen Verstecken der Küste und draußen auf dem hohen Meere den Seeräuber gesucht hatten, segelten ahnungslos an der Sandbank und der Turmruine vorüber.

*

Elfter Abschnitt.

Die Wahrheit im Winkel.

Seit vier Monden schrieb man das Jahr 1300. Alles Scheiden und Abschließen macht schwermütig. Jeder Jahresschluß, noch mehr ein sterbendes Jahrhundert ist ein Todesmenetekel. Durch die Völker ging ein banges Gefühl, soweit nach Christo die Zeit gerechnet wurde. Fromme und aberfürchtige Gemüter, die an Zeichen und Zahlen hingen, wurden von bösen Gesichten heimgesucht, und ihnen graute vor der verhängnisvollen Dreizehnzahl.

In Teutschland, allwo der Main des Römischen Reiches Mitte bildete, war ein Regensburger Mönch aufgestanden, der mit flammenden Augen vom Weltuntergange predigte. Viele glaubten das Ende aller Dinge gekommen und schauten nach dem Himmel, ob die Sonne sich verfinstere und die Sterne verlöschten.

Auch nach Friesland drangen Gerüchte von Seuchen und Pestilenz, von Sternruten und Gottesstrafen, von Menschensterben und Geißelfahrten. Aber die Südstrandinger saßen sorglos in ihrem Lande, weil der Mai sich warm anließ und einen guten Sommer verhieß.

Seit einem vollen Jahr hatte der Vikar Paulinus keine Schule mehr gehalten und Tag um Tag nur Messen für

Lebende und Tote gelesen. Davon war seine Seele dürr und öde geworden, wie ein im Dünensande verdurstender Baum. Mutlos und müde gedachte er des nächsten Sonntags, welcher Rogate, „Bittet", hieß, und betete noch einmal inbrünstig.

Da ist es von oben wie ein Platzregen aus heiterem Himmel über ihn getroffen, und zwar in Gestalt einer Botschaft, die ihn zum Domherrn rief. Halb erschrocken lief er nach dem Bischofshofe — wo ein unerwarteter Gnadenerguß seiner wartete.

Der weiße Theodorus war noch dünner geworden. Er selbst wunderte sich nicht darüber, weil er so sehr streng die Fasten halte.

Heute, als am Freitage, hatte er um die acht Morgenschläge einen Becher warmen Malvasier zu sich genommen und darein einen gerösteten Kringel getunkt. Danach fastete er strenge von acht bis zehn, genoß zum Frühstück eine zweite Malvasierschale mit drei Blaffertskringeln, wobei er ein Gesicht machte wie jener Mönch, der guten Wein trank und tief seufzte: Quanta patimur propter salutem! Wieviel muß ein Mensch um seines Seelenheils willen leiden! Nachdem Theodorus bis Mittag keinen Bissen berührt, ließ er sich um die zwölf Schläge ein Gericht der besten Fische, die in Butter flossen, auftragen, das bis zur sechsten Stunde vorhalten mußte, allwo er mit zwei Stübchen starken Bieres und zwei Blaffertskringeln den Fastentag beschloß.

Die mageren, mißgünstigen Vikare freilich munkelten, daß sie solches Fasten gern erdulden und am Weihnachts- und Ostertage als Festkost nehmen wollten.

Der Domherr hob aus dem Breviarium das Leidensgesicht. „Dreimal habe ich über Euch die Pön verhängen müssen . . . aber heute ist mein Bischofsstab das Stäblein Sanft . . . ich muß loben, daß Ihr seit sechs Monden den alten Adam des unruhigen Wesens ertötet . . . zum Lohne sollt Ihr am Sonntage in der Fedder-Heikens-Kapelle die Predigt halten."

Der Vikar verhehlte nicht seine Freude und wurde gnädig mit dem Wort entlassen: „Es ist ein köstlich Ding, wer gottselig ist und lässet sich genügen ... das wäre für die Armeleutgemeinde ein guter Text.“

Nach diesem guten Werk ging Theodorus wohlgemut spazieren und schlug vor dem Tore einen Feldweg ein, um linde Maienluft in die enge Brust einzuatmen. Für die Gänseblümchen und Maiglöckchen, auf die er trat, hatte er kein Auge, und für das schmetternde Lied der Lerche kein Gehör; aber sein Blick lief über die grünen Kornäcker und gewahrte, daß das Getreide auf dem fetten Boden sehr dünn stand und viele kreisrunde, kahle Stellen zeigte.

Stillstehend und stutzend, fragte er sich nach der Ursach', und als ein rechter Logikus zugleich: Was wird die Folge sein? Hm, hm! Eine mäßige, eine schlechte Ernte!

Auch auf den Kuhweiden und Graswischen waren große, gelbe Flecke, wie von der Sonne versengt und ausgebrannt. Das aber war im Mai unmöglich, und der Wißbegierige mußte dieser Erscheinung auf den Grund kommen.

An einem hochgeschossenen Roggenfelde hielt er an und horchte. Trotz der windlosen Luft regten sich die Gräser, und es raschelte und knabberte leise rundum. Hier und da fiel plötzlich ein grüner Halm, als sei er unten abgesägt worden.

Theodorus klatschte in die Hände und schlug mit dem Stocke ins Korn. War das ein Schreck! Hei, wie der Hochwürdige die kurzen Beine warf und einen unziemlichen Hupfauf machte! Um und über seine Füße sprang und huschte ein zahlloses Gewimmel von grauen Tierlein.

Theodorus schlug und scheuchte mit dem Stocke und rief: „Die Feldmäuseplage ist gekommen, von der dieses Marschland schon früher verwüstet worden.“

Die Hände tiefsinnig auf den Rücken gelegt, zog er aus der argen Tatsache logisch richtige Schlüsse. Wieviel Dezemkorn im Kirchenspeicher aufgehäuft sei, wie hoch der Preis

emporschnellen werde, und daß die vielen Kleriker nicht Hunger leiden würden.

Einen schrägen Richtweg einschlagend, wollte er auf dem Haffdeiche heimwärts gehen. Oben auf dem Kamme kam eine lange Gestalt und überholte den Domherrn. Der Deichschreiber, der ein sorgenvolles Gesicht machte, wollte grüßend vorübergehen. Theodorus aber kehrte sich, um wider Gewohnheit mit einem Manne, der weder von Rang noch Ratsgeschlecht war, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Habt Ihr gesehen? Die Mäuse kommen, die Mäuse! Ich will ein Kirchengebet um Abwendung der Plage anordnen. Wie mich der Armen jammert, für welche teure Zeit kommt!"

„Auch für den Reichen wird böse Zeit werden", sagte Folkert kurz.

Theodorus riß die Augen auf. „Wie meint Ihr das?"

Statt einer langen Erläuterung zeigte der Wortkarge, wie der Deich von schmalen, tiefen Gängen durchwühlt und durchlöchert war, und stieß zornig den Stock bis zum Griff hinein.

„Das . . . das . . . haben auch . . . die Mäuse gemacht?" Der Priester stotterte.

Hastig und fast höhnisch antwortete der Schreiber: „Die Wühler nagen den Ast ab, auf dem wir sitzen. Von der ersten Sturmflut, die sich in die tausend Schächte hineinbohrt, wird der Deich zerrissen . . . wenn nicht das Ganze neu gebessert wird."

Noch weißer wurde der weiße Theodorus. „Wofern nicht der Wall erhalten wird, vergehen wir am Ende in der salzen Flut? Es ist Eure Pflicht, dem Deichgrafen Heikens Vorhaltung zu tun."

„Ja, ich muß!" Der Deichschreiber nickte und sagte nach diesen drei Worten nichts mehr.

Das gebieterische Muß der Pflicht und das rechte Maß der Selbstbeherrschung waren seine Herren und Meister.

Der Ratsherr, zu dem er sich begeben wollte, lustwandelte just im Garten. Geärgert blickte Fedder Heikens auf, als

seine Tochter Inge ihm in heftiger Gemütsbewegung entgegenlief.

„Was ist dir? Warum schreist du?"

Ihr Schluchzen rang nach Worten.

Jenseits des Gartenzauns, auf der schmalen Gasse tauchte eine Gugelkappe auf, die sich behende duckte. Das eine Auge des gelblichen Schinderknechts spähte durch das Holzgatter, während sein Ohr horchte.

Der Herr Ratsherr schüttelte seine Tochter. „Was hast du getan?"

Inge heulte die Worte: „Fips, mein Hündchen . . . ist tot . . . liegt verreckt unter dem Hollunderstrauch . . . wohin er sich in seiner Sterbenot verkrochen."

Das Pharaogesicht bezwang ein Lachen und blies über die schmalen Lippen: „Nichts weiter? Fips war krank und schleppte die Hinterläufe . . . ich kaufe dir ein anderes Hündchen."

„Ich will kein anderes Hündchen . . . o, o, nun wird der scheußliche Schinder kommen und mein Tier verscharren."

Heikens faßte sein spitzes Kinn und sagte: „Geh ins Haus, mein Kind, so möchte ich vielleicht dem Hunde ein ehrliches Begräbnis verschaffen, und du kannst sein Grab besuchen."

Inge ging und rieb sich mit dem Tüchlein die Augen rot.

Drüben fiel die Gugelkappe von den Ohren und eine Nase steckte sich durch den Spalt.

Heikens, vorsichtig nach allen Seiten um sich guckend, trat unter das Hollundergebüsch und murmelte: „Zwei Pfennige Schindergebühr sind auch ein Geld."

In der Nähe lehnte ein Grabscheit, mit dem er ein Loch grub. Schnell warf er den Kadaver hinein und ebnete und stampfte das Erdreich über dem Hundegrabe.

Was die kleinen Ausgaben betraf, war er, gleich vielen großen Handelsherren, ein sehr genauer und sparsamer Rechner.

Die verweinte Inge hatte den Torweg betreten, als Folkert von der Straße kam und sofort nach dem Ratsherrn fragte.

„Er wird bald aus dem Garten kommen . . . und Ihr fragt nicht nach mir und meiner Kümmernis?“ Ihr Gesicht zuckte wie eines greinenden Kindes.

Erst jetzt sah der Gedankenvolle sie an und sagte weich: „Warum kann der Mensch nimmer, was er will?“

„Was wollt und wünscht Ihr?“

„Allen Kummer von Eurem und meinem Herzen nehmen.“

Hell wurden ihre Züge, als sei die Sonne darauf gefallen, und ihre Klage hatte einen getrösteten Klang. „Mein armer Fips ist gestorben.“

„Ach, Euer Liebling ist tot!“

„Ja, er war mir das letzte und . . . liebste . . .“

„Ein unvernünftig Wesen darf keinem Menschen das liebste sein“, sagte der allzeit Verständige.

O Wandelsinn des Weibes!

Die verzweifelte Inge lächelte schalkhaft. „Nein, ich habe ein vernünftig Wesen, und noch eins, und noch ein drittes noch lieber als Fips . . . und das letzte ist gar zu vernünftig . . . nun ratet mein Rätsel, Herr Deichschreiber!“

Ein hagerer, häßlicher Mensch in einer Gugelkappe ging an ihnen vorbei, und beide stoben geschwind zur Seite. Dem Kloakarius machte selbst der Höchste in Rungholt Platz.

Folkert dachte nach. „Der erste ist Euer Vater, an zweiter Stelle wird Isa wohnen, an dritter und vierter Heike und Ekke . . . ich hätte also vier, die Ihr lieber haben müßt.“ Sein langes Gesicht blieb ernsthaft.

„Ihr seid ein schlechter Rater! Laßt die beiden letzten Schelme vorderhand hinweg!“

Aus ihrem Auge brach ein voller Blick, und in demselben stand, wie in einem klaren und deutlichen Spiegel, des Rätsels Lösung.

Aber der Schreiber riet es nicht und schwieg.

„Warum seid Ihr traurig, Folkert?" fragte sie.

„Ich bin in Sorgen des Deiches wegen."

Inge seufzte. Auch der Seufzer wurde nicht zum Verräter des Rätsels.

Noch einmal und noch tiefer versenkte sich ihr Blick in seinem Antlitz, und sie hauchte: „Habt Ihr in keiner andern Sache meinem Vater Vorhaltung und Frage zu tun . . .?"

Auch diese Frage blieb unbeantwortet und, wie es schien, unverstanden.

Da rief sie schrill: „Geht in die Schreibstube, Herr Deichschreiber!" sprang die Treppe hinauf und rieb sich die Augen noch röter.

Hinze fragte keinen um Verlaub und kehrte sich nicht an die feindseligen Blicke der Kaufknechte, sondern ging geradeswegs und von Amtswegen in den Garten.

Mit schmierigem Geschmunzel machte er vor dem Ratsherrn einen Kratzfuß und sprach seinen Spruch: „Gott grüß' Euch, Herr Bruder! Wo habt Ihr das verscharrte Asluder?"

Dem Kloakarius war erlaubt, sehr frech zu sein, wenn sein gutes Schinderrecht verletzt worden war. Keiner durfte ein gestürztes Tier oder ein gefundenes Aas selbst vergraben — er wurde dadurch unehrlich, bis er durch Zahlung der Brüche sich gelöst.

Heikens fuhr zurück. „Was sagt Ihr? Herr Bruder?" Ingrimmig und doch verlegen stand er vor dem verachteten Schinder.

„Ja, wir sind Gebrüder, dieweil Ihr mein Handwerk geübt und meine Nahrung mir genommen."

Heikens sah ängstlich nach allen Seiten. „Der Hund war mir lieb . . . ich vergrub ihn auf Bitten meiner Tochter . . . den Lohn will ich Euch doppelt zahlen."

Hinze grinste. „Mancher hält den Wurstpflock fest und läßt die Wurst fahren . . . Ihr wäret mit zwei Pfennig frei gekommen . . . nun fordere ich zwei Mark."

„Zwei Mark! Das ist Wucher!“ Heikens steckte die Hand in die Tasche, hielt den Beutel darin und zauderte und zitterte vor Zorn.

Der andere fragte höhnisch: „Soll ich mein Schindermesser in den Torpfosten schlagen zum Zeichen, daß das Haus unehrlich ist? Es wird, von keinem angefaßt, fein stecken bleiben, bis Ihr gebüßt und geblecht habt.“

Der Pharao von Rungholt hatte an dem Kloakarius seinen Meister gefunden und legte schweren Herzens zwei Mark auf den Grund.

Hinze hob sie lachend auf und machte einen Kratzfuß, daß der Sand hinter ihm flog. „Einen angenehmen Morgen, wohlehrenwerter Herr!“

Dem Ratsherrn war der Morgen verhagelt und verschlagen. Ohne zu grüßen, sah er Folkert in der Schreibstube stehen und spreizte die Finger. „Ja, Geld, Geld und immer Geld! So schreien alle, als wenn mein Beutel ein Silberschacht wäre. Ich bin kein Alchymist, der Gold machen kann . . .“

„Nein, Ihr seid der Deichgraf von Rungholt!“

„Der Deich . . . der Deich, der nur verzehrt und verschlingt und nie auch nur einen Kornhalm getragen hat.“

Folkert trat einen Schritt vor. „Alle Frucht, die seit Jahrzehnten dreißig- und vierzigfältig auf dem Südstrande gewachsen ist, hat er getragen . . . aber der Rungholter Damm, von den Mäusen zerwühlt, ist der schlechteste von allen und muß um zwei Fuß erhöht und gänzlich neu bestickt werden . . . vor den Herbststürmen muß es geschehen.“

Heikens lief auf und ab. „Wißt Ihr nicht, daß ein Mäusejahr ein Mißjahr ist? Wir können heuer nicht die unerschwinglichen Auflagen einer Deichverstärkung tragen . . . und wenn wir es könnten, mein Gewissen verbietet mir, den armen, von Sorgen geplagten Leuten neue Deichlasten auf den Hals zu laden.“

Der Deichschreiber stand wie ein Harthöriger, der nichts vernommen, und fuhr mit seiner Rede fort: „Der schwächste Deichort neben der Düne, auf den die Nordwestströmung steht, muß mit Steinwerk von Grund auf gemauert werden."

Darauf kam die ruhige Erwiderung: „Seit Menschengedenken haben wir keine Hochflut gehabt, ein sicheres Anzeichen, wie die Gelehrten sagen, daß die wilde Westsee sich ausgetobt hat und eine sanftere See geworden."

„Sie ist voll Teufelei und Tücke."

Der Ratsherr versuchte ein joviales Lachen. „Es schlug soeben elf Schläge . . . kommt mit mir zu Tisch!"

Folkert überhörte auch die Einladung und rief finster: „Es muß geschehen, wie ich gesagt . . . sonst bringe ich die Sache vor Deichgericht und Stadtgemeinde."

Heikens legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wollt Ihr mit mir und — meinem Hause Euch für immer entzweien?"

Der schräge, grelle Blick, der aus den tiefliegenden Augen schoß, war eine Andeutung und eine Drohung, die der Grundehrliche nicht verstand.

„Es muß etwas geschehen!"

Als nur dieselbe eigensinnige Antwort kam, gab der Ratsherr zur Hälfte nach. „Ich selbst will den Beschluß erwirken, daß jeder Mann, der sechzehn Jahre alt ist, zwei Fäuste, wer aber einen Pflug Landes hat, zwei Mann und ein Gespann zum Deichbau stelle."

„Es ist wider das Deichrecht, das die Lasten nicht nach der Kopfzahl verteilt."

„Gleiches Recht für alle!" sprach der Ratsherr mit Überzeugung und Nachdruck. „Sichert nicht der Deich gleichermaßen dem Reichen wie dem Armen das Leben? Ergo ist es gerecht und billig, daß jeder dieselbe Plage habe."

Folkert entfernte sich und grübelte über diese sonderbare Definition der Gleichheit. Ist nicht Herr Heikens in seiner Weise ein Likendeler geworden?

Auf dem Flure drückte sich Jap an ihm vorbei und in die Schreibstube hinein.

„Ich bin der Schiffer, der Eure Tochter nach dem festen Wall hinüberfuhr —", wandte dieser sich an den Ratsherrn.

Heikens schnauzte ihn an: „Ich habe nur eine Tochter, und die wohnt in meinem Hause . . . Ihr wollt wohl auch Geld erbetteln oder erpressen?"

Jap krümmte sich, um vor dem Großen möglichst klein zu werden. „In Untertänigkeit bitte ich Ew. Gnaden, bei meinem Kinde, dem siebenten, Gevatter zu stehen."

„Ja, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, werden die Tatern zu Gevatter gebeten."

Der Schiffer schluckte: „Wir haben in dieser Notzeit viel Hunger gelitten."

Der Ratsherr tupfte ihm die Schulter. „Ich weiß, daß Ihr ein Saufhals seid, und ermahne Euch, nüchtern und arbeitsam zu werden. Euch als einem groben Sünder täte es gut, zu den frommen Dünenleuten zu gehen und ihrer Abendsprache fleißig beizuwohnen."

Jap schüttelte sich, als wenn er dünnes, kaltes Wasser getrunken.

Heikens ermahnte noch freundlicher: „Tut es . . . . und berichtet mir, was Ihr gehört habt, damit ich merke, ob die Fischerpredigt Früchte trägt."

Jap zog die Brauen hoch und fing an zu verstehen.

Als Heikens die Gevatterschaft übernahm und einen silbernen Patenpfennig ihm reichte, versprach er heilig, sein Leben zu bessern und fleißig zu den Dünenleuten zu gehen.

Der Patenpfennig wurde in der nächsten Schenke gewechselt und zum großen Teil in Bier umgesetzt. —

Die Strandinger hatten die letzten Bohnen gesäet und alle Äcker bestellt. Das weitere mußte der Herrgott machen, und sie wollten sich jetzt recken und ruhen. Da lief der Bote mit dem Tingstock von Haus zu Haus und rief alle Mann zum Deichwerk. Mürrisch schlenderten sie zum Rungholter Damm

und dem sogenannten Dünenpriel, wo die Schleuse war. Beschwerlich war das viele Bücken, und die Arbeit, die dem einzelnen nur Last und keinen Lohn brachte, wurde unwillig getan.

Es waren aber andere auf dem Strande, die arbeiteten ruhelos unaufhörlich auf und unter der Erde. Das Myriadengewimmel der kleinen, grauen, emsig hin und her huschenden Tiere, das sich unglaublich vermehrte, als würde es von der warmen Sonne ausgebrütet, war vielgeschäftig bei Tag und Nacht. Sie gruben ihr Labyrinth von Wegen durch Deich und Düne.

Der Wind half ihnen und blies hinein und bohrte die Gänge zu Schächten und Schlünden aus, daß die Sand- und Erdmassen zusammenstürzten. Oft zerrissen ganze Sandwände wie von unsichtbarer Hand, und die ellenlangen Wurzeln des Hafers flatterten über dem Absturz, wie die schreckgesträubten Haare der Düne.

Mit Hunden und Fallen und vergifteten Fleischstücken stellte man den Feinden nach. Ein Mausjäger tötete an einem Tage fünf Schock. Aber die Nager nahmen nicht ab, so wenig wie das Meer, aus dem der Salzsieder tonnenweise schöpft. —

Am Samstag vor Rogate erhielt der Domvikar Befehl, in das Kirchengebet eine Bitte um Abwendung der Mäuseplage einzuschalten.

Obgleich er die Predigt erwog, zog es ihn aus der Kammer in die freie, erfrischende Maienluft hinaus, denn im Gehen kamen ihm die besten Gedanken. Er verstand die Vorliebe der Alten für das Philosophieren im Einherwandeln und war ein Peripathetikus. Draußen fand Paulinus die anschaulichen Bilder aller Begriffe und wollte heute die Verwüstungsarbeit der bösen Schädlinge in Augenschein nehmen, um in einen rechten Haß wider die lustig flinken Mäuslein zu geraten.

Er wanderte durch die Straßen und sah den Schmieden zu, die das härteste Metall schmolzen und nach ihrem Willen

bogen, und den vielen Männern, die das neue Spittelhaus zimmerten und Stein auf Stein mörtelten. Am Hafen stand er, die Hände auf den Rücken gelegt, und betrachtete lange und mit Lust, wie auf der Helling ein Schiff aus dem Kiele erstand und Rippe an Rippe sich fügte. Alle fröhliche Arbeit war ihm lieb, und die Menschen wurden ihm Schöpfer im kleinen, deren Hände große Dinge schaffen.

Immer weiter lockte der lachende Sonnenschein. Noch immer war nichts von den Mäusen zu sehen, die er in den großen Kirchenbann tun sollte. Wohl aber erregte etwas anderes, ein ungewöhnliches Gewimmel von Menschen, seine Aufmerksamkeit, und zwar dort, wo Deich und Düne zusammenstießen.

Es war Ebbe, und durch die offenen Schleusentüren strömten die Gewässer. Hier am Dünenpriel war der allerschwächste Ort des Rungholter Meerwalles, und hierselbst arbeiteten mehr als hundert Hände. Wißbegierig trat Paulinus näher, das Gewerk zu besichtigen, und schon aus der Ferne grüßte Folkert ihn. Der Deichschreiber stand regungslos auf dem hohen Ort, seine Augen aber rannten hin und her, und er herrschte über das Ganze durch eine Handgebärde und ein laut gerufenes, kurzes Wort.

Unten auf dem Vorlande gruben sie das Erdreich ab, das sie in Tragkiepen oder Säcke füllten und die Böschung mühselig hinanschleppten. Wie die unter der Last Gebückten keuchten und krochen! Wie sie mit unwilliger Erleichterung die Bürde von sich stürzten und den krummen Rücken streckten! Ihnen war die warme, lachende Maiensonne eine lästige Plage, und alle hatten schweißtriefende und verdrossene Gesichter.

Die helle Freude des zuschauenden Paulinus wurde gedämpft, weil dieses nicht fröhliche Menschenarbeit, sondern harter Frondienst schien. Er ging langsam weiter.

Oben auf dem Deiche legten einige Strauchwerk in dünnen Schichten, andere breiteten die Kleierde darüber, und

wieder andere trieben Pfähle ein, welche dicht gespickt standen und das Erd- und Buschwerk zusammenhielten. Gemählich taten diese ihr bequemes Werk, stützten sich oft auf die Schaufel und hörten lachend einem Spaßvogel zu, der witzlose Witze machte.

Der peripathetische Philosoph sah hin und her und summte über die Sache. Sein für die Drangsal der Bedrückten geschärfter Blick wurde traurig und konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die, welche auf dem Deiche die leichteste Last zogen, Bauern und Bürgerknechte seien, und daß die Fischer und Taglöhner und Sackträger die schwerste Schlepparbeit tun mußten. Auch die Deichlasten schienen nach dem Rungholter Maße verteilt.

Im Gänsegang kamen sie mit ihren Kiepen und Säcken an ihm vorüber. Tedje warf stöhnend seine Bürde hin.

„Seufzt oder murrt Ihr?" fragte der Vikar. „Soll nicht der Mensch im Schweiße sein Brot essen?"

„Ja, wenn wir noch Brot zu essen hätten, wollten wir wohl scharwerken. Die meisten Fischer sind weit draußen im Meer, um einem Schollenschwanz nachzuspüren, wir andern wurden vor Tag und Tau gepreßt und zum Deiche getrieben." Tedje sah mit einem gehässigen Blick nach dem Aufseher Folkert hinüber.

Paulinus betrachtete das eigentümliche Traggerät, das jener entleerte. Es war Reisig, mit Erde gefüllt und mit Strohseilen zusammengeschnürt.

„Warum nehmt Ihr nicht einen Sack? Das Strauchbund muß Euch den Rücken zerschinden."

Bös lachte der gutmütige Tedje. „Warum? Sintemal wir nach Gottes Gebot nicht nehmen noch stehlen dürfen und jeder selbst Sack oder Kiepe stellen soll . . . ich habe alles verkaufen müssen."

Der junge Priester rief entrüstet: „O, welche Ungerechtigkeit!"

„Haha! Sie ist noch viel größer, als Ihr denken und glauben könnt. Wer Haus und Hof und sechs Knechte hat, stellt zwei Mann; wer aber am Hungertuche nagt und nichts als seine zwei Hände besitzt, muß mit beiden deichen, und das nennen sie — dem gemeinen Besten dienen!"

Paulinus ging mit langen Schritten auf Folkert zu und redete barsch und heftig: „Unerhörtes Unrecht geschiehet hier! Sehet Ihr nicht das Elend des armen Volkes? Wie die Kinder Israel in Ägyptens Knechtschaft werden die geringen Leute in diesem Marschgosen geplagt und geknechtet."

Folkert neigte den Kopf und nickte: „Ja, die Deichrechte von Rungholt sind in Deichunrechte verkehrt worden. Aber wer bin ich? Nichts als Hand und Werkzeug des hohen Deichgerichts."

„Ihr seid Pharaos Fronvogt, ein Sklaventreiber und Geißelschwinger, wenn Ihr nicht dieser Sünde steuert."

Diese scharfe Antwort schnitt in die Seele des Schreibers, der finster mit den Wimpern blinzelte und wie ein Schuldbeladener schwieg. Dann winkte Folkert dem Fischer und gab ihm seinen eigenen Spaten.

Paulinus aber kehrte sich ab, um den Jammer nicht zu sehen. Sein Herz, in dem ein Mosezorn war, haderte mit dem Deichgrafen und dem Deichschreiber.

Im Vorübergehen fragte er Tedje: „Was machet Maike?"

„Sie wird gewißlich anderswo versuchen, ein wenig Arbeit zu bekommen, weil ich seit einer Woche sie nicht gesehen habe."

Nach dem Vesperbrote gab der Aufseher Befehl, daß die Erdträger und die Deichbesticker Schicht um Schicht miteinander wechseln sollten. Die Ackerbürger und Bauernknechte murrten laut dawider. Aber er stieß den Stock in den Grund und schob zwei Widerspenstige vom Deiche herunter. So wurde das Geknurr verstopft, jedoch das Deichwerk ging schneckenlangsam vonstatten, solange diese Schicht währte.

Reglos stand Folkert auf dem Walle und hielt lange und unlustige Selbstgespräche an dem Tage. Bin ich ein Fron-

vogt und Sklavenpeitscher geworden? Ja, ich bin's und würde ihnen mein Deichamt vor die Füße werfen, wenn nicht das Leben von Tausenden vom Deiche abhinge. Doch es ist ein eigenwilliges und hartherziges Geschlecht, des Unterganges wert ... ich würde Friesland, meine Heimat, für immer verlassen ... und müßte dem Ratsherrn einen Faustschlag der Wahrheit versetzen ... ich müßte und würde es, wenn Inge nicht wäre ...

Paulinus hatte die Absicht, bei Maike vorzusprechen, aufgegeben und wandte sich nach Hause. Der Peripathetiker redete halblaut und warf mit den Armen aus, als stünde er auf der Kanzel. Während er im Halten der Predigt sich übte, gewahrte er oben auf der Düne eine ihn beobachtende Gestalt. Ihn überkam eine Scham, daß er mit sich selber gesprochen und gepredigt habe, und er mußte trotzdem noch einmal emporblicken und erkannte Oda.

Ohne sich über sein Tun Rechenschaft abzulegen, stieg er die Düne hinan und stand vor ihr. Als sie mit verweinten Augen ihn anblickte und zu lächeln versuchte, zwang es ihn nieder, und er setzte sich neben sie auf den Sand. Drei Dünenhalme bildeten die Scheidewand.

„Oda, es ist viel Leid und Sorge, viel Hunger und Heimweh in der Welt ... aber das Unglück muß sein."

„Warum, warum?"

„Damit wir der Glücksstunden froh und dankbar werden."

„Muß auch der Tod sein?" fragte sie leise.

„Kommen wird der Ewigkeitsmorgen, wo er nicht mehr ist ... was macht Euch denken an den Tod? Der Würgengel der Teuerung, der an alle Türen pocht?"

„Ach, wir Unehrlichen haben immer unser Brot und mehr als satt zu essen ... aber, mein Vater ist schwerkrank ... wenn er mir stirbt, bin ich verstoßen und verlassen und habe keinen mehr in aller Welt."

Paulinus sah sie an. „Ihr habt Gott — und mich."

„Und Euch?" In ihren schwarzen Augen war lichtheller Tränenglanz. „Daß Ihr mit mir nur redet, ist Euch Sünde schon."

„Nein, nicht Sünde! Es ist wider den Buchstaben, den Menschen gemacht haben, aber nicht wider den Geist der Wahrheit."

Nun wagte sie die große, noch verhüllte Bitte. „Mein Vater hätte gern geistlichen Zuspruch, und Ihr dürft nicht zu ihm gehen."

Der Vikar besann sich und antwortete: „Wenn ich den Domherrn bäte, würde er Nein — nein sagen, wenn ich aber mein Gewissen befrage, höre ich inwendig in mir ein lautes Ja — ja. Die Franziskaner haben mich in ihre Fraternität aufgenommen . . . ich kleide mich in ihre braune Kutte und komme zur Nacht."

„So seid Ihr ein Mönch?" sagte sie mit erschrockenem Aufblick.

„Nein, ich habe aber das Recht, das Mönchskleid zu tragen."

Sie gingen in guter Gewißheit voneinander und glaubten in keinerlei Täuschung befangen zu sein. — — —

Maike war nicht über Land gegangen, um Arbeit zu suchen. Sie ging überhaupt nicht, sondern lag seit einer Woche in ihrer Hütte, ohne daß sie vermocht hätte, nur bis zum nächsten Nachbar hinzuhumpeln.

Mit der gewohnten, unverwüstlichen Kraft hatte sie eines Morgens ihr Tagwerk begonnen und neuen Vorrat geschnitten. Waghalsig war sie auf eine vorspringende Düne geklettert, auf der besonders starke Halme im Winde wehten. Als sie aber auf die äußerste Spitze trat, gab der von Mäusegängen durchlöcherte Grund nach — mit der brechenden Düne stürzte Maike in die Tiefe. Zwar arbeitete sich das Mannweib aus den erdrückenden Sandmassen empor, die Füße aber versagten und hatten sich im Falle verstaucht. Auf allen Vieren kroch

sie nach ihrer Hütte, wo sie in großen Schmerzen hilflos lag. Selbst die leiseste Bewegung bereitete ihr unerträgliches Weh, obgleich sie tapfer die Zähne zusammenbiß.

Drei Tage lag Maike auf dem Rücken und litt Hunger und Durst. Die Katze sprang zu ihr ins Bett und suchte durch Streichen und Schnurren sie zu trösten; aber das Schmerzgefühl ließ nicht nach. Da kroch Mauns sehr traurig in den Bettwinkel, rollte sich zusammen und schnurrte nicht mehr. Ein kluges Tier leidet mit seinem Herrn.

Weil der gefüllte Wassereimer dem Alkoven so nahe stand, daß er mit der Hand erreicht werden konnte, verschmachtete die Kranke nicht. Jedoch das Verlangen nach Speise steigerte sich zum brennenden Hungergefühl, das die Hilflose, deren Ruf ungehört verhallte, nicht zu stillen vermochte.

Als der Kater den bangen Schrei hörte, sprang er auf Maikes Brust und sah sie immerzu mit den großen, grüblerischen Katzenaugen an, als wenn er auf Rat sänne.

Die verlassene Frau schickte sich zum Sterben, betete unaufhörlich und befahl ihre Seele in Gottes Hand. Kein Schritt nahte, kein Finger klopfte an ihre Tür, kein Engel in Menschengestalt wurde von Gott gesandt.

Mauns, der tiefsinnige, sprang plötzlich aus dem Alkoven und mit einem Satze ins Fenster, zerkratzte mit den scharfen Krallen die über den Laden gespannte Blasenhaut und schlüpfte ins Freie.

Maike sah ihm nach und seufzte erleichtert: „Er wird sein Futter finden und nicht verhungern."

Als wenn des Tieres Beispiel den Selbsterhaltungstrieb in ihr erweckt hätte, machte sie einen letzten Versuch, sich aus dem Bette zu schleppen. Er scheiterte an der Unerträglichkeit der Schmerzen. Von nun an fügte sie sich still in den Willen ihres Gottes. Aber trotz der Ergebung schüttelte ein Schauder ihren gesunden, von keinem Fiebersiechtum gebrochenen Leib. Verhungern dünkt dem Menschen ein langsam erbarmungs-

loses Hinmorden und ist das Allergrausigste, das ihn, das viel geängstigte Geschöpf, bedrohen mag.

Das starke Mannweib schrie wie ein weinendes Kind zu dem Herrn, daß er sie durch ein Wunder errette.

Gegen Abend, als es hinter der Düne schon dunkelte, knisterte der zerrissene Fensterbeschlag, und sie kehrte den Kopf und freute sich. Es war der Kater, der auf demselben Wege zur Nacht heimkehrte und sogleich auf Maikes Brust sprang. Er war nicht verständig genug gewesen, durch klägliches Miauen Leute herbeizurufen. Aber Mauns trug in seinem Maule ein nicht mehr ganz frisches Fischlein, das er am Strande gefunden, und das er auf Maikes Brust niederlegte. Dann fing er gewaltig an zu schnurren.

Der Fisch ist ungekocht verzehrt worden. Mit Danksagung nimmt der Verhungernde jedwede Speise, und keine wird ihm zum Ekel.

Nommes kluge und treue Katze hat der kranken Maike alle Tage einen Fisch, einen Regenpfeifer oder ein anderes Vöglein zugetragen und sie in ihrer Hilflosigkeit vor dem Hungertode behütet.

Dieses ist ein wahrhaftiges Wunder, um Rogate Anno 1300 im Dünendorfe von Rungholt geschehen und von vielen Chronisten verkündet und beglaubigt. —

Warm und weich und duftgeschwängert war die dämmernde Nacht. Unter den Kirchenlinden hüpften die jungen Dirnen mit hellem Gelächter. Ein Mönch strich an ihnen vorüber, und wie auf ein gegebenes Zeichen stimmten sie ein minnesüchtiges Maienlied an, als wollten die Neckischen den ehelosen Mann neid- und leidvoll machen.

Oben auf der Zinne des Rungholter Turmes saß ein Käuzchen und schrie. Der Franziskaner sah empor, denn der Aberglaube nannte den tagblinden Nachtvogel einen Todkünder, und betrat die Fronerei. Ein Schinderknecht lag faul auf der Türbank, sah nur die braune Kutte und gab nicht acht auf das Gesicht.

Die Barfüßermönche waren ungebundener und weitherziger als die Leutepriester in ihrem Tun und Lassen und besuchten nicht selten die Gefangenen des Bürgergehorsams.

Die Kutte aber verschwand in der Scharfrichterwohnung.

Oda saß am Bette und handhabte die Wolle, zog den Faden dünn aus und wickelte ihn durch schnelles Drehen auf die Spindel.

Ihr entglitt die Spindel und fiel zur Erde, als sie Paulinus, welcher sehr eilig die Kappe von dem ungeschorenen Haupte zurückstreifte, in der Mönchstracht erkannte, bescheiden und wie beschämt trat sie in den Schatten der Stube. Der Vikar, der auf ihren Stuhl sich setzte, beugte sich über das Bett und begrüßte Henneke. Das war ein schwer kranker Mann, und die Fahle des Gesichts war die Farbe des Todes.

„Habt Ihr viele Schmerzen?"

Trotzdem der Atem ihm beengt war, antwortete Henneke: „Meine Leiden sind gering und wenig und winzig zu achten gegen die tausend größeren Schmerzen, die vom Menschensohne und der Menschheit erlitten worden sind."

„Habt Ihr eine Not der Seele, die ein Priester lindern kann?"

„Ja, ich habe große Not um meiner Sünden willen . . . aber Ihr werdet in einem kurzen Wort den Trost mir sagen."

Paulinus sann und sagte: „Ich weiß eines, das alle Gnade und das ganze gewaltige Evangelium Gottes enthält: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen! über jedem Sterbebette sollte das Wort stehen . . . sie würden sich nicht fürchten, noch grauen."

„Auch in jeder Mörderzelle und über jedem Galgen," sprach der Scharfrichter laut, „sie würden alle zu Gott kommen, wenn sie wüßten, daß es nur des Kommens bedarf und alle, alle angenommen werden."

„Mein lieber Henneke, Ihr habt keinen Zweifel mehr?"

„Ich habe sehr viele gehabt," antwortete der Kranke, „und oft hin und her gegrübelt, wie Gott ist, wo der, welcher überall und an keinem Orte ist, wohnen mag . . . warum er sein eigenes Kind sterben lassen mußte . . . das hätt' ich wissen mögen. Täglich sah ich den Tod, und es war mir schwer, an einem Missetäter das Amt zu vollziehen . . . ja, manches Wie und Warum und Wohin hat mir große Unruhe gemacht."

„Mir auch! Aber Gott hält einen Schleier vor seinem Antlitz und zeigt uns nicht mehr von seinem Wesen, als er will und wir vertragen können. Zu viele Dinge gibt's, von denen wir sagen müssen: Ignoramus, ignorabimus! Wir wissen's nicht und werden es auf Erden nicht wissen." Paulinus seufzte, wie alle ernsten Wahrheitssucher, die mit dem Kopfe wider die engen Schranken ihrer Erkenntnis anrennen.

Der Scharfrichter setzte sich aufrecht im Bette, wie einer, der am Morgen der Genesung eine neue Kraft verspürt. „Nein, wir werden's nicht wissen . . . und ich will gar nicht mehr das Wesen Gottes noch das Wie der Erlösung wissen, noch auch das tiefste Rätsel des Todes ergründen. Ich habe mir schlecht und recht meine Theologie zurecht kalkuliert. Gott ist die Sonne der Welt. Kein Auge blickt hinein, wir sonnen uns aber in seinen Strahlen, welche sind Trost und Milde, Geduld und Güte, Langmut und Erbarmen. Und gleichwie alle Strahlen eine Sonne sind, ist Gott die Liebe. Das glaub' und weiß ich, und alles Grübelns Ende ist der Glaube."

„Tamen, tamen!" murmelte der Vikar.

„Nein, Amen, Amen!" rief der Kranke.

„Dennoch!" wiederholte Paulinus beklommen. „Von Kind an habe ich oft unter dem sternbesäeten Nachthimmel gestanden und hätte gern einmal geschaut, wie es auf den unzähligen und unendlichen Gestirnen aussieht. Wir sehen den milden, tröstenden Schein der ewigen Sterne, unser Geist aber kann sich in jene Fernen nicht hinaufschwingen und muß schweigen. Nicht Aristoteles, der alles wußte, nicht Albertus der Große

haben das Unendliche erfaßt, auch kein Papst noch Philosophus der kommenden Jahrtausende wird Gottes Wesen ohne Schleier sehen . . . das Ewige macht hoch das Herz, doch engt es mir auch oft der Seele Atem."

„Mir nicht!" sagte Henneke. „Ich nehme das Unergründliche auf Treu und Glauben, und Gott wird alles mir kund und klar machen zu seiner Zeit, wenn ich es fassen und verstehen kann."

Da wurde dem jungen Priester, als habe er von dem armen und unehrlichen Henker die höchste und tiefste Weisheit gelernt, nämlich das unbedingte Vertrauen, die ruhige Gewißheit, daß Gott keinen hinausstößt, und das furchtlos stille Sterben.

Der Kranke, vom Sprechen ermattet, legte sich zurück, und seine Brust wogte. Oda, jeden Laut unterdrückend, weinte leise Tränen.

Mühsam rang der Vater nach Worten. „Hö—hö! Der Husten . . . und das Ersticken . . . das sind meine kleinen Plagen. Ich muß wohl in meiner letzten Trübsal als ein Armesünder von Gottes Staupbesen noch rein und sauber gefegt werden von meiner Unart. Denn ich hatte einen Hochmut und entsetzte mich oft vor dem unehrlichen Grabe. Aber jetzo ist diese törichte Furcht überwunden, und sie mögen mich an meinem Ort verscharren . . . ich werde dennoch mit den Dom- und Ratsherren auferstehen in der Urständ."

Paulinus ergriff die Hand des Henkers, die unehrlich machte. „Henneke, Ihr seid in Eurem Glauben und Eurer Gewißheit ein reicher Mann."

Jener lächelte schwach. „Ja, ich bin nicht arm . . . in anderem Sinne . . . und wer da hat, soll geben dem, der nicht hat." Unter dem Kopfpfühl zog er einen schweren Beutel hervor. „Die Rungholter haben eine scharfe Justiz, und das Nachrichteramt der Stadt ist einträglich. Im Dünendorfe ist teure und böse Zeit . . . nehmt diese Pfennige und verteilt sie unter die Armen!"

Zu Tränen gerührt, segnete der Vikar den Schreckensmann der Stadt und küßte ihn auf die Stirn. Auch die Tochter segnete er, mit drei sittig schüchternen Fingern ihr Haar berührend.

Unten im Dunkel der Gasse löste Paulinus den Riemen und guckte wie ein neugieriges Kind in das Ledersäcklein hinein. Eia, lauter Silberstücke blitzten ihm entgegen; in seinem ganzen Leben hatte er noch niemals so viel Geld auf einem Haufen gesehen.

Schwer genug schleppte er an dem Beutel, aber leicht und froh auffliegend bis zu den Sternen droben war sein Herz. Endlich einmal durfte er seine Lust haben und aus dem Vollen greifen, um den Armen und Notleidenden zu spenden.

Am Rogatemorgen schmetterten die Lerchen in den höchsten Lüften ihr Trala, und über die niedrigen Wiesen sangen die Kiebitze ihr schreiendes Kiwit. Auch die vielen Mäuslein pfiffen ihrem zahlreichen Nachwuchs ein Lenzlied vor, und alles schien vergnügsam und lustig am sonnigen Maiensonntag.

Der Prediger, welcher auf der Kanzel der Fedder-Heikens-Kapelle stand, war hoch und froh gemutet. Unter ihm aber saßen lauter verkümmerte und versorgte und auch etliche von der Verzweiflung verbissene Gesichter. Sah er denn nicht die Not der Dünengemeinde?

Paulinus predigte nicht über das von seinem Präpositus vorgeschlagene Wort: Es ist ein köstlich Ding, wer gottselig ist und lässet sich genügen, sondern er nahm den Text: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden!

„Dieses Wort ist ohne Bedingung. Bittet, so werdet ihr erhalten. Gott ist wahrhaftig und kann nicht lügen. Was er verheißen hat, wird und muß er tun. Ein Mensch mag sein Wort brechen, aber der ewig Treue kann sich, seinem Wesen und Wort nicht untreu werden. Suchet, sage ich euch, so werdet ihr finden."

In immer neuen Wendungen und Wiederholungen legte er ihnen diesen bergeversetzenden Glauben ans Herz und predigte das bedingungslose Gebet.

Der göttliche Schelm konnte freilich auf Rogate gut reden und zum Glauben ermutigen, denn er hatte die Gebetserhörung in Gestalt eines schweren Beutels im Sakristeischranke bereit stehen.

Die armen Dünenleute, die kein Ende der Teuerung und keinen Schimmer der Hoffnung sahen, glaubten seinen mächtigen Worten und gingen heim zu ihren Hütten. Als sie ihre elende Speise gekocht hatten, setzten sie sich um den Tisch, sprachen ein Dankgebet und aßen den ungeschmalzten Suddenkohl mit trockenem Kaffbrot.

Da ging um die Mittagsstunde einer, wie ein Engel des Herrn, durch die Häuser und trug ein Ledersäcklein, aus dem er Silberpfennige, denen man nicht ansah, daß sie durch unehrliche Hände erworben waren, entnahm und in zitternde Finger legte.

Jener unbeschreibliche Schrei der jähen Freude stieg um die zwölfte Stunde hier und dort in den Dünen empor.

Paulinus betrat Maikes Hütte. Die Hilflose war gestern von den Nachbarn gefunden und von denen, die selbst nichts hatten, mit dem Notdürftigsten versorgt worden. Das Mannweib zog am Munde und mußte weinen.

Als es von dem geschehenen Wunder erzählte, wollte der Vikar, der heute den unbedingten Glauben gepredigt hatte, zuerst ungläubig lächeln und geriet dann, von der Wahrheit überzeugt, in ein unbeschreibliches Erstaunen. Den klugen Kater, der zu den Füßen der Herrin selbstgefällig schnurrte, liebkosend, sah er wie in die Zukunft und sagte: „Maike, Euch hat der Herr wunderbar erhalten und für eins seiner Werke aufgespart."

Sie schüttelte den großen, so grob und unschön geschnittenen Kopf. „Paulinus, was fabelst du! Wozu sollte

Maike taugen als zum Halmdrehen? Wobei ich Taps noch dazu die Füße mir verstauche!"

Der Vikar ging weiter und verteilte seine Gaben.

Ewig haben die Menschen gefragt: Was ist das größte Glück?

Er wußte es. Glück ist, zu geben und zu sehen, wie betrübte Gesichter in fröhliche sich verwandeln.

Wo er den Rücken kehrte, gingen die Blicke nach oben, und in ihnen allen war ein Tränenlächeln.

Aber jedes Lächeln eines Traurigen, der erquickt worden, wird flugs ein Engel, der hinauffährt und vor Gott Vater zeuget.

Als der Beutel schlaff und leer war, schlug Paulinus den Heimweg ein, und in seiner Seele schmetterte ein Lobe den Herrn. Dieser Rogate war einer von den wenigen Weihnachtstagen seines Lebens.

Da, wo der Dünensand aufhörte, begegnete er einem Manne, der einen Knaben an der Hand führte, hob aufmerksam die Augen und schoß auf die beiden los. Sein Gruß war ein Freudenruf. „Heute ist ein Tag, an dem wahrhaftig Wunder sich ereignen. Weber Romme und Meinert, mein kleiner Scholastikus!"

„Ein wenig leiser, Herr Vikar, denn wir sind stille Leute!" sagte Romme, der nicht mehr so beweglich schien, aber das schmale Webergesicht behalten hatte. „Meinert hat der Scholasterei Valet gesagt, und ich bin kein Weber mehr, sondern ein Kaufmann . . ."

„Ein Kaufmann?" Paulinus verhehlte nicht seine Enttäuschung. „Das Weben ist ein sauberes Gewerbe . . . wisset Ihr nicht, mein Lieber, daß, wie ein Nagel in der Wand, die Sünde zwischen Käufer und Verkäufer steckt?"

Die Antwort war: „Ich führe eine gute Ware, die ich umsonst verschenke."

„So hat nicht das Heimweh Euch nach Hause getrieben?"

„Das Heimweh und des Herrn Befehl, der mich nach diesem Strande gesandt hat."

Paulinus fing an zu verstehen. „Ihr haltet Abendsprache im Dünendorfe?"

„Ich werde, so Gott will, sie halten und wohne in einem verborgenen Winkel der Rungholter Schneidergrube."

„Und du, Meinertus?" fragte der Vikar.

„Ich heiße Meinert," sagte der Knabe, „und werde mit einem Hollandfahrer zur See gehen."

„Ach, ich vermeinte, du solltest ein rechter Gelehrter und Geweihter werden."

„Es sind auch andere von Gott gesandt und geweiht, die kein Priesteröl gesalbt hat", sprach der Weber hastig dazwischen.

„Nomme, war es Euch so leicht, der Vaterhoffnung, die Ihr auf diesen Sohn setztet, zu entsagen?"

„Die Hoffnung war mein Hochmut und ein kitzelnder Stachel, den ich aus meinem Herzen riß. Waren die Apostel nicht bloß Fischer und Paulus ein Zelttuchmacher? Auch als armer Schiffsknecht kann mein Sohn Gott dienen und die Wahrheit verkünden."

„Was ist das für eine Wahrheit?" fragte Paulinus.

„Kommt heute abend nach Maikes Hütte, so werdet Ihr sie hören, und die Wahrheit wird Euch frei und froh machen."

Der Vikar strich seinem einstigen Lieblingsschüler, aus dem kein Gelehrter wurde, das Haar und segnete ihn: „Bei Tag und Nacht, auf Deck und in den Wanten, in Stille und Sturm behüte dich der Herr auf großen Wassern!"

Meinert feierte mit Mauns, dem Kater, und den Leuten im Dünendorfe ein kurzes Wiedersehen, das ein neuer und langer Abschied war, ging zum Rungholter Hafen, nahm Handgeld und Heuer und fuhr hinaus auf die freie Allmende des Meeres. — — —

In ihrem Bett saß Maike in behaglicher Bequeme. Auf dem Ehrenplatz zu ihren Füßen lag die Katze und strich sich

mit der Pfote stolz den Schnurrbart, denn ihr war in diesen Tagen viel Lob und Liebe von Menschen widerfahren.

Zahlreiche Fischer und noch mehr Frauen hatten sich zur Abendsprach eingefunden, und neben dem Priester Paulinus saß ein Mann, der in Maikes Hütte ein Fremdling war. Jap, der Schiffer, welcher ganz nüchtern war, hatte beim Kommen sich bekreuzigt, als wenn er in die Domkirche zum Hochamt einträte, still sich hingehockt und die Hände gefaltet. Mit einer kläglichen Miene, als wenn er an einem gewaltigen Katzenjammer des Leibes oder an völliger Zerknirschung der Seele leide, starrte er in die Luft.

Die redlichen Dünenleute freuten sich des unvermuteten Gastes und glaubten, daß er in Reue von seinem trunkfälligen Wesen umkehren wolle. Jap hörte jedenfalls aufmerksam zu und hatte die plierenden Augen unverwandt auf Nomme, der unter dem qualmenden Kienspan stand, gerichtet.

Das schmächtige Webergesicht hatte einen neuen Glanz, und die Augen waren andere geworden. In ihnen brannte ein Feuer, nicht düster und unheimlich, wie des Fanatismus falsche Begeisterung, die ein fressender Grimm ist, sondern wie das helle Geleucht des Friedens, das an der Glut der Gottesliebe entzündet worden ist.

Was Nomme sagte, war keine Predigt, sondern ein Gespräch mit den Leuten, denen er gern das Wort zu Frage und Einwand ließ.

„Ich habe in Holland und am Rheine einen Schatz gefunden, der die wunderbare Eigenschaft und Kraft hat, daß er nicht abnimmt, noch vermindert wird, sondern denselben Wert und Reichtum behält, ob ich ihn auch unter euch und alle Menschen verteile."

„So gib uns von deinem großen Gut, Nomme, denn wir sind arm geworden und haben großen Hunger!" rief der schlichte Tedje.

„Mein Schatz stillet allen Hunger und löschet allen Durst der Seele und heißt die Wahrheit. Um sie lieb zu gewinnen,

muß man die Nichtwahrheit hassen. Was ist die Sünde, die Haupt- und Grundsünde vom Anbeginn bis zum Ende der Welt? Die Sünde schlechthin ist die Lüge."

„Ja, die Lüge!" murmelte Paulinus wie ein Echo.

„Das ist die entsetzliche Lüge, daß Gott ein bös zorniger und furchtbarer Gott sei, der wie ein Moloch die Menschen verschlinge, wofern sie ihn nicht durch den Bettelspruch ihrer Gebete oder durch die schlechten Opferpfennige ihrer armseligen Werke versöhnen. Hat nicht der Pfaffen Lug und Trug eine hohe Mauer zwischen den Menschenkindern und ihrem Gottvater errichtet, und den Schlüssel im Kuttensack vergraben? Stehen nicht vor allen Türen, die zum Himmel führen, der Papst und seine Schlüsselträger, spreizen sich und sagen: Mein Freund, du kannst nimmer hineinkommen, ohne daß wir das Tor dir aufschließen? Das ist die schauderhafte, satanische Lüge, daß sie den Schmachtenden den Born der Wahrheit wissentlich versperrten und verstopften und den reinen, hellen, lauteren Quell mit dem Schmutz ihrer Erdichtungen flach, faul und trübe machten. Wo ist die Wahrheit nicht? Nicht in den prunkenden Domen, wo sie die toten Messen plärren, nicht hinter Klostermauern und Kreuzgängen, wo sie die toten Werke tun, nicht in den zahllosen Anstalten zur Heiligung, die kaum einen geheiligt haben . . ."

„Hol mal Atem, Nomme!" Vom Alkoven her klang eine rauhe Stimme. „Nicht in den großen Tempeln und hohen Kirchen, aber doch in der Fedder-Heikens-Kapelle wird die Wahrheit sein, wenn unser Vikar darin predigt . . . das lassen wir uns nicht nehmen."

Der Weber nickte ihr zu und fuhr fort: „Ja, sie, die Weisheit, die im Anfange war, hat sich in den Winkeln versteckt, aber sie lebt und wirkt im Verborgenen. Aus dem Munde des Gottessohnes strömte die göttliche Wahrheit, wie ein kristallener Lauterbach aus dem Berge der Seligkeiten. Je näher ein Quell seinem Born, desto klarer ist sein Wasser. Doch

wie ein Strom, je weiter er von seinem Ausgange geflossen ist, um so trüber und schlammiger wird, also ist es auch der apostolischen Wahrheit ergangen . . . sie ist von der Menschen Torheit und Lüge verseicht, verschlammt, verseucht und verderbt worden. Daher verachten und verwerfen wir alle Menschensatzungen, die Vigilien und das Weihwasser und die Fasten und ganz und gar das Fegfeuer . . ."

Paulinus saß in halb aufrechter Stellung und rief: „Wenn du es weißt, so sage uns, was und wo die Wahrheit ist!"

Jap duckte den Kopf und ließ von unten die lauernden Augen nach allen Seiten laufen.

Der Weber, der statt des wieselhaft erregbaren Wesens eine feste, klare Ruhe zeigte, erzählte wie ein Wundermärchen den lauschenden Zuhörern: „Es war einmal ein Mann, welcher Peter hieß und vor mehr als hundert Jahren in Südgallien lebte. Dieser Petrus ist der zweite Fels, auf den Gott seine Kirche neu gegründet hat. Er war ein Kaufmann, reicher als der Ratsherr von Rungholt, aber sein Herz hing nicht an den Schätzen der Erde. Das elende Handelsgetriebe, das immer mit dem Ärmel die Lüge streift, war seinem keuschen, zarten Sinn zuwider und wurde eine schwere Kette, die den Aufflug seiner Seele hemmte. Als er den besten seiner Freunde plötzlich tot zur Erde stürzen sah, ward er erschüttert und entsagte der Welt. Petrus ließ für großes Geld die Evangelien, welche der lautere, mit lateinischen Siegeln verschlossene Born der Wahrheit sind, in des Volkes Sprache übersetzen und zog als ein neuer Apostel durch das Land, den köstlichen Schatz umsonst verkaufend. Trotz tödlicher Bedräuung, trotz des Papstes Bann verkündete er seine neue und doch uralte Lehre. Und dieser Mann, welcher Gold und Silber die Fülle hatte, ward ein Armer und verteilte all sein Gut unter die Armen. Seine Schüler aber, von denen ich der geringste bin, die armen Leute von Lyon sind ausgegangen in alle Welt . . ."

Paulinus stand in voller Höhe aufrecht und sprach verzückt: „Dieser Petrus, der seine Habe den Armen gab, war gewißlich von Gott gesandt."

Nach dem Zeugnis ging eine Bewegung durch die Reihen der Zuhörer, und über Nomme kam der Geist.

„O, die grausige, todbringende Irrung der Menschen und Lüge der Pfaffen, daß wir unsere Sünden tilgen und Gott gnädig machen sollen! Diese Lehre ist nichts als ein zerstampfender Fußtritt des Ewigen, unter dem ich mich wie ein getretener Molch gewunden und gekrümmt habe. Wahrlich, ich sage Euch: Gott ist und war und bleibt die Barmherzigkeit und die Liebe! Das ist die eine, alleinige und ewige Wahrheit, und es gehören nur die zwei Hände, Demut und Mut, dazu, um sie zu ergreifen und zu erringen.

„Wer Ohren hat zu hören, der fasse es! Wenn ich schwach bin, bin ich stark, wenn ich in Armut liege, bin ich reich. Nichts haben wir, nicht Frömmigkeit noch gute Werke, und darin haben wir alles, nämlich eine feste Burg des Herzens, Gewißheit der Gnade und großen Frieden. Aber das erheischet auch einen hohen und heldenhaften Mut. Wähnet nicht, daß der Glaube ein schlechtes Meinen, ein kleines und leichtes Ding sei! Nein, solches zu glauben, ist eine große und tapfere Tat, von wenigen ausgerichtet, die nicht vor Blutbann und Scheiter erschrecken."

Auf alle, die in Maikes Hütte versammelt waren, fiel der Pfingstgeist.

Paulinus streckte die Hände aus. „Heute haben wir Gott gesehen, wie er wahrhaftig ist — eitel Güte und Geduld, Licht und Liebe! Was ich schon aus unehrlichem Munde vernahm, hat dieser bezeugt und bestätigt und mein Herz fest gemacht. Wer zu Gott kommt, den wird er nicht hinausstoßen."

Die armen Wattenfischer, Strandläufer und Tagelöhner kamen zum Gott der Gnade, und die kaum Brot zu essen hatten, waren reicher als die Reichen von Rungholt geworden.

Der Vikar fragte: „Ist mir nicht, als hätte ich eine neue Taufe empfangen? Wie nennt ihr euch, die ihr die Wahrheit habt?"

„Wir werden die Leute von Lyon oder nach jenem Petrus Waldus, dem Anfänger unserer Verkündigung, auch die Waldenser genannt. Um des Namens willen werden wir verfolgt und sind allzeit wie die Sterbenden . . .“

Der junge Priester brach in die überschwänglichen Worte aus: „Welcher Leib wird sich nicht willig dafür töten lassen, wenn seine Seele diese Wahrheit und diesen Frieden hat!“

Nommes Sprache wurde leise. „Wir haben einen Schatz des Himmels anvertraut erhalten und den Auftrag, nicht den Tod und das Martyrium zu suchen, sondern ins Verborgene zu gehen und im Stillen zu wirken. Darum heißen wir uns mit unserm Geheimnamen die Winkler. Was aber jetzt im Winkel geraunt wird, das wird dereinst von allen Dächern gepredigt werden.“

In der Inbrunst seines Herzens ging Paulinus hin und gab dem Weber und Maike und allen im Hause, auch dem Schiffer Jap, den Bruderkuß.

Jedoch der Mund des einen war verkniffen und kalt wie Judas, des Verräters.

Nomme bat zum Schlusse, daß jeder, der einen besonderen Kummer habe oder besseres Verständnis suche, zu ihm herantreten möge.

Die Fischer sind ein wißbegieriges Völklein. Sie und ihre Frauen stellten viele kluge und einfältige Fragen, je nach den Umständen und der Gabe, die dem einzelnen geworden. Der Winkler aber wußte stets die Antwort, und alle gingen getröstet von dannen.

Als letzter näherte sich Jap mit unsicherem Blick, reinigte durch Räuspern die Kehle und verhörte sich mit einem höflichen Verlaub, ob jener Kaufmann, der sein Geld unter die Armen verteile, noch lebe und in welcher Stadt.

Als ihm die Auskunft wurde, daß derselbe vor mehr als hundert Jahren gestorben sei, nickte er sehr verdrießlich und ging enttäuscht nach Rungholt.

Der Türmer des Doms schlug zwölf Schläge, und die Menschen schliefen.

Von dieser Mitternachtsstunde an war Paulinus ein neuer Mensch, ein starker und mutiger Mann Gottes, der nicht mehr einzelne Strahlen, sondern die Sonne der Wahrheit sah.

Als er in der Frühe vom Domherrn zur Morgensprach gerufen wurde, lag noch ein Glanz der Verklärung auf seinem Gesicht.

Der kleine Theodorus begrüßte ihn mit der barschen Frage: „Seid Ihr zur Nacht im Hause einer Person gewesen, die Mieke oder Maike heißt?"

„Ja!" Die zwei Buchstaben enthielten das freudige Bekenntnis eines Bekenners, der seine Überzeugung vertritt.

Ins Schiefe und Mürrische verzog sich des Domherrn breiter Mund. „Mir ist hinterbracht worden, daß Ihr an fünfzig Mark, das Doppelte Eures Jahrlohns, im Dünendorfe verteilt habt . . . woher habt Ihr das viele Geld?"

„Das darf ich nicht sagen."

Theodorus reckte sich kerzengerade und reichte bis an die Schultern des Vikars. „Ihr sollt mir Rechenschaft ablegen, ob es auf redliche Weise erworben!"

Paulinus antwortete ruhig, als wäre er des Bischofs Offizial: „Ich will und muß die Auskunft verweigern, dieweil der Wohltäter nicht genannt sein will und Gott einen geheimen Geber lieb hat."

Theodorus Albus kehrte den Rücken und nagte die Lippe, von dem einfältigen Schriftwort auch heute aus dem Felde geschlagen.

Paulinus Herz war fest in Demut und groß an Mut, wie eines Helden, der zum Kampfe und, wenn es sein muß, zum Sterben bereit ist.

Aber die geistlichen und weltlichen Herren von Rungholt hatten fortan ein arges und waches Auge auf ihn gerichtet und sandten Späher, um seine Schritte und Worte zu belauern.

Zwölfter Abschnitt.

Der schwarze Tod und das große Tedeum.

Die Rungholter, die eine scharfe Jurisdiktion hatten und in ihrem blanken Gesetzesspiegel an anderen jede Sünde und Schandtat, jedwede Tugendtrübung und auch das kleinste Splitterlein sofort erkannten, hatten in dem letzten Sommer des 13. Jahrhunderts keine Zeit noch Muße gefunden, um strenges Gericht zu halten, und manche Übertretung ungeahndet gelassen. Auch den jungen unbotmäßigen Vikar, den sie mit des Dohnenfängers Augen verfolgten und verstricken wollten, ließen sie vorderhand ungeschoren.

Was zähmte ihren Zorn und verzögerte ihre Gerichte? Im hellen und heißen, von stetem Sonnenschein durchleuchteten Hochsommer erging über den ganzen Nord- und Südstrand ein furchtbares Gottesgericht, und der Staupbesen des Höchsten, welcher eine vierfach gebundene Rute war, schlug immer heftiger drein.

Vom Dreifaltigkeitssonntage bis zum 13. post Trinitatis fiel in dem Meer- und Regenlande kein Tropfen. Grell glühte das Taglicht und sandte seine Feuerstrahlen wie Brandpfeile herab, welche die Fluren verbrannten. An der Kimmung, die gleich einem dampfenden Riesenkessel in Dünsten wallte, erschien kein Wölkchen, und mitten im Sommer war kein Reifen, sondern Herbstwelken.

Weite Kornäcker schienen vom Kahlhiebe eines Hagelschlages gefällt zu sein, ihre spärlichen Halme lagen gelb und geknickt auf der steinharten, in Rissen aufgeplatzten Erde, und angefressen und abgenagt waren die kümmerlichen Ähren. Hin und her huschten die Mäuse und hatten Eile, das wenige, das gewachsen war, in ihre Scheuern einzusammeln.

Auf den versengten Weidegründen gingen die hageren Rosse und die hungernden Rinder und leckten den nackten Boden, standen an den seichten Gräben und schlürften das

schlammige Wasser, um die leeren Eingeweide zu füllen. Oft hoben sie die Köpfe und brüllten dumpf zum Himmel empor. Das war das Seufzen der Kreatur, welches ungehört verhallte.

Mit der vernunftlosen Schöpfung seufzten die Menschen, die bänglich der bösen Winterzeit entgegensahen. Schon jetzt war allerwegen Teuerung, und die Marschbauern schlachteten ihr abgemagertes Vieh, schlachteten auf Haut und Knochen, welches sonst bei ihnen als ein Armutszeichen und darum als eine Schande galt.

Die armen Leute im Dünendorfe aber ließ der Herrgott nicht verschmachten. Ein Fischreichtum war in den Gewässern, als seien alle Rochen, Schollen und Schellfische ins Wattenmeer gewandert. Freilich Roggen- oder Kaffbrot kam tagelang nicht auf Tedjes Tisch, jedoch nahrhaftes Fastenfleisch in Fülle und Sonntags zuweilen geschmorte Streuaustern, die sich von ihrer Bank verirrt hatten und in der Pfanne des armen Mannes das Ende ihrer Irrfahrt fanden.

Viel Geseufz und Furcht der kommenden Tage war auf dem ganzen Strande. Der Ratsherr und die Kornkaufleute und die Kirchherren, die einen vollen Dezemspeicher hatten, stimmten mitleidig mit ein in die allgemeine Klage und lamentierten laut. Wenn sie aber allein in ihren Schreib- und Studierstuben saßen, war kein leidvoller Zug um ihre Lippen, sondern sie hatten glatte, satt zufriedene Gesichter.

Heikens und der Domherr hielten eine Beratung und wurden um der Teuerung willen von einem großen Erbarmen ergriffen und redeten hin und her und rieben sich die Hände. Mit einem kräftigen Handschlag beschlossen sie endlich, ihre Speicher zu öffnen und die Tonne Roggen um sechs Mark zu verkaufen.

Einige, welche kamen und kauften und den schmalen Sack zuschnürten, murrten, daß die Preise fünfmal so hoch als im Vorjahre seien, und gebrauchten auf der Straße das Scheltwort „Kornwucherer“.

Doch jene beiden waren der Meinung, daß sie die Wohltäter der kornarmen Stadt seien.

Längst war Erntezeit und allüberall keine Ernte. Nur die Mäuse hatten eingeheimst und sahen sorgenlos dem Winter entgegen.

Von der Not gelehrig und klug gemacht, gingen die Bauern mit der Schaufel auf ihr Feld hinaus und ernteten nicht auf, sondern unter der Erde. Sie gruben nämlich die Gänge und Schächte, welche die Vorratskammern der Nagetiere waren, aus, und es hat mancher auf diese Weise von seinem Acker an fünfzehn Scheffel Bohnen gewonnen.

Die Kleinkrämer und Zunftmeister der Stadt aber durften nicht einmal den Mäusen die Beute abjagen und mußten um Wucherpreis Mehl kaufen. Eine herzbeklemmende und schreckbare Ahnung befiel die Menschen. In alle Kirchen liefen sie und lagen vor den Altären, sagten stundenlange Gebete her und taten heilige Gelübde.

Graugekleidete Männer gingen in der Dämmerung durch die Gassen und Gruben und in die engen Häuser hinein und grüßten: „Gelobt sei Jesus Christus! Merket Ihr nicht, daß das Ende der Welt, die in dreizehn Jahrhunderten greisenalt geworden, vorhanden ist?"

„Ja, die Teuerung wird uns töten", klagten die Frauen.

„Um einer Handvoll Leute willen wird der Untergang aufgehalten ... wollt Ihr dazu gehören und gerettet werden?"

„Habt Ihr denn billiges Brot?" fragten jene vorsichtig.

„Ja, wir haben das Brot des Lebens . . . wer davon isset, wird nimmermehr sterben."

„Womit sollen wir es kaufen oder erarbeiten?"

„Ihr werdet es umsonst kaufen durch den Glauben an die Gnade Gottes und dann erarbeiten nach der Tagsatzung: Was du dir selber nicht getan haben willst, das sollst du keinem anderen tun, und welches du von einem begehrst, mußt du ihm zuvor erweisen."

Die Graugekleideten wurden bald auf die Bank genötigt und das geistliche Gespräch begann.

Nomme und die Winkler fanden offene Herzen und gewannen viele Freunde. Gottes Saat geht in Dürre, Not und Teuerung am besten auf.

Am dreizehnten post Trinitatis stand der Domherr auf der Kanzel und hielt eine packende Predigt, die zur gellenden Bußposaune wurde. Unter Tränenwasser setzte er die Kirche.

Da verdunkelte sich plötzlich das Gotteshaus, eine blauschwarze Wolke ballte sich über der Stadt. Das knatternde Gewitter brach los, und feurige Blitze zuckten nieder. Bald goß es in Strömen und schlug gegen die bemalten Scheiben. Das Klatschen aber war den Kirchgängern wie Hohnlachen des Himmels, und sie schüttelten den Kopf: Zu spät, zu spät! Als die Hundstage zu Ende gingen und kein Halm mehr wuchs, fiel der mondelang erflehte Regen.

Der Herrgott aber sah nieder auf den Südstrand und nahm seine letzte und furchtbarste Rute zur Hand.

Aus dem Dorfe Ackenbüll, das eine Stunde von Rungholt lag, waren Taglöhner, die keinen Verdienst fanden, nach dem festen Wall gegangen und hatten in dem Dorfe St. Annen Erntearbeit bekommen. Auf dem Festlande waren strichweise Gewitterregen niedergegangen und starkes Korn gewachsen.

Zusammen mit anderen Leuten aus Holstein schnitten die Tagelöhner das Bohnenfeld, setzten um Mittag sich hin und verzehrten, nachdem sie den mitgenommenen Breigrapen aus der Heukiste genommen, mit Hunger das Grützgericht, das sich gar gekocht und heiß gehalten hatte.

Plötzlich entfiel einem umstreifenden Gardebruder, der gestern sich verdungen hatte, der Breilöffel. Er warf sich schreiend auf den Rücken und wälzte sich vor Schmerzen.

Alle schleuderten den Löffel mit dem letzten Bissen von sich und glaubten erschrocken, daß die Grütze durch einen Zufall vergiftet worden ist. Sie huben den schwerkranken Men-

schen empor und trugen ihn nach der Hofscheune. Unterwegs fing er an zu rasen. Gläsern glotzten die Augen in dem blau angelaufenen Gesicht, und Schaum gischte aus seinem Munde.

Der Kapuziner, der aus dem St. Annenkloster geholt wurde, fand auf dem Strohlager einen Toten. Mit den Händen Nase und Mund zuhaltend, sprang der Mönch aus der Scheune, verlor den einen Schuh und ließ ihn fahren und schrie über den Hof: „Die pe—sti—len—ti—a, die Pest ist ausgebrochen!"

Jene Ackenbüller nahmen flugs ihr Bündel und liefen sechs Meilen in einem Lauf, kamen blaß und verstört nach ihrem Dorfe und schwiegen vor den Leuten und sagten in der Nacht ihren Frauen, daß sie den schwarzen Tod von Angesicht gesehen hätten.

Am Morgen hatten beide ein Siedefieber im Blut, Schwindel im Kopfe und beißenden Krampf in allen Eingeweiden. Am Nachmittage bedeckte sich ihr Leib mit schwärzlichen Beulen. Am Abend, als die Aveglocke läutete, verschieden die kräftigen Männer nach einem gräßlichen Todeskampfe.

In Ackenbüll wütete die Seuche aller Seuchen, und wie Fliegengeschmeiß des Spätherbstes stürzten die Menschen.

Am 15. post Trinitatis hatte Theodorus Rufus das Hochamt gehalten. Als er in die Sakristei trat, stand der Ratmann Peters hinter der Tür und raunte ihm etwas ins Ohr. Aus dem nahen Dorfe war ein Grauengerücht durch die Luft geflogen. Das rote, gesunde Gesicht des Priesters wurde grau wie Lehm.

Auf Fledermausflügeln schwirrte der unheimliche Totenvogel weiter. Die Leute in Rungholt rannten hin und her, und die meisten strebten dem Markte zu.

Theodorus Rufus aber eilte ins Domherrenhaus und schrie: „Vae nobis! Mors magna, mors maxima! Der schwarze Tod ist auf dem Strande! Herr Vetter, Herr Vetter, wie retten wir uns und die Stadt?"

Der weiße Theodorus hatte eine gelähmte Zunge.

Auf dem Markte wogte die Menge, als wäre ein Aufruhr ausgebrochen, und schrie zu den Fenstern des Tinghauses empor: „Hier steht die Allgemeinheit des Volkes! Nun soll der Rat raten und helfen, daß wir nicht in der Mannseuche verderben. Ratsherr! Heraus, heraus! Und die Tore gesperrt!"

Heikens sandte den Läufer aus. Um der Not willen wurde der Sabbat gebrochen. Am Sonntage, was sie sonst um keinen Preis getan hätten, versammelten sich alle Ratsverwandten im Tingsaale.

Wortarm und geduckt hockten die hohen Herren um den Eichentisch!

„Hepp, Hepp! Die Juden raus!" erscholl von unten ein Volksgebrüll.

Ängstlich horchte der Priester Theodorus nach den Fenstern und begehrte das Wort. „Ihr weisen Konsules und ehrsamen Ratmänner! Das laut rufende Volk befürchtet, daß die Juden, deren 300 in dieser Christenstadt sind, uns die Brunnen vergiften werden. Sind nicht die Moabiter gebannt und Jehovah geopfert worden? Ich glaube, daß der Höchste an einem Sühnopfer kein Mißfallen hat, und halte dafür, daß wir dieses halsstarrige Geschlecht, das unsern Heiland gekreuzigt hat, der Volksjustiz überlassen."

Schnell hüpfte der kleine Theodorus von seinem Sitze und streckte wagerecht die Hand aus — durch welche Bewegung er sogleich den Redner auf den Stuhl niederdrückte. „Mit nichten und noch einmal mit nichten! Der Herr hat nicht Wohlgefallen an Pöbelaufruhr, Gassenmord und Blutvergießen, sondern an einem ordentlichen und ehrbaren Wesen. Ich weiß, daß die Juden in Übermut sich spreizen und allen ein Ärgernis geworden sind. Daher mache und stelle ich zur Abstimmung die Proposition: Wir müssen die Kinder Israel verziehen lassen, ihnen aber zwei Tage, wohlgemerkt zweimal vierundzwanzig Stunden, Frist geben, ihr Haus und Grund und Eigen

zu verkaufen, so daß sie ungekränkt und ungeschädigt Rungholt verlassen."

Der Vorschlag wurde von allen als ein kluger erkannt und zum Beschluß erhoben.

Fedder Heikens räusperte sich zu seiner Rede. „Die mors magna ist im Lande . . . dicht vor der Toren unserer Stadt steht der Feind aller Feinde, der schwarze Tod. Jedweder hat die göttliche Verpflichtung, sein eigenes Leben zu erhalten. Darum müssen wir wider die grimmige Pestilenz, die des Kindleins an der Mutterbrust nicht verschont, die ganze Bürgerwehr entbieten und alle Wälle und Türme besetzen. Kein Mensch noch Tier noch Mäuslein darf in die Stadt hinein. Es gilt das Leben des uns anvertrauten Volks! Wohlan, die Türme besetzt und die Tore gesperrt, damit der Würgengel uns nicht überkomme!"

Auch diese Eilsache wurde beschlossen und sogleich ausgeführt.

Alle Tore waren geschlossen, und auf den Wällen gingen die Wachen bei Tag und Nacht. Damit in der Dunkelheit nichts Lebendes hindurchschlüpfe, entzündeten sie in kurzen Abständen Leuchtfeuer und gossen Essig in die Flammen, um auch durch die Luft eine Dunstmauer wider die Pestilenz zu ziehen. Wer dennoch die Torsperre bräche, sollte sterben.

Die Reichen der Stadt, die den guten Gott und den bösen Tod fürchteten, hatten sehr nachdenkliche Gesichter und sehr mildtätige Hände in diesen Tagen.

Auch gab der Stadtmedikus ein Gutachten dahin ab: Die Gefahr sei um so größer, dieweil der Pestwurm in schlecht genährten corporibus am besten ausgebrütet werde.

O Wunder der Vorsehung! Da fiel der Roggenpreis mit einem Schlage auf die Hälfte herab, von sechs auf drei Mark die Tonne.

Die Kornhändler aber klagten jedem Käufer, daß sie umsonst gearbeitet hätten und mit Verlust verkaufen müßten. —

Keine blutige Judenhatz und keine brennenden Scheiterhaufen haben die frommen Rungholter veranstaltet, sondern ein sanftes Edikt erlassen: Die Kinder Israel müßten in Gottes Namen verziehen, doch seien ihnen zwei volle Tage und Nächte gegeben, um ihre Habe preiswert zu veräußern. Wer aber durch die Taufe in die Kirche Christi sich aufnehmen lasse, sei eo ipso ein Bürger geworden und möge bleiben.

Die Juden erhoben ein Wehgeschrei in ihrer Gasse, und die Weiber und Kinder heulten laut. Nicht hatte das heimatlose Völkchen die stolze Stadt und die feuchte Marsch so lieb — aber sie mußten ihre Häuser, ihre guten Pfandbriefe und ihre schlechte Trödlerware in zwei Tagen verschleudern.

Die Kauf- und Ratsherren, die sich bei der Versteigerung nicht überboten, brachten die Grundstücke der Judengasse um ein spottbilliges Geld in ihre Hand.

Obgleich die Kinder Israel weinend auszogen und langbärtige Männer wie Memmen wimmerten, blieben alle — bis auf einen einzigen — dem Glauben ihrer Väter treu und widerstanden der Taufversuchung.

Ein rätselhaftes Volk, auserwählt und doch verworfen, ein Geschlecht, sonst feige und doch tapfer standhaft in dem einen Stück!

Derartiges dachte der Vikar Paulinus, welcher ihrem Auszuge mitleidig zusah, und wie sie gekrümmt ihr Bündlein trugen und auf Karren ihre Kindlein schoben. Als er sich betrübt abwandte, lief der Jude Zacharias, der das gelbe Abzeichen nicht mehr trug, über den Markt. Die Augen rollten ihm im Kopfe, wie von einem losgesprungenen Rade, das in seinem Gehirne kreiste, und er riß sich in Strähnen die Haupt- und Barthaare aus.

Heiser und gellend war seine Stimme: „Ich bin getauft . . . haha . . . und bleibe in Rungholt und ewiglich im Höllenfeuer der Gehenna. O weh, o weh, das Gift der Geldgier verbrennt mir die Eingeweide."

Eine furchtbare Reue wegen seines Übertrittes und Verrates hatte ihn gepackt und den Verstand ihm genommen. Er stürzte die Judengasse hinunter und in sein Haus, das er von innen verrammelte.

Paulinus, im Drange zu helfen, eilte dem Unglücklichen nach. Bald schlug dicker, schwärzlicher Rauch aus den Fenstern. Vergebens donnerte der Vikar gegen die verschlossene Tür und vermochte sie nicht zu sprengen. Die Feuerglocke des Turmes läutete. Mit Haken und Brandeimern rannten die Bürger herbei.

Schon leckten die roten Flammen aus dem Unterstocke empor, und in einem Fenster des Oberstockes stand Zacharias und schrie: „Priester, du lügst, du lügst! Ich bin nicht getauft und will als Jude sterben und dem Adonai Schaddai als Sühn- und Brandopfer mich darbringen."

Unter ihm brach die Decke, und er versank in der Glut. Die Männer stießen mit ihren Stoßhaken das Fachwerk ein, damit das Feuer sich nicht ausbreite, und begruben den tollen Juden unter seinem Gemäuer.

Paulinus ging erschüttert hinweg und gedachte in der Totenmesse der Seele des armen Zacharias.

Das gemeine Volk von Rungholt, dem das begehrte Schauspiel einer Judenhetze entgangen war, wollte ein Opfer für seine Wut und zerstörte den Judenkirchhof. Alle Steine wurden umgestürzt, die Grabhügel geebnet und die Stätte geschändet.

Nach diesem Werk zog ein Haufe, von einem abergläubischen Schneider geführt, vor das Tinghaus und brüllte: „Die Totengräber werden, um mit Leichengebühren sich den Sack zu füllen, Pestsamen streuen, aus dem der schwarze Tod geil aufschießt und ein ungeheures Sterben entsteht."

Um den Pöbel zu stillen, mußte der Rat neue Totengräber aus den Zünften bestellen, die alle Woche wechselten und das häßliche Amt als ein Ehrenamt bekleideten.

Wer von außen an die Tore kam, erhielt als groben Gruß eine ausgestreckte Hellebardenspitze. Aber, nachdem die Wächter einen tüchtigen Schluck aus dem Essigschlauche genommen hatten, fragten sie neugierig, wie man in der Außenwelt lebe und stürbe. So erfuhr die abgesperrte Stadt jede gruselige Mär von der mors magna.

Aus der Mongolei, allwo sie 13 Millionen Menschen hinweggerafft habe, sei die Pest gekommen. In Lübecke sollten am Tage Laurentii 1700 Leute verstorben sein. Jetzo wüte auf dem Nord- und Südstrande die Plage in allen Dörfern. Der Bruder verlasse den Bruder, die Gattin den Gatten, und selbst Mütter flöhen von ihren sterbenden Kindern. Um Gottes Zorn zu wenden und dem Würgengel zu wehren, zögen Flagellanten, denen eine blutrote Fahne vorgetragen würde, und die eine Geißel mit eisernen Stacheln in der Hand hielten, womit sie den nackten Leib sich schlügen, durch das Land.

Auch in die stille Zelle des Paulinus drang erschreckliche Kunde, die sein Herz erregte. Aus tiefem Grübeln fuhr er empor und faßte einen Entschluß. Wollte er ein Flagellant und Bußprediger der Zeit werden? Nein, bescheiden ging er zum Domherrn und erbat einen Urlaub, um hinauszugehen und den vielen Sterbenden Trost und Sakrament zu spenden, denn das elende Volk sei nicht nur in Pest-, sondern auch in Priesternöten.

Theodorus Albus war erst sprachlos und kreischte dann: „Nun sehe ich, daß Eure Frommheit Frechheit geworden. Wir mühen uns durch alle mögliche Vorsicht und durch viele Gebete, die Stadt vor dem Unglück zu bewahren — und Ihr wollt den schwarzen Tod uns holen."

„Sind nicht die Siechen, die hilflos sterben, meine Nächsten?" fragte der Vikar.

Nach diesem Samariterwort vergaß der Domherr seine Temperantia. „In Pestzeiten ist jede Stadt sich selbst am nächsten . . . ich verbiete Euch, Eure Schwalwohnung zu verlassen."

Der Vikar war in Klausur getan und gehorchte.

Gesperrt und gesichert lag Rungholt, die reiche Handelsstadt, hinter ihren Mauern und Toren. Die Salbader und Medici, denen eingeschärft war, auf jeden Kranken Obacht zu geben, entdeckten nichts Verdächtiges. Bis in den Spätherbst hinein war kein Fall der mors magna vorgekommen. Daher wurden die Altäre weniger belaufen, und Maria, die Himmelskönigin, mit immer kleineren Weih- und Wachskerzen bestürmt.

Auch die Kornpreise fingen wieder mählich an zu steigen.

Aber die Winkler fuhren fort, in die Hütten zu gehen und ihr Gut zu verhandeln, und einige nahmen den Schatz, den die armen Leute von Lyon verschenkten. — — — —

Aus den Niederlanden und durch die Nordsee kreuzte ein schwerbeladener Kauffahrer, der zu zwei Drittel Parten dem Ratmann Peters in Rungholt gehörte. In der ersten Morgenfrühe, als des Tages Grauschimmer über die aufdämmernden Gewässer ging, saß der Schiffsjunge im Mastkorbe und schrie plötzlich zum Steuermann hinab: „Ohoi! Ein Schiff in Sicht . . . sehr hoch geht es auf dem Kiele und will mir nicht geheuer dünken . . . ich fürchte, er ist es!"

„Wer? Und welche Flagge führt's?"

„Der Holländer Krüz und Beleger", rief Meinert, der Schiffsjunge, durch die zusammengebogenen Hände.

Schiffsführer und alle Mann sprangen aus ihren Kojen und fluchten auf den Seeräuber und hißten alle Lappen.

Die aufsteigende Sonne beleuchtete das Meer. Der Junge, der im Ausluge sich die Augen aus dem Kopfe guckte, sah jetzt deutlich und schrie sogleich: „Er ist es! In der Flagge stehen Rad und Galgen."

Das unbeladene Schiff kam näher und schnitt kreuzend ihnen den Weg ab.

„Teufel, Teufel!" machte der Kapitanus, mit dem Gaumen glucksend, und wurde kopflos in der Gefahr.

Der Herr der Fortuna zeigte in Übermut und der Beute gewiß sein Banner. Auf dem Achterdecke stand er und redete zu seinen Mannen, deren zweihundert ihm folgten; es waren aber viele Gesichter darunter, denen er nicht vertraute. Darum war seine Sprache scharf.

„Die guten Rungholter, denen ich mit Inbrunst als Lotse diene und bei schwerer Ladung Leichterdienste tue, sind brave Leute, die sich auf dem Hinterdeck zusammentreiben lassen. Keiner raufe ihnen ein Haar! Ich will durchaus kein Blutvergießen dulden, und wer meinen Befehlen nicht gehorcht, kommt vor mein Gericht. Seht Ihr das Tau der Rahe dort? Es läßt mit einer Schleife sich zur Schlinge machen. Und nun die Enterhaken in die Faust!"

Aneinander hingen die Schiffe, Reling an Reling. Einige Matrosen des Hollandfahrers griffen zu den Bootshaken, um Widerstand zu leisten. Wo war der Schiffsherr? Und wo der Steuermann? Sie waren in feigem Entsetzen in den Schiffsraum geflohen und verrammelten die Lukentür.

Meinert, der mutige Knirps, ergriff ein langstieliges Beil und begann, als der besonnenste von allen, die Entertaue zu kappen.

Kurt aber setzte mit einem Satze über die Reling und den Knaben hinweg, nahm ihn von hinten mitsamt seiner Axt in die fest schnürenden Arme und trug ihn lachend auf die Fortuna hinüber. „Haha, fein still, mein Söhnchen! Du tapferer David! Was? Meinert . . . mein lieber Meinert! Gott zum Gruß!"

„Was hat Gott mit dir und du mit Gott zu schaffen?" Vorwurfsvolle Kindesaugen sahen strafend empor.

Kurt kehrte den Blick hinweg: „Du Kleinling! Denke lieber daran, daß du mit mir zu schaffen hast!"

„Ich bin ein Kind Gottes," antwortete Meinert, „du kannst mit mir nur machen, was Er will."

Der Räuber lachte gezwungen. „Haha, zu einem Gotteskinde kann ich dich nicht machen, wohl aber zu einem

schmucken Kammerknecht, der meiner Königin aufwarten und ihr die Kerze vor- und die Schleppe nachtragen soll."

Das unvermutete Wiedersehen und das Gespräch mit Meinert hatte den Hauptmann aufgehalten. Als er auf das gekaperte Schiff zurückkehrte, hatte sich die Mannschaft ergeben, und seine Leute plünderten schon. Unter Deck steigend, sah er durch die zerschlagene Tür der Kapitänskajüte — das Blut des Seeräubers stockte und erstarrte. Über zwei toten Leibern, die in ihrem Blute schwammen, standen Marcellus und der lange Peter, und das Messer des Lottermönchs sägte dem Toten den Finger ab, um den blitzenden Siegelring zu rauben.

Kurt wurde wutblaß und schlug mit je einer Faust die Missetäter nieder. „Ihr habt meuchlings gemordet."

„Sie setzten sich zur Wehr", schnappte der Mönch.

„Wo sind ihre Waffen? Ihr Lügner und Leichenschänder!" Er befahl, die beiden mit Tauen zu verstricken und auf die Fortuna hinüberzuwerfen.

Vor der Blutlache graute dem Waghalsigen, der ein Segeltuch über die Leichen warf und mit schmalen Lippen Weisung gab, den Hollandfahrer zu löschen. Das erleichterte Schiff, das seiner Mannschaft und seinem Steuer überlassen wurde, strebte mit allen Segeln Rungholt zu.

Kurt stand zu Häupten der Gebundenen und hielt ein blankes Schwert. Gern hätte er die Rahe zum Galgen gemacht. Aber seine Augen begegneten manchem trotzig tückischen Blick, und ihn beschlich zum erstenmal ein unsicheres Zaudern, ja eine Ahnung von Aufruhr und Gewalttat. Darum sprach er verächtlich: „Ihr seid zu schlecht für meine Rahe . . . geht hin und sucht Euch einen andern Galgen!"

Die Gebundenen wurden gelöst und in ein Beiboot gesetzt. Man reichte ihnen zwei Ruder, eine Schöpfschaufel, ein Tönnchen mit Wasser und überließ sie ihrem Schicksal und den Wellen. Marcellus und der lange Peter trachteten, die nächstliegende Festlandsküste zu erreichen.

Trotz der großen Beute, trotz des süßen Wiedersehens, das seiner wartete, hatte Kurt einen widrigen Tag. Der sich ein König der Westsee gedünkt hatte, schritt das Deck auf und nieder mit dröhnendem Schritt — ein mürrischer und dünkelloser Mann, der in den Stoppelbart brummte: „Die Bande soll nicht mein Herr werden!" Ihm schwante, daß das Böse ein steil abschüssiger Plan ist, und daß die Schlechtesten immer die Schlechten mit sich nach unten reißen und schließlich die Herren bleiben.

Auf der Luke hockte Meinert, und seine unschuldigen Augen folgten unverwandt und vorwurfsvoll dem hart Ausschreitenden.

Der Wanderer, der es bemerkte, polterte: „Bursche, was glotzest du mich an, als wie ein fliegenfressender Frosch?"

„Ruhelos ist die Schuld . . . das sehe ich, Kurt Widerich."

„Meinert, du wirst den Mund halten, wenn wir Freunde bleiben sollen."

„Ich darf nicht schweigen und muß wie mein Vater die Wahrheit reden. Der Herr sagt: Blut um Blut, Beule um Beule! Du wirst in deinen Sünden und durch das Schwert umkommen."

Kurt zuckte zusammen. „Nun schlage ein Donnerwetter drein! Ich soll von dem Gelbschnäbelein das Gesetz und die Leviten mir lesen lassen?"

Der Knabe sah und zeigte zum Himmel empor, an dem eine grauschwarze Wolke schwamm und näher schwebte. „Rufe nicht das Wetter! Aus diesem Wölklein kann der Himmel einen Blitz entsenden und dich erschlagen. Jählings ergehen die Gerichte der Übeltäter."

Kurt tauschte mit dem Himmel einen mißtrauischen Blick, blinzelte dann mit den Wimpern und begann laut aufzulachen. „Haha, du kluges Bußprädikantlein! Der Schaden, der aus dieser Wolke niederschlägt, wird von einem Eimer Salzwasser

weggespült. Haha, so ist es mit den Überfrommen! Sie machen die Maus zum Elefanten und eine harmlose Wolke von Krickenten zum Gottesgewitter."

Der unermeßliche Zug von Enten schwenkte über das Schiff hin, und der Knabe, der mit Erstaunen das Gewimmel der Grauvögel betrachtete, verstummte.

Zur Nacht ging die Fortuna unter Helgenäs vor Anker.

Isas Gestalt war nicht abgezehrt, aber verblaßt ihr Gesicht, in dem die Augen dunkelrändig lagen.

„Wie lange bleibst du bei mir?" Das war bei jedem Wiedersehen ihre erste Frage.

„Ich muß noch eine kurze Fahrt machen, die bis Allerheiligen oder Advent dauern mag . . . dann gehe ich ins Winterlager und halte Hamsterruhe."

„Um der Mutter Gottes willen nicht bis Advent, mein Geliebter . . . es wäre zu spät."

„Ich lasse dir diesen Knaben als Kammerknecht und Gespielen", tröstete er und hob lachend den Schiffsjungen wie ein Kind empor.

Frau Isa preßte ihren Gatten an sich. „Bis Advent könnte ich sterben . . . vor Allerheiligen komm mir wieder!"

Warum vor Allerheiligen? Warum trug sich das junge Weib mit quälenden Todesgedanken? Kurt ahnte es und küßte sie in jener Sorge, die dennoch beseligt.

Die Speisen, die sie nach den Rezepten des Leckerbüchleins bereitet, hatten ihm trefflich gemundet, und er wiegte sie auf den Knien.

Meinert hockte im Winkel und hielt den Blick auf ihn gerichtet.

Die Kindesaugen aber störten jenem die kurze und glückliche Ruhe, und er sagte unwirsch: „Du Sterngucker, geh' hinaus und seh dir den Mond und die Planeten an und stelle mir die Nativität!"

„Wo sind der Kapitän und der Steuermann geblieben?" antwortete der Knabe, „soll ich danach die Sterne fragen?"

Kurt erbleichte und war verstummt und verstimmt, als der Knabe hinausgegangen.

„Warum muß Meinert in die Kälte hinausgehen?" fragte Isa.

„Ich habe in manches Auge gesehen, aus dem der leibhaftige Satan schielte . . . aber des Knaben Blick vertrag ich nicht . . . auch will ich mit meinem Liebchen kosen."

Sie waren allein im Turmgemache. — —

Kurz war die Ruhe und kein rechtes Glück gewesen. Schon am zweiten Tage segelte die Fortuna.

Auf dem Helgenäser Turme wurden Meinert und Frau Isa gute Freunde.

Schleppend war ihr Gang und schwer ihr Herz. Vertraulich setzte sie sich zum Knaben und schüttete ihre Seele aus. „Ich habe nur das Kruzifix dort an der Wand und komme in keine Kirche und höre keine Messe und schreie oft zur Gottesmutter, daß sie mich tröste."

„Maria und die Heiligen sind halbe und oft schlechte Tröster . . . ich weiß den besten . . . das ist unser Herrgott allein. Mir hat mein Vater nichts als ein geschriebenes Buch als Erbteil mitgegeben. Darf ich daraus laut für mich selber lesen? So fasse ich es besser", fragte der Schelm und holte die Schrift hervor.

Frau Isa hörte stundenlang zu, wenn der kleine Winkler ihr vorlas.

„So spricht der Herr, der dich gemacht und bereitet hat, und der dir beistehet vom Mutterleibe an: Fürchte dich nicht!"

Hier war Tröstung wider die Todesfurcht, die ihren Fersen folgte bei Tag und im Traume. Wenn sie jetzt unter dem Kruzifixe betete, wich die alte Sorge um Leib und Leben.

Aber eine neue und furchtbare um den geliebten Mann, die zur Angst wurde, griff mit Krallen in ihr Herz. „Wohin treibt und steuert mein Kurt?" fragte sie leise und schüchtern den Knaben.

Meinert verschwieg es nicht. „Die Gott- und Gesetzlosen steuern auf allen Wegen ins Verderben."

„Töte mich nicht mit deinem Wort!" bat sie, die Augen bedeckend.

„Nein, Ihr sollt leben . . . und Ihr, Frau Isa, habt Befehl vom Herrn, ihn zu retten und wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen."

In den Tagen, da sie der Mutterangst und Mutterfreude entgegenharrte, betete sie: „Rette ihn als den Ertrinkenden aus wild wütendem Meere, reiße ihn aus der hell brennenden Lohe des Verderbens, die über seinem Haupte zusammenschlägt!"

Der kleine Winkler wurde ihr ein Engel, von Gott gesandt. — — —

Kalte Ostwinde fuhren wie ein scharfer Besen über das Land und fegten die pestschwangere Luft rein. Der schwarze Tod, der schauerliche Würger, hatte auch seine Zeit, lag selbst nun in den letzten Zügen und schlug in seinem Todeskampfe immer schwächer um sich. Das Massensterben hatte aufgehört. Hier und da stürzten einzelne, wie auf der Flucht fallende Spätlinge der Schlacht.

Wieder läuteten die Glocken die Tagzeiten, und alle Gewerke nahmen ihr Gerät zur Hand. Das gemeine Volk erholte sich am schnellsten von seiner Verzagnis, ja die Furcht schlug in Witz und Übermut um, so daß sie sagten: „Kiek! De swarte Düvel kehrt för Rungholt um."

Aber die reiche Stadt am Südstrande traute noch nicht dem Frieden und blieb vorsichtig gesperrt, obgleich kein Pestfall innerhalb der Mauern vorgekommen war.

Am Ursulentage hielt ein Bauernhaufe, der zwei Gefesselte in der Mitte führte, vor dem Stadttore und begehrte Einlaß, welcher jedoch mit Spottgelächter und Speerspitzen verwehrt wurde.

„Macht Euch hinweg und hänget Eure eigenen Diebe . . . wir leihen unsern Galgen nicht aus."

„Wollt Ihr auch nicht den beiden, die wir bringen, im Beichthaus der Diebe und Mörder Herberge geben?"

„Nein, Ihr Lümmel!"

„Sehr wohl . . . so lassen wir die Likendeler laufen."

Nun wurden die Wächter stutzig. „Was? Likendeler habt Ihr?"

„Nur den langen Seeräuber und den Lottermönch, die in einer Scheune schliefen, haben wir eingefangen."

Weil keine dringende, dräuende Gefahr mehr vorlag, wurde das Tor so weit geöffnet, daß die Gefangenen hindurchgeschoben werden konnten. Der eine war ein baumlanger Mensch, und der andere trug eine kleibeschmutzte, bis zu den Knien abgeschnittene Kutte. Kein Finger berührte sie. Man rollte den Igel auf, d. h. man umringte sie mit Hellebarden und schaffte im Triumph die Spitzbuben nach dem Turme.

Hinze lachte unbändig. „Dem Teufel, der dich holen wird, zum Gruß, mein alter Freund Marcellus! Es tut mir weh, daß ich Kurt Widerich nicht umarmen kann."

„Ich bin der lange Peter und meines langen Halses ledig", sagte der zweite Gefangene mit Galgen-Ergebung.

Wächter und Rat wurden zwar enttäuscht; aber großmütig warf man 200 Mark Silber über die Mauer den Bauern zu, die den rechten Räuber nicht gefangen hatten.

Marcellus zerbrach sich umsonst den Kopf, wie er den Tod und Teufel betröge. Kein rettender Einfall kam ihm in der Nacht, und am Morgen grüßte der Kloakarius: „Ihr habt auch ohne Schlaftrunk wohl geruht, Konfrater."

Marcellus fing an, zu Gott zu heulen. Als der ihm nicht aus dem Turme heraushalf, versuchte er sich dem Teufel zu verschreiben, um sein Leben zu verlängern. Aber auch der Pferdefüßige hielt's der Mühe nicht wert — ihm sogar war die Seele des Mönches zu schlecht und zu schmutzig.

Der verschlagene Marcellus wurde am vorletzten Tage seines Lebens schmählich betrogen. Hinze nämlich machte ihm

begreiflich, daß und wie er aus der Schlinge sich retten könne. Flugs verriet jener, daß Widerich mit seiner Bande im Helgenäser Turm Winterquartier machen werde. Schmunzelnd kam Hinze am Morgen und verschnürte ihm die Hände, und der Mönch glaubte, daß er vor den Rat geführt werden solle. Aber es ging nach dem Galgenberge, allwo er neben dem langen Peter aufgeknüpft wurde.

Nachdem der Kloakarius diese vergnügliche Arbeit getan, ging er hin und meldete dem Rat alles, was er wußte, und heimste außer dem klingenden Lohn das Versprechen ein, des kranken Henneke Nachfolger zu werden.

In geheimer Sitzung beschloß der Ratsting, sobald der Winter gekommen sei und das Watteneis trage, das Räubernest im Turme auszunehmen und unschädlich zu machen.

Das Sterben hatte aufgehört. Weit offen standen die gastlichen Tore der Handelsstadt.

Am Sonntage vor Allerheiligen war die Domkirche bis auf den letzten Winkel angefüllt. Ein Dankgottesdienst für die Errettung Rungholts von der Plage, ein großes Tedeum wurde vom Domherrn gehalten. Der kleine Theodorus wuchs heute über sich hinaus und sah in Geistesgröße über die Kanzel.

„Das gemeine Volk hat den Spruch erfunden: Der schwarze Teufel kehrt vor Rungholt um! Und mit Einschränkung liegt eine Wahrheit darin. Satanas hat nichts mit uns zu schaffen, und der Verkläger findet keine Ursach wider uns. Denn wir halten gegen ihn die Waffen unsrer guten Werke und den Schild der Gerechtigkeit, die Gott uns gab. Alle andern Kirchspiele ringsumher wurden von dem Würgengel mit Fäusten geschlagen, an uns aber mußte er vorübergehen, wie der Herr ihm geboten. Gott hat an seiner gottesfürchtigen Stadt ein greifbares Wunder getan, weil auch nicht ein einziger von den Unsern des furchtbaren Todes verstorben ist. Darum rühmen und preisen wir die Hand des Höchsten.

„Unsere Männer haben die Arbeit lieb und treiben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ihren Handel. Unsere Frauen

sind gute Mütter und mildzüngige Nachbarn, sind ihren Männern getreu und gehorsam und tragen den Schmuck jedweder Tugendhaftigkeit. Kein Zwist hadert in unsrer Ratsstube, keine Trunkenheit taumelt auf unsern Gassen, seit einem halben Säkulum ist in Rungholt von keinem Ehebruch gehört oder auch nur heimlich geraunt worden. Wir danken dir, Herre Gott, daß wir beizeiten Buße getan und uns bekehrten, daß wir gebetet und gefastet und reichlich Almosen gegeben und nach dem Wandel unsrer frommen Väter ehrbar gelebt haben. Meine Brüder! Der Herr erkennet die Seinen und verschonet die Gerechten, aber die Sünden der Bösen werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied. Halleluja!"

Der Vikar Paulinus erschauderte bis ins Gebein bei dieser Tedeumspredigt. Ihm klang des Domherrn lautes Gottesrühmen wie eitel elender Selbst- und Menschenruhm.

*

Dreizehnter Abschnitt.

Was ist die Taufe?

Bei den letzten Tedeumstönen drängte die Menge aus der Kirche. Folkert, von manchem Ellenbogen unsanft gestoßen, merkte nichts davon und machte mit breiten Armen sich Bahn. Aber eine weiche Hand berührte ihn leise — bis in jede Fieber zuckte er zusammen und wußte, wessen der Finger war, und wagte kaum den Kopf zu kehren. Inge, die im Gedränge vielleicht nicht ungeflissentlich vom Vater fortgekommen war, sah ihn mit bangenden, bittenden Augen an.

„Wo seid Ihr den Sommer und Herbst lang geblieben?"

Der Schreiber schwieg, unfähig sich zu fassen.

„Ihr hattet Zeit ... die Seuche hinderte das Deichwerk."

„Ja, es liegt halbfertig und verfallen", seufzte er.

„Folkert," sprach sie mit starker Betonung, „ich habe Euch suchen und sehen wollen."

„Jungfer ... Heikens," stotterte er unsicher, „was ... was ... soll ich sagen?"

„Habt Ihr nichts Gutes noch Böses zu sagen mir?"

Er kaute an den Lippen.

Und Inge flüsterte: „Folkert ... ich weiß ein Geheimnis ... das könnt Ihr mir nicht hehlen ... wollt Ihr es hören? So neiget Euch herab ... noch näher ... Euer Ohr an meinen Mund!"

Er beugte sich, und ihr Atem umwehte ihn.

„Ich weiß Euer allertiefstes Geheimnis ... Ihr habt mich lieb."

Er schnellte empor, und durch sein Herz ging ein Krampf der jäh erschreckenden Freude.

„Ja, ich habe Euch über alle Welt lieb", schrie er leise.

„Um meiner Liebe willen," wisperte sie errötend, „müßt Ihr zuweilen kommen, daß ich auf Flur oder Treppe Euch einmal begegne ... der flüchtige Augenblick tröstet für Tage mich."

Noch ein Druck der weichen Hand! Sie sah das Haupt des Vaters nahen und verschwand im Haufen.

Der Deichschreiber eilte in einem Schwindel nach seiner Wohnung, und seine Füße schwebten, und um ihn her ragten Rungholts ruhige Häuser. Der Tag und auch die Nacht und noch ein Tag vergingen in einem glückseligen Traum, je und dann mit einem erschreckenden Aufwachen. Wie soll das enden? —

Allerheiligen, Nordfrieslands böser Unheilbringer, kam morgen und meldete sich mit einem starken Westwinde an, der brausend durch die Lüfte fuhr und die Eschen und Linden

zerrte und kahl zauste. Das Sturmgeblase verscheuchte, was Inge geflüstert. Der Wind war ein schreihalsiger Mahner, der dem Deichschreiber ins Ohr heulte: Hoh—hi—ho! Der Deich! Gedenke deiner Pflicht! Der Deich!

Folkert legte in wenig Minuten den Weg zurück und trat vor Fedder Heikens. „Hört Ihr nicht, was der Wind pfeift? Er verkündet, daß die Herbst-Tagundnachtgleiche und der blanke Hans kommen werden, daß die Winter- und Eisfluten vor unsern Schleusentoren stehen."

Fedder strich sich das Haar über die Ohren, als wolle er sie verhüllen. „Habt Ihr denn kein Vertrauen zu dem Höchsten, der die Pestilenz vorübergehen ließ? Er wird uns in dieser Elendszeit nicht mit dem salzen Wasser heimsuchen. Die Landbauern müssen auf dem Meere ihre Nahrung suchen . . . die armen Teufel in dem Dünendorfe sind vor Hunger entkräftet . . . ich kann es nicht vor Gott verantworten, durch hartes Fronwerk die schon Geplagten noch ärger zu bedrücken. Mein Gewissen verbietet es mir."

Folkert sah den mitleidigen Anwalt der Armen mit finsteren Augen an. „Leicht dünkt mir der Ausweg aus dieser Sackgasse des guten Herzens. Wie werden die armen Teufel um zwei Pfennige Taglohn herbeilaufen, scharwerken und schaufeln! Sehr einfach! Der Stadtsäckel wirft das notwendige Geld aus . . . so ist allen, den Armen, dem Deich und dem Gewissen geholfen."

„Aber nicht dem Stadtsäckel, der kein Geld wegzuwerfen hat." Der Ratsherr ließ die Unterlippe hängen und brummte: „Hum, hum . . . das darf ich um des Gemeinwohls willen nicht tun."

„Gut, Herr Heikens! Nein, schlecht und schmählich! Auch ich trag' die Verantwortung nicht länger und gehe vor das Deichgericht . . . wenn das mich nicht hört, werfe ich mein Amt hin . . . Glück zu, wer's greift!"

Herrisch und argwöhnisch rief der Pharao von Rungholt: „Ha! Ihr möchtet über meinen Kopf hinweg zum Deichgrafen Euch machen?"

„Nein, ich habe dazu nicht das erforderliche — Gewissen." Der ernste Folkert mußte spotten.

Sachte ging eine Seitentür auf, und durch den Spalt lugte ein Mädchenkopf. Inges Sonnenaugen schauten einmal empor und lächelten, wie des Lebens verlockendste Hoffnung, und verschwanden. Der Anblick verwirrte und versuchte ihn.

Fedder kalkulierte tiefsinnig, kaute an der Unterlippe, spielte mit den trommelnden Fingern und schlug plötzlich die Handfläche auf den Tisch. „Wollt Ihr das Tischtuch zwischen uns zerschneiden? Ihr werdet es tun, wenn Ihr vor das Deichgericht geht. Gern habe ich, gern haben meine Kinder, sehr gern hat meine Tochter Inge Euch in meinem Hause gesehen . . . ich würde nichts dawider haben, wenn Ihr täglich kämet . . . und würde Euch wie meinen eigenen Sohn lieb gewinnen . . . aber . . . ich brauche nicht das Aber zu nennen, das die Freundschaft für immer zerreißt."

In der Stille, die den Worten folgte, ging ein gefallener Engel durchs Zimmer.

Ein Sinn, der stahlfest gewesen war, schmolz und wurde schwankend. In dieser Stunde fiel Folkert.

Erbleichend quälte er die Laute hervor: „Nichts geschiehet für den Deich . . . nichts darf und will ich sagen . . . nichts . . ."

Aus seiner Lippe sprang ein Blutstropfen.

Heikens reichte ihm leutselig und herzlich die Hand. „Doch, mein Lieber! Etwas muß geschehen gegen des Wassers Gefahr. Wir wollen die starken Steine des umgestürzten Judenkirchhofs nehmen und damit die schlechteste Stelle am Dünenpriel verstopfen und versichern."

Der Deichschreiber schritt langsam aus dem Gemach.

Auf dem Flure griff eine Hand aus dem dunklen Erker, und er fühlte den Druck der weichen Hand.

„Warum so blaß? Ist nicht die Liebe leuchtend, wie die Morgenröte? Hast du mich wahrhaft lieb?"

„Ja, sehr ... so sehr lieb, daß ich für dich in Flut und Feuer gehen könnte ... ich glaube, ich habe mich schon geopfert und meine Seele verkauft."

Inge deutete seine Rede nach der Hoffnung ihres Herzens. „Folkert, so ist es recht. Alle wahre Liebe ist ein Opfer, ein Aufgehen in dem andern. Du bist ich, und ich bin du in Lust und Leide, so singe ich mit Walther von der Vogelweide."

Sie umschlang und küßte ihn und huschte hinweg und verträumte den Tag.

Der Deichschreiber aber hielt lange Selbstgespräche, in denen Wonne und Qual wie Sonnenblink und Gewitterschauer wechselten.

Vor der Herbst-Tagundnachtgleiche wurde das Deichwerk vollendet, und die Rungholter rühmten sich ihrer schnellen Arbeit. Der unterwühlte und eingesunkene Damm war bis zu vierzehn Ellen erhöht, indem die herangefahrenen Grabsteine der Juden aufeinander geschichtet wurden, aber ohne Fügung und festen Mörtel.

Die Denkmäler der Toten sollten den Lebenden das Leben sichern. — — —

Am Tage vor Allerheiligen lag Isa auf dem Polsterbett und hatte keine Schmerzen, aber alles an ihr, ihr Kopf und Körper und zumeist das Herz in der Brust war bleischwer. Die Todesgedanken, die ungerufen kamen, umringten ihr Lager.

„Meinert, ich muß sterben, ohne den geliebten Mann gesehen zu haben."

Der Knabe sah sie an. „Mein Vater sagt, daß alle Liebe, die das Herz nicht rein läutert, nur Afterliebe ist."

„Werde ich nicht im Feuer dieser Not geschmolzen?"

„Ihr habt alle Gesetze gebrochen und das vierte Gebot zertreten."

Isa weinte.

„Ihr habt Kurt Widerich nicht geläutert und ihn nicht abgehalten von seiner bösen und friedlosen Bahn."

Die Kranke schluchzte: „Ich sterbe auf der Folterbank dieser Ängste."

Gott wählt sich seine Prediger aus allerlei Volk. Meinert nahm seine Schrift und las: „Die arme Seele spricht: Ich winselte wie ein Kranich und girrte wie eine Taube, meine Augen wollten brechen: Herr, ich leide Not, lindre sie mir! Der Herr aber antwortet: Ich habe dich gerufen, wie ein junges Weib, das verstoßen ist, ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln."

Da stürmte ein Schritt die Turmtreppe hinauf.

„Einen kleinen Augenblick verlassen", murmelte Frau Isa.

Kurt warf sich vor ihr auf die Knie nieder. „Nicht verlassen, mein Lieb . . . ich bleibe bis zum Lenze bei dir."

Der Knabe sah den starken und starrköpfigen Mann an. „Sie ist um deinetwillen von Gott verlassen."

„Geh hinaus, du altkluger Scholastikus, und friß mich nicht mit deiner Weisheit!"

Isa flüsterte, was ihre Seele erschaudern machte. „Ich fühle meine Stunde nahen . . . und daß ich sterben muß . . ., Kurt, höre meine letzte Bitte und verlaß das ruchlose Gewerbe . . . sonst gehe ich in die Verdammnis um deinetwillen."

Er schwichtigte sie und strich ihr Haar. „Suse — bruse! Wat weiht de Wind! Bevor der Lenz die Knospen bricht, muß der Baum im Sturmgetobe zucken und fast zerbersten . . . du hast es nach der Frauenweise . . . das todtraurige Leid wird von einer Mutterwonne verschlungen, die kein Mann auch nur geahnt."

Isa lag still und hielt seine Hand. Ihre Lippen bewegten sich, und sie flehte: „Mein Gott, vergib mir, daß ich dein

Gebot zertrat! Ewiger Retter, errette uns vom Fluch und reiß ihn aus dem Verderben!"

Kurt summte über die Worte und murmelte: „Wollte ich nicht lieber eine ehrliche Hantierung ergreifen und mit meinen Händen das saure Taglöhnerbrot mir verdienen? Aber wohin soll der Friedlose gehen?"

„Weit ist die Welt, und Gott wird Weg uns weisen", sagte sie.

Der ein König der Westsee hatte sein wollen, nickte und versank in Gedanken. Waren nicht die meisten seiner Bande schlechte Gesellen, des Galgens wert? Waren nicht etliche wie wilde, von ihm nur gefesselte Tiere? Wie lange würde er der Bändiger ihrer Roheit und ihres Blutdurstes bleiben? Und wenn einmal die Peitsche und der Zaum seiner Hand entfiele oder entrissen würde, was dann? Sie würden ihn zerreißen und zerfleischen. Ha! Davor graute ihm nicht. Aber wo war sein Traum, daß er Friesland frei machen wolle von der Großen und Reichen Gewalt? Hatte er auch nur einen Bedrückten von der Tyrannei erlöst? Nein, er selbst war zum Tyrannen seiner Bande geworden — er mußte es sein — und kein Befreier, sondern ein Schrecken und Abscheu aller Menschen.

Isa schlummerte unruhig, und Kurt wachte.

Nach Mitternacht stöhnte sie durch die verbissenen Lippen. Wie tausend Messer wühlten und rissen in ihr, und die Schatten der Todesfurcht gingen über ihre Seele.

Evas, der Urelternmutter, Fluch fing an sich an ihr zu erfüllen.

Redete sie irre oder sah sie Gesichter?

„Kurt, Kurt! Streckt nicht auf dem Bilde der Domkirche der Tod die Knochenfinger aus und tanzt mit dem jungen blühenden Weibe, das ein Kindlein an der Brust trägt? Und sie tanzen hinab in die flammende Tiefe, wo der Pferdefüßige ihnen grinsend entgegengeht . . . sieh dort!"

Er beruhigte: „Das flackernde Licht gaukelt Bilder an die Wand."

„O, mein Geliebter . . . sieh da! Am Galgen hängt ein körperloses Haupt . . . kennst du die Züge? Dein krauses Haar . . . die braunen, hervorgequollenen Augen . . .?"

Er sprang empor und rannte auf und nieder. Nach langer, langer Zeit entrang sich seinen Lippen ein Gebet, das zum Gelübde wurde. „Gott, Gott! Wenn du bist . . . ja, ich weiß, daß du bist. Meiner Isa Gott, den ich nicht meinen Gott zu nennen wage . . . hilf ihr! So will ich von meinem gottlosen Trotze lassen."

Das Weib krümmte sich in der Qual.

O Mensch, du ärmstes aller Wesen!

Auf Evas Kindern liegt ein entsetzliches Joch der Schmerzen, von der Stunde an, wo sie aus dem Mutterschoße gehen, bis zu dem Tage, wo sie in den Schoß der Mutter Erde zurückkehren.

„Will die Nacht nicht vergehen?" seufzte sie.

„Letzter Trost aller Trübsal, daß alles vergeht!" rief Kurt verzweifelt.

Vergangen war die Nacht. Am Morgen, als des Frührots Schimmer durch das tiefe Fenster brach, klang ein leiser, ganz leiser, bänglich greinender Aufschrei, dünn und fein wie ein Seidenfädchen, über das des Windes Seufzerhauch streicht.

Mit Weinen begrüßt der Mensch das Licht der Erde.

Ohnmächtig lag die Mutter in den Kissen, schlug dann die Augen auf, die großen, erstaunten Augen, die das Wunder nicht glauben wollten.

Jedes Neugeborene ist ein neues Schöpfungswunder des ewigen Schöpfers.

Isa erblickte es und konnte nichts als lächeln, nur lächeln.

Kurt hielt ihr das Kindlein mit dem greisenhaften Gesicht entgegen. Es war ein winzig schwaches, zartes Knäblein, ein Lebenslichtlein, das ein kleiner Luftzug auswehen mochte.

Die Mutter legte den Säugling in den Arm und lauschte und erschrak, denn er wimmerte nur und weigerte sich der Nahrung.

„Nicht werde ich sterben, und mein Knabe wird nicht leben . . . sein Atem stockt."

„Nein, das Kindlein schläft . . ."

„Ja, den langen Schlaf."

„Nein!" antwortete Kurt, „wie sollte Gott, der Allverständige, ein unnützes Werk tun und mühsam schaffen, um das Geschaffene sogleich zu zerstören?"

Isa schwieg und horchte, bis sie auffuhr und angstvoll fragte: „Sagt nicht der Priester, daß die ungetauften Kinder in die Hölle gehen?"

Er brauste auf. „Das ist die allergrößte und allergreulichste von allen Priestertorheiten und Priesterlügen! Wie kann ein Mensch, bevor er Gutes oder Böses getan hat, verworfen werden? Sollte Gott ein fressender Feuermoloch sein?"

Sie sah flehend, hilflos empor. „Mein Knäblein muß selig werden und die heilige Taufe erhalten."

„Was ist die Taufe?" fragte er mit zwinkernden Mundwinkeln, „was ist die Taufe? Einige Tröpflein schlechtes Wasser, die ich selbst aus der kupfernen Taufe behutsam über die Seidenhärchen ihm träufeln will. Wie soll unser Knabe heißen? Hartmut? Denn des Freibeuters Sohn wird nicht ohne harten Mut seinen Weg durch die Welt machen."

Ihr Antlitz hatte sich verdunkelt. „Die Taufe ist ein Sakrament, welches nur der geweihte Priester spendet . . . die Besprengung deiner Hände würde eine Einsegnung zur Unseligkeit sein . . . mein Knabe soll ohne Schuld und wider niemanden sein und soll Friedereich heißen."

„Gut! Ich will ihn nach deinem Willen Friedereich taufen."

„Nein, nicht du, nicht du!" Die Mutter preßte ihr Kind an sich, als wenn sie es gegen den eigenen Mann verteidigen müsse.

Angstvoll horchte sie auf die leisen Atemzüge und rief immer lauter nach einem Priester, damit ihr Kind ein Christ und nicht in Ewigkeit verloren werde.

Kurt, der unsägliche Qual litt, sann auf Rat. Als der Tag zur Rüste ging und die Wattenwässer sich verliefen, holte er Meinert herein, damit er Wache halte und der Wöchnerin Handreichung tue. Mit einem heißen Kuß und ohne Worte entfernte er sich aus dem Turmgemache.

Forderte der Schlaf gebieterisch sein Recht? Nein, auch in der zweiten Nacht nach Allerheiligen hat er kein Auge geschlossen. — — —

Traumlos schlummerte der Vikar Paulinus auf seinem harten Lager in der Novembernacht. Durch den Schwal und die Stiege hinauf glitt eine hohe und dunkle Gestalt, und eine Hand berührte den Schläfer.

„Erschrick nicht!"

Der Vikar stemmte sich langsam im Bette empor. „Du bist auf Land und See den Menschen ein Grauen geworden . . . aber ich fürchte mich nicht vor dir."

„Nichts Furchtbares ist an dem Gefürchteten mehr . . . ich dünke mich ein elendes Menschenwesen, das Mitleid und nicht Schrecken erweckt."

Paulinus sah gespannt durch die Dunkelheit. „So ist der Friedlose auf der Flucht vor seinen Feinden . . . in der Schneidergrube wüßte ich einen Versteck . . ."

„Nein, auf der Flucht vor Gott."

„Eia, ich höre zur Mitternacht eine frohe Botschaft."

„Die bösen Tage sind gekommen," klagte Kurt, „ich habe ein Gefühl, als wenn das Unglück hinter mir reitet."

„Die Faust dessen, der sich von Menschen nicht spotten läßt, sitzt dir im Nacken." Warnend war das Wort und weich die Stimme.

Der Geächtete nickte. „So mag es sein . . . eine unsichtbare Faust waltet in aller Welt. Mein Weib hat ein blasses

Knäblein geboren, ein zerflackerndes Licht ... und wird von furchtbaren Gesichtern geängstigt ... alles auf Erden hat seine heimzahlende Zeit ... warum aber wird an meinem unschuldigen Weibe, das gut und rein ist, vergolten und gerochen, was ich getan?"

„Ach, ich möchte dir helfen und der armen Isa Heikens ..."

Als Paulinus das sagte, wurde sein Arm unsanft geschüttelt. „Höre und wisse, daß sie Isa Widerich heißt, und daß du ihr und mir helfen sollst. Hebe drei Finger empor und tue mir einen heiligen Eid, der dich verdammlich macht, wenn du ihn brichst!"

Der Vikar antwortete: „Ihr sollt allerdinge nicht schwören, weder beim Himmel noch bei der Erde, spricht der Herr."

„Aber Kurt Widerich spricht, du sollst mir einen körperlichen Eid tun, ehe ich dir vertraue."

Paulinus legte sich zurück und faltete ruhig die Hände.

Der Trotz des Trotzigen zerschmolz in Wehklage. „Wenn mein Kind ungetauft verstirbt, wird Isa wahnwitzig ... um deines Erbarmens willen komm mit mir und taufe das Neugeborene und Sterbende!"

„Das möchte ich müssen kraft meines Amtes ..."

„Doch schwöre mir, daß du den Ort, dahin ich dich führe, unter keiner Folter verrätst!"

„Ich gebe dir mein Wort, den Ort wie ein Beichtgeheimnis zu bewahren und an dir nicht zum Judas zu werden."

Kurt sah durch die Finsternis ihn an und sagte: „Des Paulinus Handschlag ist ein stummer Eid."

Der friedlose Räuber und der Mann des Friedens gingen miteinander.

An der Stadtmauer hatten die hohen Geistlichen ein feines Lustgärtlein, in dem eine versteckte Pforte ins Freie hinausführte. Es mochte von den Priestern zu ihren ver-

schwiegenen Beichtgängen oder zu anderen Zwecken benutzt werden.

Aber zum weidlichen Erstaunen des Vikars besaß der Likendeler-Hauptmann den Schlüssel zum geistlichen Lustgarten und schloß die Pforte auf und hinter ihnen zu.

Auf eine diesbezügliche Frage kaute Widerich spöttisch: „Wir haben in Rungholt unsern Makler, der Leichterfrachten uns vermittelt."

In größter Eile ging es vorwärts. Am Dünenpriel, wo das seichte Wasser stieg, nahm Kurt ein Boot, legte sich in die Ruder und fand leicht den Weg über das düstere Meer. Kein Wort wurde gesprochen während der stundenlangen Fahrt. Zuletzt stakte er das Boot durch die schmale Seegosse der Helgenäser Sandplatt.

Da erhoben Gänse ein lautes Gegackel.

Paulinus lächelte: „Hast du die Vögel und Retterinnen des Kapitols als Wächterinnen angestellt?"

„Ja, sie sind wachsamer als Hunde . . . keine Maus kann sich rühren, sie hören es und wecken beim geringsten Geräusch."

Schwarz und totenstill stand der Turm.

Kurt erschauerte, trotzdem der Schweiß von seinem Leibe troff. „Isa und das Kind sind gestorben . . . wehe, wenn beide tot sind . . . was dann? So will ich Rungholt stürmen und ein rasches Ende machen und möglichst viele mit mir nehmen auf die letzte Fahrt."

„Lästere nicht, du elender Wicht!" schalt zornig der junge Priester.

„Ja, ich bin elend, elend, elend." Kurts Füße schwankten auf der Treppe.

Aus Isas weißem Gesicht sahen große, erregte Augen ihn an. „Wie hast du schlafen können, und dein Fleisch und Blut geht ungetauft in den Tod . . ." Sie erkannte den eintretenden Priester. „Paulinus, Paulinus! O, ich verhülle mich in Scham und Reue."

„Selig sind, die in der Schmelze der Trübsal gereinigt werden", antwortete der Priester, und an seinen Arm hängte sich Nommes Sohn, vor Freude weinend.

„Du? Auch du, Meinertus, bist unter die Friedlosen gegangen?"

„Nein, sie haben unser Schiff genommen und mich zum Gefangenen gemacht."

„Ich sage dir, daß man dich ziehen lassen soll mit mir."

„Nein, Herr Paulinus, sagt das nicht! Ich kam wider meinen, aber nach Gottes Willen an diesen Ort und darf Frau Isa nicht verlassen."

Kurt hatte eine kostbare kupferne Taufe geholt und auf den Tisch gestellt.

Der Vikar betrachtete mißtrauisch das vornehme Gefäß.

„Ich meine zu Uttermark diese Kupferschale gesehen zu haben . . . bei jenem Nachtüberfalle ist sie geraubt worden."

„Dem Priester zahlte ich, was ich schuldig war."

Paulinus antwortete mit harter Stimme: „Gott ist dein Gläubiger, dessen Geduld zu Ende geht. Soll das gestohlene Gut den Taufsegen in Fluch verwandeln? Widerich, ich befehle dir: Kehre um von deinem Greuelwege! Denn du bist dem Herrn des Himmels und den Menschen der Erde ein Haß und Abscheu geworden."

Der trotzige Waghals zitterte. „Ich habe ein Gelübde getan . . . weil Mutter und Kind leben, will ich von meinem Trotz und Unfriedswerke lassen und, ob es auch den Kopf mich kostet, der Bosheit und der Bande absagen."

Er brachte eine schlichte Tonschale und füllte sie mit Wasser, welches der Priester weihte und heiligte.

Isas Sohn wurde nach ihrem Wunsche Friedereich Widerich getauft.

Ein widerspruchsvoller Name!

Der Vikar nahm tröstend die Hand der Mutter, welche lächelnd fragte: „Ist das nicht wunderbar?"

Ja, wunderbar! Das Knäblein, als sei es durch die Taufe genesen, lag an der Brust und sog in tiefen, behaglichen, kluck-senden Zügen.

Kurt aber zerrte den Vikar am Arme. „Wir müssen schleunig eilen . . . die Gewässer ebben . . . und mit dem hellen Tage kehrt die Flut wieder."

Beide ruderten im Boote, bis das Meer unter dem Kiel mählich verschwand und sie im Sande festsaßen.

„Finde ich nicht allein den Weg?" fragte Paulinus, nach Osten blickend, wo Rungholt lag.

„Nein, es ist unmöglich, daß du dich nicht verirrst . . . ich führe dich über das Watt . . . aber du mußt Laufschritt mit mir halten, wenn ich vor der Flut das Boot erreichen soll."

Der Priester fand während des rüstigen Eilmarsches noch Zeit und Atem, ein mahnendes Wort fallen zu lassen. Der andere hob es mit horchendem Ohre auf und stellte zum zweiten Male die leise Frage: „Kann nicht ein Mensch so schlecht und scheußlich werden, daß Gott ihn anspeien muß?"

Durch eine schlichte Frage wurde ihm Antwort. „Hat Christus etwa den elenden Schächer und Mörder angespien oder aufgenommen in sein Reich?"

Kurt zuckte mit den Wimpern. „Ich bin kein Mörder . . . blutig sind meine Finger nicht . . . und doch die Hände derer, die mir dienten. Hab' ich nicht frech dem Höchsten Fehde angekündigt? Muß nicht der Mächtige von oben seine Verächter vernichten und seine Hasser hassen?"

„Nein, wer zu ihm kommt, den wird er nicht hinausstoßen."

„Einige muß er verstoßen."

„Dich nicht, Kurt, und keinen, der zu ihm kommt."

Der lang Ausschreitende stand einen Augenblick still. „Das dünket mir nicht menschlich und schier unmöglich."

„Es ist eben göttlich und so viel größer als Menschenverstand, daß es geglaubt werden muß."

Von neuem fragte Kurt, und mit Beharrlichkeit gab Paulinus zur Erwiderung das Wort, das er von dem unehrlichen Henker gelernt: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.

Über die grauen, dampfenden Watten glitt ein fahler Morgenschein.

„Kehre um!“ bat der eine, „ich finde jetzt allein den Weg nach dem Strande . . . es könnte der Wattendunst zum Nebel sich verdicken.“

Barsch erwiderte der andere: „Nein, ich gehe nicht von dir, ehe ich mit meinen Augen die Dünen sehe.“

Der Vikar raffte sein Gewand hoch, und der Lauf wurde zum stürzenden Rennen.

„Kurt, ich beschwöre dich, kehre um!“

Der Mann zu seiner Linken gab keine Antwort und hielt gleichen Schritt und Sprung mit ihm.

Paulinus Mund sprach nicht mehr, sondern holte tief Atem, und das Messer der Milz stach ihm die Seite.

Endlich erblickten sie die weißlich schimmernden Sandberge und schieden mit hastigem Händedruck.

Kurt rannte zurück über das Watt — eine weglose Straße von mehr als drei Stunden lag vor ihm. Völlig schlief noch der Wind. Wenn er sich nur regen und erheben würde! dachte der Wattenläufer und witterte mit hochgezogenen Brauen in die Luft, die sich offenbar verdickte.

Wehe! Was dort, vor und hinter ihm und überall, gräulich und gespenstisch aufstieg und rings ihn umzingelte, das war der Nebel, der fürchterliche und unentrinnbare Westsee- und Wattennebel. Das wallte und ballte sich und griff nach ihm mit klebrig kalten Händen.

Seine Augen stierten in den Dunst, und seine Stimme schrie nach oben: „Wer webt das Nebelnetz, in dem ich mich verstricke?“

Er stampfte keuchend, und der hochspritzende Schlamm bewarf ihn mit Schmutz, wenn er über die Wasserrinnen

sprang. Schwollen nicht die Rinnsale zu breiten Prielen, als brächen unter ihm alle Quellen der Tiefe auf? Die Höhe und die Tiefe, der ungreifbare Nebel und das unheimliche Wasser schlossen einen Vernichtungsbund wider ihn.

Vorwärts jagte der Gehetzte. Wo war sein Boot, sein Boot? Der Ort, wo es auf dem Sande lag, mußte nach seiner Berechnung erreicht — oder im Nebel verfehlt sein. Er sah und suchte hin und her, vor und seitwärts, zur Rechten und Linken.

Da stieß er auf Menschenspuren — auf die Stapfen seines eigenen Fußes. Der, welcher den sicheren Watteninstinkt hatte, war in die Irre, war im Kreise herumgegangen. Einen tiefen Priel mußte er durchwaten und kannte nicht den Wattenbach.

„Wo bin ich? Gott! Isas Gott, Paulinus Gott! Mein Gott! Wo bin ich?"

Gab der Allhörende Antwort? Horch ein Rauschen, wie fernweite Brandung, drang deutlich an sein Ohr. Die Flut wälzte sich heran, langsam und vernehmbar in der Windstille.

„Ich bin verloren . . . Gott hat gesprochen." Seine Knie knickten, seine Kräfte erlahmten.

Aber er behielt die Stärke und Gegenwärtigkeit des Geistes, und sein Blick blieb scharf und spähend.

Eine Seegosse durchschwimmend, erreichte er eine hohe Sandbank und sagte: „Hier will ich die Flut überdauern oder sterben."

Zum Glück lag daselbst ein angeschwemmtes Ruder, womit er den Sand aufwühlte und zu einem kleinen Erdhügel zusammenschaufelte. Allen Tang, den seine Hände in Eile raffen konnten, türmte er darauf.

Auf dieser winzigen Wurt stand Kurt Widerich, auf die Ruderstange gestützt. Dichter wallte der Nebel, höher wogte das Wasser. Sanft und stetig schwollen die spiegelglatten, un-

schuldig kluckſenden Gewässer — die ganze Sandplatt war von ihnen bedeckt. Neugierig und dreist leckte ihr Wellengekräusel an dem kleinen Erdhügel empor, und als das sanftmütige Wasser des Wattläufers Füße netzte, klatschte es leise, wie schadenfröhliches Gekicher. Hihi! Wir haben und halten ihn.

Vor dem Blanken, Flüssigen, Furchtbaren, vor diesem unfaßbaren Feinde, der eisig kalt an seinem Leibe emporkroch, entsetzte sich der tollkühne Räuber, der kein Grauen gekannt.

Zum Himmel, den er nicht sah, ging sein verzweifelter Blick empor und aus seinem Munde ein gellender Schrei: „Gott, Gott! Errette mich, nicht um meinet-, sondern um meines Weibes willen, das ohne mich verloren und eine wehrlose Beute der Ruchlosen ist. Sobald ich sie an einen sicheren Ort gebracht habe, halte über mich ein gnadenloses Gericht und sprich das Urteil nach der Schärfe deiner Gesetze!"

Um seine Knöchel — um seine Knie spielten die kleinen, feinen Flutwellen, das silberne Haargekräusel der grausigen Meergöttin, welche die Ertrinkenden hinabreißt.

Höher stieg das Wasser und umplätscherte seine Brust. Er merkte trotz der Meerstille die Macht der Strömung, die ihn von seiner Wurt zu werfen trachtete. Aber er lehnte das Ruder gegen den Rücken und stemmte sich mit seiner Kraft dagegen.

Über das endlos weite, in Nebeldunst gehüllte Westmeer ragte ein regloses Menschenhaupt — ein bleiches, ehernes, unbewegliches Antlitz mit übergroßen, nach aufwärts gerichteten Augen.

Die Lippen des Menschenhauptes öffneten sich. „Jetzt muß ich sterben und meine Seele beschicken . . . keine Handspanne steht zwischen dem Tode und mir."

Sein eigenes, wegwerfendes Wort klang vor seinem Ohr. Was ist die Taufe? Er mußte die Frage aufheben und wie eine erdrückende Last schleppen.

„Was ist die Taufe? Zum Lohn meiner Taten werde ich mit der Wassertaufe dieses langsam qualvollen Todes

getauft. Nach einem Stündlein ist mein Leib gestorben und treibt mit der Strömung . . . wohin . . . und was dann? Ist der verfaulende, von Aalen und Rochen angefressene Leichnam das letzte von mir? Nein, nein! Was meine Seele, die kein Ende findet in Flut und Feuer? Sag es mir, du Schöpfer des unsterblichen Geistes! Was wird aus meiner Seele werden . . .?

„Nach der harten Bede, die ich, der getretene Wurm, der Welt geben wollte, nach meiner eigenen Satzung, Zahn um Zahn, Schlag um Schlag, Beule um Beule, wird mit mir gehandelt. In meinem Trotz habe ich nicht wider Menschen, sondern wider Gottes Majestät Aufruhr gemacht. Darum werde ich getauft in den ersäufenden Gewässern."

Bis ans Kinn plätscherte die steigende Flut, und die dichte Nebelmasse zerriß in wallende Fetzen.

Kurt öffnete den Mund und schrie über das Meer und zu dem aufhellenden Himmel empor: „Bist du nicht ein Gott der Barmherzigkeiten? Ich glaube an deine Güte und weiß, daß du mein unschuldiges Weib und mein sündloses Kindlein nicht verlassen, daß du keinen, auch nicht mich, den schlimmsten und größten, im Schwefel jeder Schlechtigkeit gesottenen und verstockten Übeltäter, hinausstoßen wirst. Mag mein Leib vergehen . . . aber reiß meine Seele heraus und hebe sie von hinnen! Taufe mich, Herr, mit deiner Todestaufe, aber laß meine Seele nicht dem ewigen Tode!"

Er glaubte in dieser Stunde an den Gott, der keinen verstößt, und in die geöffneten, zum Himmel erhobenen Lippen drangen die ersten Spritztropfen des salzigen Wassers.

Solche starke, gewalttätige Menschen tun, gleich wie allem andern, so auch dem Himmelreich Gewalt an und machen in jäher Umkehr den Riesensprung von Tod zu Leben.

Nach seinem letzten Wort und Gebet schloß Kurt Widerich die Augen und gab sich in die Hände des ewigen Erbarmers.

Leise und immer lichter brach die Sonne durch die aufgescheuchten und fliehenden Nebeldünste.

Über das weite Westmeer ragte ein regloses Menschenhaupt. Der Reckenkörper stand starr und aufrecht gegen das Ruder gelehnt.

War er schon tot? Und wollte der eiserne Leib nicht stürzen, noch dem Tode sich ergeben?

Nein, der bis zum Halse im Wasser stand, schlug die Lider auf und sah, daß die Flut von seinem Kinn um etliche Striche gefallen sei.

O, der staunende, o, der dankbar brünstige, unbeschreibliche Blick, mit dem er zur Sonne, dem wärmenden, leuchtenden Gottesauge, emporschaute! Also wird der Blick der Gestorbenen sein, wenn sie am Urständstage das lächelnde Antlitz des weckenden Gottes sehen.

Er reckte und streckte die eisigen Arme. Langsam ebbte das Meer, Strich um Strich, und immer neue Lebenskraft durchströmte die erstarrten Glieder.

Sechs volle Stunden hatte er auf der winzigen Wurt der Sandbank die Flut ausgehalten. Als die Gewässer gesunken waren, watete er mit langen Schritten und sah im Sonnenschein ganz in der Nähe den Helgenäser Turm.

Vor dem Bette kniete der triefende Mann und umschlang sein Weib. „Isa, ich habe heute von Gott meine Taufe erhalten und bin ein neuer Mensch geworden. Der alte Teufels-Widerich, dessen Faust wider jedermann war, ist ersäuft in der salzigen Flut. Wir wollen, sobald du aufstehen kannst, von dieser Stätte entweichen und das entartete Schiffsvolk seinem eignen Geschick und Gericht überlassen."

„Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott! Ich bin genesen ... unser Friedereich tut nichts als trinken und schlafen ... sieh, ob unser süßes Büblein nicht bald lächeln wird."

Der Vater küßte das Knäblein, das dazu große Augen und ein greinerliches Gesicht machte.

Isa, die in Trübsal erprobte Frau, lächelte wie in den Tagen ihrer allerhellsten Kindheit. — — —

Am Morgen, kurz vor der Flut, stieg Paulinus vom Watt auf den Deich und ging auf ihm entlang und über die Rungholter Schiffsbrücke.

Theodorus Rufus, welcher seine übliche Morgenwanderung machte, stand am Hafen und sah gähnend über das Meer. Aber seine Langeweile verwandelte sich in gespannteste Aufmerksamkeit, die dem Ankömmling argwöhnisch entgegenäugte. Paulinus, der vom Klei über und über beschmutzt war, wurde mit bösem Gruß und bissigem Spott empfangen.

„Ei, ei, ein sauberer Priester! Wo habt Ihr Euch so früh oder vielleicht so spät umhergetrieben . . . ist der frömmste von allen Domvikaren trunken gewesen und in den Dreck gefallen? Ja, ja, so wird es sein . . . und arges Haarweh quält Euch?"

Der Vikar erzählte mit verblüffender Ruhe, daß nichts ihn quäle, und daß der in den Blutbann getane Widerich ihn zur Nacht geholt habe, um seinem kranken Kinde die Nottaufe zu geben.

Theodorus stotterte in furioser Wut: „Ihr . . . Ihr wohlbestallter Räuberpriester . . . seid . . . auf dem Teufelsschiffe gewesen . . . man . . . man wird den Ha—ls Euch kürzen . . ." Da stak der Kloß in seinem Halse, und er konnte nicht weiter.

Er fuhr sich mit den raufenden Fingern in den roten Bart und zerrte an seinem Rocke, daß drei Knöpfe lossprangen. „Ich . . . möchte . . . vor heiligem Entsetzen mein Gewand zer . . . reißen."

Es blieb aber bei den drei geplatzten Knöpfen.

Der Priester rannte durch die Gassen, stürzte in das Tinghaus und schrie über die Köpfe des versammelten Rats: „Der halsstarrige Vikar ist in der Höhle des Räubers gewesen . . . und will die Mörderherberge nicht verraten."

„Er wird es sagen, wenn er ein wenig mit der Schärfe gefaßt wird", äußerte Peters mit harter Stimme.

„Wir dürfen keinen Geweihten mit der Daumschraube befragen . . . auch sind die Vikare geistlicher Jurisdiktion unterstellt." Der Ratsherr Heikens sprach gemäßigt und gegen die Schärfe. Er hatte ja von dem Kloakarius den Schlupfwinkel der Likendeler erfahren, auch längst einen Anschlag gemacht, dessen Ausführung und Ruhm er sich von keinem anderen nehmen lassen wollte. Darum lehnte er die Tortur ab und dämpfte die Hitzblütigkeit des hochroten Theodorus.

Dieser rief den Gesamtklerus zu Verhör und Gericht zusammen. Des Bischofs Offizial fuhr den Delinquenten mit Du und Donnerrede an. „Willst du stracks bekennen, wo du zur Nacht gewesen!"

Paulinus stand vor seinem Präpositus aufrecht und standhaft: „Ich sage jedem, was ich tat, und keinem, wo ich gewesen. Jenes war Priesterpflicht, denn keinem Geborenen darf die Taufe verweigert werden, dieses aber ist heiliges Priestergeheimnis."

Der Domherr schnitt ihm das Wort ab und schrie: „Du Freund und Gastgeber des Räubers! Weißt du nicht, was Rungholter Recht sagt? Wer einen Mörder hauset, soll im Turme verwahrt werden und Gut und Leben verlieren."

Der Vikar antwortete ergeben: „Wo immer ich hingetan werde, bin ich in Gottes Verwahrung."

Sie ließen den verstockten Sünder stehen, verhandelten hinter verschlossenen Türen und verkündeten ihren Spruch: „Wir tun dich in den großen Kirchenbann, daß du von Gottesdienst und Sakrament und allem Heiligen ausgeschlossen und gleichwie ein Heide geachtet seiest."

Darauf verschärfte der Domherr aus bischöflicher Machtbefugnis die Strafe. „In Schamröte sollst du dich vor dem hellen Taglicht und dem aufrichtigen Blick aller ehrbaren

Menschen verstecken und in deiner Schwalzelle Haushaft halten, bis du wahre Reue bekundet und bewiesen." — — —

Der Vikar verbarg sich vor dem Taglicht und blieb in seiner Zelle und vertiefte sich, nicht in den Lateiner Tacitus, sondern in deutsch geschriebene und stark zerlesene Bücher. Auf dem Tische lag aufgeschlagen „Der edele Unterricht", und er las, hinter jedem Satze innehaltend. „Die kurze Unterweisung vom rechten Glauben" hatte er aus Vorsicht zwischen die Blätter seines Meßbuches gesteckt.

Zum Heimlichtun, das sein aufrichtiger Sinn haßte, zwang ihn die Not. Beide Bücher waren die verbotenen und tausendmal verbrannten und zehntausendmal neu aufgeschriebenen Schriften der armen Leute von Lyon, die er von den Winklern geliehen hatte.

Der ehrliche Paulinus ging aus mutiger Überzeugung noch weiter auf der Bahn der Heimlichkeiten und wurde ein Nachtgänger, der nach den neun Abendschlägen in die Kutte der Franziskaner schlüpfte und aus dem Schwale sich schlich.

In der Sackgasse der Schneidergrube verschwand er in einem windschiefen Häuschen, nachdem er dreimal gepocht und dem Türwächter die Losung „Sie werden euch in den Bann tun" gegeben hatte. In dem engen Raume hielten die Winkler ihre flüsternden Gespräche und Gebete. — — —

Einmal zur Zwielichtstunde saß der Vikar über dem Buche und schloß die lesemüden Augen. Aber geschlossene, träumende Augen sehen oft hell. Siehe, er erblickte Oda, die dunkeläugige mit der fein gebogenen Nase und der blendend weißen Stirn, den rot schwellenden Lippen und dem weichen Wellenhaare, das wie knisternde Schwarzseide glänzte; aber leid- und schmerzvoll war das Antlitz. Mitten in der Schwalkammer stand sie, wie sie leibte, wie sie lebte, und er rief, den Atem anhaltend: „O—da, O—da!"

Ungehört hallte von den kahlen Wänden sein Ruf zurück. Unruhig sprang der Träumer auf, von dem Gedankenspuk

erregt und von dunkler Ahnung gequält, die er also deutete: Es ist ein Gesicht, das nach der Fronerei mich ruft.

Die heilige Hostie nahm der Franziskanermönch für alle Fälle mit, trotzdem der gebannte Priester kein Sakrament verwalten durfte.

Was ihm geschwant, erfüllte sich — Oda hatte das blasse, leidvolle, im Traume gesehene Gesicht; beim unerwarteten Wiedersehen aber erhellten sich ihre vergrämten Züge.

„Ihr kommt noch vor dem Tode, der bald das Tor verschließt . . . gelobet sei Maria!" grüßte Oda.

„Wir wollen fortan sprechen: Gelobet sei der Herr! Denn sie haben die Mutter über Gott und den Gottsohn erhöht", antwortete der Winkler und trat zu dem Kranken.

Henneckes Leib war verfallen und seine Worte kaum vernehmbar, doch in den eingesunkenen Augen leuchtete noch Licht und Leben.

Paulinus küßte den Fron auf die Stirn und sprach den Sterbesegen: „Der Herr segne deinen Ausgang aus dem Staube und deinen Eingang in die unvergängliche Welt!"

Mit Mühe hüstelte Henneke die Worte: „Jetzt bitt' ich Armesünder den Spruch, den ich zur letzten Letzt manchem Armesünder ins Ohr gerufen: Kurze Not, schneller Tod, Gnad bei Gott!"

Seine Augen glänzten in einer letzten Glücksfreude der Überraschung, als der Priester das Ciborium unter der Kutte hervorholte.

Nachdem er die Wegzehrung derer, die durch das Dunkeltal zur fernen Lichtheimat die weite Reise machen müssen, genossen hatte, legte er das müde Haupt zurück, und seine Gedanken waren tief und still und wanderten von der Erde hinweg. Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit.

In dem runden Turmgemache stand das Mägdlein vor dem Mönche. Während er ihre Hand zum Abschiede hielt und

nur den kurzen, kargen Trost: „O, Oda, Oda!“ fand, wurde ihr weißes, verweintes Gesicht von einer lichten Röte überklärt.

Des Todes bitterer Ernst und des Lebens heiterer Scherz stehen oft nicht sehr fern voneinander.

Oda betrachtete den Franziskaner in seiner Kutte, und die zuckenden Lippen kämpften gegen ein Lächeln an: „Man wird Eure Mummerei entlarven, wenn Ihr nicht das Haar Euch schneidet . . . nehmt meine Schere!“

„Ich will kein Mönch sein, weil alle Klosterei eine törichte und ungöttliche Menschenerfindung ist.“

Sonderbar durchdringend sah sie ihn an. „Gedenket Ihr ein Priester zu bleiben, trotzdem Ihr in den Kirchenbann getan seid?“

Noch selbst in Rätseln, antwortete Paulinus: „Ich weiß nicht, wo und was ich bleibe, und glaube fest, daß alle Menschen Gottes Priester sind und sein sollen.“

Vor solcher Lehre wurde ihr bange, und sie zog die Folgen derselben. „So müßten alle Menschen ehelos sein . . .“

„Nein, keiner müßte es aus fremdem Zwang noch eigenem Gelübde . . .“ Vor seinen kecken Worten erschreckend, verstummte er.

Herzinnig war der Ton ihrer Stimme: „Paulinus, wo werdet Ihr bleiben, wenn sie Euch das Priesteramt nehmen?“

„Ich habe keine Mutter und . . . keinen Vater,“ sagte er stockend, „kann ich nicht hingehen, von wannen ich gekommen bin bei meiner Geburt . . . zu den Armen und Unehrlichen . . .?“

„Zu den Unehrlichen?“ Oda streckte abwehrend die Hände aus wider das sie überfallende und bestürmende Gefühl.

Paulinus aber schied mit eiligem Schritt. — — —

Im Wintermonat fror es sehr stark. Zwar die unbändige Nordsee, die nicht in Frostbande sich legen läßt, blieb frei und offen, aber auf den Watten war überall tragfähiges Eis.

Ohne den Rat oder die Allgemeinheit zu befragen, hatte Fedder Heikens unter der Hand eine Bürgerschar geworben, um den Friesenverheerer einzufangen und das Raubnest der Likendeler zu zerstören. Heikens wollte Ruhm und Ehre, vielleicht auch den ausgesetzten Preis von 500 Silbermark gewinnen.

Die freiwillige Wehr bewaffnete sich und zog in der siebenten Abendstunde hinaus auf das glatte Eis. An der Spitze schritt der Ratsherr, in einem Biberpelz und an der Seite den langen, rostigen Degen, mit dem er Kurt Widerich den Garaus hatte machen wollen. Die Männer, welche Spieße und Morgensterne, alle Sensen und Forken der Stadt und auch drei Tonnen starkes Bier mitgenommen hatten, zeigten einen tapferen Mut.

Die Helden sangen ein neues Schlachtlied, das ein Rungholter Reimschmied, der im Haufen war und die frierenden Hände an seinem eigenen Atem wärmte, frischweg gedichtet und gleichsam aus den Fingern sich gesogen hatte. In gedämpftem Biertone stimmten alle an:

„Nu geiht dat drup mit alle Mann,
Mit Sensen, Schwert und Forken,
De hier nicht fechten will und kann,
Dat sind wohl rechte Schorken."

Nach dreistündigem Marsche ließ der Mut etwas nach, und sie stapften müde und sanglos über das verteufelt glitschrige Eis. Viele rutschten, mancher stürzte, mehr als einer schrie und schlug sich eine Beule in den Weichteil seines Körpers.

Zur Mitternacht endlich umstellten sie in kreisförmiger Kette die Helgenäser Sandbank. Auf ein Zeichen, das Heikens mit der hoch geschwungenen, rostigen Degenspitze gab, erhoben alle ein gräßliches Kriegsgeschrei und erstürmten den Turm.

Umsonst gackelten die treuen Gänse. Jap, der auch mit war und das erste Blut in diesem Streite vergoß, schnitt ihnen die Hälse ab.

Wie laut die Helden auch heulten, ihr Brüllen vermochte nicht die Schläfer des Turmes zu wecken. Die ganze Bande nämlich war todtrunken und wurde ohne Widerstand gefangen und gebunden. Auch hat Heikens seine Fortuna, ohne daß ein Tröpflein Menschenblut floß, wieder erobert.

Aber mitten in dem Siegesjubel kam die grimmige Enttäuschung. Wo ist das Haupt der Räuber, der höllische Friesenverheerer? Alle Kisten des Schiffes, alle Winkel des Turmes wurden umgekehrt, aber den Gesuchten fanden sie nicht.

Vor zwei Nächten hatte Kurt Widerich mit Frau Isa und dem Knaben Friedereich und seinem Knappen Meinert in einem Boote Helgenäs verlassen und das ruchlose Volk seinem Geschick und Gericht überlassen.

Seither war nichts als viehisches Zechen und rohe Zügellosigkeit, Fluchen und Streiten und Totschlag gewesen. Hinter dem Turme lagen noch die steifgefrorenen Leichen von vier Gesellen, die sich gegenseitig erwürgt hatten.

Die Adventszeit brachte zwar dem Ratsherrn nicht den Preis von 500 Mark, wohl aber sein verlorenes Schiff wieder. Er ließ es vom Kiel bis zu den Mastspitzen scheuern und ausräuchern, mit schwarzem Teer bestreichen und mit gutem Weihwasser besprengen, damit die unsauberen Geister hinausführen. Zum Schlusse wurde die Fortuna vom Priester umgetauft und zu Ehren des Höchsten Ebenezer genannt.

Den frommen Rungholtern, die sich gern einmal gruselten, wurde vom Rat ein erquickliches Adventsschauspiel gegeben, eine sichtbare Predigt — wie Theodorus Rufus sich ausdrückte —, daß die Bösen elend und erschrecklich umkommen. Die gefangenen Räuber, achtundneunzig an der Zahl, wurden zu je zweien auf einer Kuhhaut durch die Stadt nach dem niedrigen Galgenberge, der eine verlassene Wurt war, hinausgeschleift, daselbst vom Kloakarius und seinen Gehilfen mit dem Schwerte geköpft, mit dem Beile gevierteilt und mit den blutigen Händen auf Räder geflochten.

So schnell wie schmählich endeten die Likendeler der Westsee, die ein Jahr lang der Schrecken der Meere gewesen.

Auf dem Nord- und Südstrande ist von Kurt Widerich nichts mehr gesehen noch gehört worden. Die teufelsgläubigen Spittelfrauen behaupteten, daß er sich dem Bösen mit Blut verschrieben und dieser nach Jahresfrist seine Höllenbeute geholt habe.

*

Vierzehnter Abschnitt.

Ein geistlicher Greuel.

Das letzte Weihnachtsfest des dreizehnten Jahrhunderts wurde eingeläutet. Lobesam nach der Altvordern Sitte hielten die Rungholter es mit Früh- und Spätmessen und drei volle Tage lang mit einem andauernden Geschmause. Auch hatten die reichen Kauf- und Kornherren der Stadtarmen nicht vergessen, sondern viertelscheffelweise Brotkorn verteilt. Am hohen Christfeste wurden alle Rungholter satt.

An die Dünenleute freilich dachte keiner. Gehörten diese doch nicht zum Stadtverbande. Mochte jeder für die Seinen und Gott für alle sorgen.

Weil das Meer zugefroren war, wurde der Fischer Tedje zum Jägersmann und fing in der Schlinge ein Dünenhäslein. Seines Bratens froh, begegnete er einem Marschbauern, der die Schultern hoch zog.

„Das ist mein erstes Weihnachtsfest, wo ich den Vögeln keine volle Garbe vors Scheunentor gestellt habe. Seht Ihr die Löcher, Tedje? Dort unten in ihren Erdkammern sitzen die Mäuse warm und gut."

„Der Frost, Hauke! Der Frost wird ihnen den Garaus machen."

„Nein, vom Himmel sollte es gießen, so daß die Mäusekeller voll Wasser liefen . . . danach müßte es Stein und Bein frieren . . . sonst kann uns nichts retten . . . im nächsten Jahre fressen uns die Mäuse auf, wenn nicht zuvor die Winterflut uns verschlingt . . . mit uns Menschen wird es wohl Matthäi am allerletzten sein." Der grüblerische Bauer schlenderte weiter und sah mit den großen Eulenaugen auf den Grund.

Viele wurden von der Not der Gegenwart geängstigt und von Zukunftsahnungen verdüstert. Anno 1300 schrieb man. Das abergläubische Altweibergeschwätz von der bösen Dreizehn schrieb der Unglückszahl alles Unheil des Jahres zu.

Aber die Armen des Dünendorfes hatten keine Furcht, trotzdem der Frost nicht ihr Freund und der Mangel ihr Küchenmeister war. Am zweiten Abende nach der Weihenacht hatten sie ihre große Festfreude, denn sie versammelten sich in Maikes Hütte, als des Neumonds schmale Sichel am klaren Himmel stand.

Paulinus, der das Refektorium nicht betreten durfte, sondern in der Kälte seiner Kammer saß, der Geächtete und von keinem Vikar mehr Gegrüßte, hatte von der Weihnachtssehnsucht viel gelitten, aber nach dem Feste wurde ihm seine Christfreude zuteil. Kurz vor Torsperre verließ er die Stadt und eilte in der Franziskanerkutte den Dünen zu.

Lauter lieb vertraute Gesichter, die mit leisem Lächeln den Mönch erkannten, sah er, lauter harte Hände, die nach seinen verklammten Fingern griffen. Auch ein anderer war zugegen, Jap, der Schiffer, der Glotzaugen machte und bescheiden in den dunkelsten Winkel sich drückte, gleich als wolle der Reumütige sichtbarlich kundtun, daß er der größte von allen Sündern und der geringste von allen Winklern sei.

Romme verkündete die Botschaft: „Freuet euch in dem Herrn allewege! Wem ist das Wort zugerufen worden? Den armen Leuten zu Philippi, die in Fährlichkeit und Verfolgung waren. Und die täglich Sterbenden freuten sich in dem Herrn.

Der aber über das Mittelländische Meer sein „Freuet euch" rief, saß selbst zu Rom in Bann und Banden. Paulus, der an einen Kriegsknecht Gekettete, hatte Lob auf den Lippen und hohe Freude im Herzen. Freuet euch allewege, meine Brüder!"

Ein Strandläufer, den sein Weib zum Fest mit Zwillingen beschenkt hatte, erhob sich halb aus seiner gebückten Stellung und erkundigte sich verlegen. „Hm . . . man muß sich ja freuen . . . auch die vielen Kinder, die wir knapp satt machen können, sind eine Freude und ein Gottessegen . . . aber ich habe oft darüber spintisiert, ob nicht die Ehelosigkeit ein besserer und höherer und jedenfalls sorgenloser Stand ist."

Der Weber gab darauf eine schnelle und lange Antwort. „O, über die Ehelosigkeit der Geweihten, die dennoch zeuget . . . viel Sündhaftigkeit erzeuget und Gewissensverstrickung gebieret!"

Der Mann in der Franziskanerkutte riß Augen und Ohren weit auf.

„Ich will mit den Worten eines Regensburger Predigers davon reden und rufen. Du junge Welt, geh schleunig zur Ehe, denn mit der Ehelosigkeit gehen viele bis auf den Grund der Hölle. Was jammerst du das alte Seufzerliedlein: „Die ich gern nähme, die will mich nicht." O, du armes Schmachtelein, will dich die Kurze nicht, so nimm die Lange, will dich die Schlanke nicht, so nimm die Dicke, nimm dir nur ein brav Eheweib aus aller Welt! Ein anderer windet sich: „Ich bin arm und habe mein Brot nicht." Ei, du bist ein Lotterer und wirst in der Ehelosigkeit noch ärmer werden als in der Ehe. Die Geschorenen und Geschmierten aber, welche feine Heilige sich dünken, sind die allerschlimmsten Schalke. Sie wollen in ihrer Ehelosigkeit wie die Engel geachtet werden und leben in der Unehe. Darum werden sie zum letzten ihre Uneheliche an die rechte Hand und den Teufel an die linke nehmen und alle drei miteinander zur Hölle tanzen, wo ihnen nimmer geholfen wird."

Paulinus griff die starken Worte auf, die von Nommes Lippen flogen. Jap schoß lauernde Blicke nach dem Redner.

Am Schlusse fragte der Vikar: „Also ist der Zölibat wider Gottes Gebot?"

„Ja, es sind nur wenige, die ehe- und sündlos zu sein vermögen."

Der Weber hatte den versteckten Zuhörer im Alkovenwinkel beobachtet, sah ihn scharf an und sagte plötzlich: „Ach, einer unter uns ist ein Verräter."

Die Versammelten schauten in Schreck und Verstörnis sich an.

Nomme wandte seine Augen nicht von dem Schiffer. Dieser ertrug nicht den Blick, sprang empor und stürzte hinaus in die Dünen. —

Als der Vikar gegen Mitternacht seine Schwalzelle betrat und aus dem Feuerstein einen Funken in den Zunder schlug, gewahrte er einen am Zinnleuchter befestigten Pergamentstreifen und las: „Das letzte Stündlein meines Vaters ist vorhanden. Ich bin allein in großen Ängsten."

Paulinus rief laut: „Oda, Oda!" und rannte in der Kutte nach der Fronerei.

Mit geballter Faust hämmerte er gegen die Eichentür des Turmes. Der Kloakarius öffnete und schnitt ein langes Leichenbittergesicht, die schmalen Lippen aber schienen zu lachen. „Ja, dem Alten ist der Atem ausgegangen . . . er hat nach treuer Arbeit Eßlöffel und Richtschwert niedergelegt."

Zu Häupten des Bettes, auf dem der müde Schläfer mit gefalteten Händen friedlich schlief, brannten zwei Lichter, zwischen denen Oda stand — in ihren Augen war keine Träne und in ihrem Antlitz kein Tropfen Blut. Nach dem Wunsche des Sterbenden hatte die Tochter Asche in Kreuzform auf das Bett gestreut, damit er unter dem Kreuze sicher durch das Todestal schreite.

Nachdem Paulinus den Toten mit Weihwasser besprengt, hob er ergriffen die Hände. „Henneke hat im Glauben den

Tod überwunden. Möge mein Ende sein wie dieses, des unehrlichsten und verachtetsten von allen Menschen, die in Rungholt wohnen!"

Sanft legten sich seine Hände auf Odas Schultern. „Wir wollen nicht schreiendes Leid tragen um einen Seligen, sondern seines Friedens uns getrösten . . . aber die Leere ängstigt Euch."

„Nein, ich leide keine Not . . . jedoch mein Vater . . . mein guter, treuer, lieber Vater wird bei den Gebeinen der Bösen und der Buben verscharrt werden . . . das ist meine Seelennot."

Ungerufen trat Hinze ins Zimmer, sah mit den blinzelnden Augen, welche ihre Fröhlichkeit nicht verbargen, nach dem Totenbett und schniefte durch die Nase: „O, o . . . sollen wir meinen armen Herrn in der Frühe auf den Kirchhof hinaustragen? Weil wir das Ende kommen sahen, haben wir bereits einen Schragen zusammengeschlagen."

„Ihr habt meines Vaters Tod nicht abwarten können."

„Pfui, Elender, hinaus!" drohte Paulinus und fing, über Oda gebeugt, das schluchzende Geflüster auf:

„Die Schinderknechte dürfen ihn nicht anfassen . . . ich will selbst auf meinen Armen seinen Leib hinaustragen und in geweihte Erde graben . . ."

„Ach, das unehrliche Begräbnis ist Eure Bekümmernis . . . des soll und muß Rat werden."

Wo der Verstand vergebens gesonnen und gesucht hat, siehet das Herz noch Wege, und erfinderisch ist die erbarmende Liebe. Über hohe Vorurteile setzt sie mit rücksichtsloser Ruhe hinweg, und ihre Stärke bricht eiserne Gebote.

In den Augen des gebannten Priesters blitzte es auf, und ein trotzigmannhafter Zug saß um die Lippen, welche sagten: „Vertrauet mir . . . unser Freund Henneke war ein wahrhaftiger Christ und soll wie ein Christenmensch bestattet werden."

In der frostig klaren Morgenfrühe ging der Vikar auf die Gassen hinaus. Die Kornträger, die am Markte müßig standen und um einen Kupferblaffert sich die Beine abgelaufen hätten, bat er, um Lohn die Leiche des Büttels nach dem Kirchhofe zu tragen.

Kaum hörten sie es und liefen schon hinweg, als wie vor der Pest. Andere sahen ihn an und fragten ehrerbietig: „Mönch, seid Ihr rein des Teufels?" Eine dritte Gruppe aber begann zu fluchen, ob sie sich an einem Scharfrichterkadaver zu Schindern machen sollten.

Beharrlich eilte Paulinus weiter und fand am Hafen fremde Bootsleute stehen, die er anflehte, ihm beizustehen, und nicht umsonst. Diese brummten in den Bart, daß sie vor keinem Gestank noch vor dem Gottseibeiuns sich fürchteten und für ein gut Geld zu allem bereit und fähig wären. Auch würden sie ohne Scheu den toten Schreckensmann einsenken, aber — sie krauten sich in den borstigen Haaren — aber Schiffer und Schinder seien keine Geschwisterkinder, und sie dürften sich um keinen Preis unehrlich machen.

Paulinus antwortete nach kurzem Besinnen: „Der Büttel Henneke ist von mir in die Fraternität der armen Brüder des Herrn Jesu aufgenommen worden. An dem Toten, der das Franziskanerkleid trägt, werdet Ihr Euch nicht unrein machen."

Das leuchtete den Skrupellosen sofort ein, und sie folgten ihm in die Fronerei.

Paulinus zog seine eigene Kutte aus und umhüllte damit den Leib des Toten!

Kraft jenes Priestertums, das Gott gibt, in Vollmacht der erbarmenden Liebe hatte er den Rungholter Büttel durch seine kühne Tat rein und recht gemacht, echt und ehrlich gesprochen.

Oda zitterte unter den auf sie einstürmenden Gefühlen in Schreck und Freude.

In der Mönchskutte lag der tote Henneke auf dem Schragen und ward von den Schiffern hinausgetragen.

Hinterdrein schritt Paulinus in dem kurzärmeligen Hauswams und die weinende, ihr Angesicht verhüllende Oda.

Dem wunderlichen Leichenzuge sah Hinze nach und schüttelte sich vor schadenfröhlichem Lachen. „Haha! Dem dreisten Dompfaff werden sie für immer das Maul verstopfen, entweder in einen Klosterkäfig ihn sperren . . . oder meiner Hut und Hand übergeben. Haha, ob der neue Henker an ihm sein Meisterstück machen wird?“

Alle Leute standen still hinter dem Zuge, der aus der Büttelei sich bewegte. Rungholter Verstand vermochte das Verblüffende nicht zu fassen.

Römische Kaiser und deutsche Könige hatten sich im Ordenskleid der hochgeachteten Franziskaner in ihren Domgrüften beisetzen lassen. Und hieß es nicht, daß Fürsten und vornehme Herren, die ein lustiges Leben geführt, in ihrer letztwilligen Verfügung umsonst sich um solche Ehre bemüht und beworben hätten? Der unehrliche Henker wurde in großen Ehren zum Friedhof getragen und wie ein König bestattet.

Den Sarg senkten die Schiffer in geweihte Erde, über dem Staube sprach der gebannte Priester seinen Segen.

Paulinus wußte, daß er den entscheidenden und folgeschwersten Schritt seines Lebens getan. Aber die Wahrheit, die wohl wert ist, daß ein Mensch um sie stürbe, stärkte ihn, so daß er frei, furchtlos und mannhaft seinem Gericht entgegenging. — — —

Als das Gerücht von dem Unerhörten durch die Gassen lief, entstand in der Stadt ein Tumult und Geschrei, wie es zu den Zeiten des schwarzen Todes nicht ärger gewesen.

Um die neunte Stunde war der Rat im Tinghause versammelt — nur der Priester Theodorus, der an den Nachwehen des Weihnachtsfestes litt und langer Bettruhe bedurfte, fehlte noch — und sie wußten nichts von dem Gerücht. Eine große Sache der Religion und Kirchenreinigung wurde verhandelt.

Jap, der Kundschafter, wurde vorgelassen, um seinen Bericht zu erstatten. Weil er ins Weite und Breite schweifte, verhörte der Domherr ihn.

„Haben sie in der Höhle der Maike die Jungfrau Maria gegrüßt?"

„Nein, sie haben verlauten lassen, daß Maria keine rechte Jungfrau gewesen sei." Jap log frech, um mehr Lohn zu gewinnen.

„Haben jene Sektierer und Nachtfreunde bei ihrem geheimen Götzendienst die Heiligen angerufen?"

„Nein, sie haben sehr übel und unehrerbietig von allen Heiligen geredet. Die meisten seien Schalke und schlaue Betrüger gewesen, die jedem, der ihnen vertraue, zu Schaden verhülfen." Der Späher übertrieb und entstellte. Ein heiliges, haarsträubendes Entsetzen packte die Ratsherren.

Nur der Domherr fragte ruhig weiter: „Haben sie nicht gelehrt, daß man keiner Werke bedürfe?"

„Ja, wer nur glaube, könne tausendmal frei sündigen, es werde ihm zehntausendmal vergeben."

Fedder Heikens hob die knochige Hand: „Was brauchen wir mehr Beweise? Eine stinkende Ketzerei ist ausgebrochen im Armendorfe . . . dieses Krebsgeschwür muß ausgeschnitten und ausgerottet werden."

Theodorus Albus stand unter den erregten Herren in Kaltblütigkeit. „Ich bin ein Diener Christi! Keine Inquisition, keine Schärfe der Folter, kein Blutgericht und keinen Scheiterhaufen! Welche verhaßten Dinge den Ruf und Ruhm der weit geachteten Handelsstadt gefährden. Aber die geistliche Pest darf Rungholt nicht verderben. Wir müssen die Glaubensschänder von uns tun und sogleich nach dem hohen Moore hinaustreiben, allwo sie ihren Zwangswohnsitz erhalten, ihnen zur Strafe und der Stadt zum Schutze."

„Ja, ja, im Notwinter würden sie uns durch unverschämte Bettelei beschweren . . . hinaus nach dem Moore mit den

Ketzern!" prustete Peters. In der Hitze waren ihm seine Gedanken über die Lippen gelaufen.

Schon wollte der Ratsherr die Sitzung nach getaner Morgenarbeit aufheben, als die Tür unziemlich aufsprang und der rote Theodorus unpriesterlich hereinpolterte, mit aufgeblasenen Backen pustend: „Luft ... Luft ... ich ersticke." Über der gequälten Brust zerrte er an dem teuren Sindaltuch seines Rockes, zerriß es aber nicht.

„Laßt Euch den Schlag nicht rühren ... wir haben schon über die Ketzer das Urteil gesprochen."

Der Feuerrote schnappte und schnaufte: „O Greu—el ... in Rungholt ist ein Greuel geschehen. Der gewesene Vikar hat den Kadaver des toten Büttels in eine Franziskanerkutte gewickelt und am ehrlichen Kirchhofsort begraben."

Nach einer kurzen Stille des Grauens erhob sich ein wildes Geschrei, das des Domherrn kreischende Stimme übertönte: „O scelus sceleratissimum! Das verbrecherischste von allen Verbrechen! Entehrt ist das Mönchskleid und das Priesteramt geschändet!"

„O, o!" Jap stellte sich mitten unter die Ratsherren und brüllte am lautesten. Als die Unruhe sich legte, erteilte er sich selber das Wort. „Ich kann bezeugen ... der Vikar ist ein Winkler und hat gottlose Dinge gepredigt, daß die Ehelosigkeit eine Sünde sei und jeder Priester mindestens ein Weib haben müsse."

„Schaffet den verklagten Vikar vor unsern Stuhl!" donnerte der Domherr.

Zwischen zwei Stadtknechten trat Paulinus ins Tinghaus.

Den Schergen rief Theodorus Rufus zu: „Keiner fasse mit einem Finger ihn an und mache sich unrein an dem Schindergenossen! Du Elender aber, stelle dich gegen die Wand ... schon der Hauch deines Odems ist Gift."

Der Domherr winkte Schweigen. „Paulinus Frisius, bisher Vikar am Dome! Ich entkleide dich deiner Weihe und

Würde und stoße dich aus dem Heiligtum, das du durch sakrosankten Greuel geschändet hast."

„Ich habe nach dem Gebot der Liebe und dem Befehl des Gewissens gehandelt", antwortete der Verklagte.

„Du bist aftergeboren vom Vater der Lüge und hast wider den heiligen Geist gesündigt. Zum letzten hat dieser Mensch den Leichnam des Karnifex und Kopfabschneiders in die heiligste Kutte gehüllt und eingesegnet. Darauf steht nach unseren Willküren lebenslängliche Einmauerung im Beichthaus der Diebe und Mörder. Zum ersten aber hat der ausgestoßene Priester das Schlangengift der Irrlehre den unwissenden Seelen gereicht und viele in Gefahr des ewigen Todes gebracht. Die Ketzer und Giftmischer sollen nach unserm Gesetz eingeäschert und ihre Asche im Wasser der Westsee verstreut werden. Wenn du dich verantworten kannst, tue den Mund auf!"

Erhobenen Hauptes stand Paulinus an der Wand und schwieg; seine Augen aber waren fest auf die Ankläger gerichtet, und ihr klarer, freier Blick war das Zeugnis seiner Unschuld.

Theodorus Albus schnaubte sich im Tüchlein die Nase und sagte mit gluckſender Stimme: „Ich hab' ihn lieb gehabt vor allen meinen Vikaren . . . es bricht mir das Herz. Meine lieben Brüder vom Rat, wir wollen ihn begnadigen unter einer, unter einer Bedingung . . ."

„Geistlicher Greuel und keine Gnade", brummte der rote Theodorus.

Aber der weiße stopfte ihm mit einem Bischofsblick den Mund und öffnete selbst die Lippen. „Paulinus Frisius, wir wollen dich in ein Kloster eintun, wofern du widerrufen willst . . . wir wollen dich vom Martertode erretten, doch du mußt einen Eid leisten, daß du den ruchlosen Leuten von Lyon und ihrer Lehre absagen und abschwören willst."

Der Vikar streckte die Hand aus. „Ja, ich will schwören."

Alle sahen und horchten empor.

Er hob die Finger gen Himmel. „Weil Ihr einen Eid von mir begehrt, will ich sagen und schwören, daß ich nimmermehr von der Wahrheit der Waldenser lassen, sondern laut bekennen will, daß in nichts anderm das Heil ist, denn in dem Armeleutglauben von Gott und seiner Gnade."

Ein höhnisch verbissenes Lachen erscholl im Saale, und Stimmen schrien: „Des Todes ist er schuldig!"

„Ja, des Todes!" Der Offizial wischte sich die Stirn. „Aber keine Inquisition! Der Geruch der Scheiter geht weit in die Lande ... darum wollen wir die qualvolle Einäscherung in kurze Pein umwandeln."

Heikens stemmte sich auf den Tisch, und sein Gesicht war, wie das der Justitia am Giebel des Hauses, unbeweglich hart und von Erz gegossen. „Gebannt ist der Ring! Dieweil wir Macht und Gewalt haben vom höchsten Gott und dem Herrn Bischof, dem das Amt befohlen ist, wollen wir Ting halten und hegen und gerechtes Urteil sprechen. Paulinus soll echt- und ehrlos sein und als ein verstockter Ketzer am dritten Tage des neuen Jahrhunderts auf dem Galgenberge öffentlich enthauptet werden."

Paulinus erblaßte nicht, sondern sprach das Urteil über seine Richter: „Domherr Theodorus, daß Ihr mich lieb gehabt, das ist eine Lüge. Ihr Ratsherren, daß Ihr fromm und gerecht Euch dünkt, ist Rungholts geistlicher Greuel, den Gott ausrotten wird an seinem Tage."

„Hinweg, hinweg mit ihm!"

Bevor die Schergen den Verurteilten aus dem Tinghause stießen, hatten sie Fäustlinge angezogen, um sich nicht unrein zu machen.

Hinze, der das Scharfrichteramt ad interim verwaltete, empfing den Gefangenen mit hämischer Freude. „Guten Morgen, Konfrater in der Unehrlichkeit! Ei, warum so mürrisch?

Gebt mir die Hand auf du und du!
Ich schaff' dem Menschen die ewige Ruh,
Und wenn ich auch zuweilen muß stäuben,
Mußt du doch an meine Liebe gläuben."

Wenn sein boshafter Witz vom Teufelsgeist ergriffen wurde, reimte der Kloakarius gern. „Komm, ich will dir den höchsten und schönsten Wohnort im Turme geben, allwo du dem Himmel sehr nahe bist."

Paulinus sah in die Luft und schwieg, während er in eine Zelle des obersten Geschosses, dessen Falltür über die Treppe herabgelassen und verschlossen werden konnte, gebracht wurde.

Hinze ließ die Tür offen und trat zur trauernden Oda ins Zimmer: „Die Rungholter haben uns nachträglich eine Weihnachtsverehrung gemacht . . . schmerzhafte Jungfer, ich glaube, sie haben Euren Kummer lindern wollen . . . bemüht Euch hinauf und betrachtet die Bescherung!"

Sie kannte des Gelblichen Art, stürzte, hinter sich ein Gekicher hörend, die Stiege hinauf und öffnete die Zellenklappe. Oda klammerte sich fest, um nicht hinzuschlagen. Alles Blut wich aus ihrem Antlitz und drängte zum Herzen. Ihre Lippen lallten: „Paulinus! Um . . . meines . . . Vaters willen seid Ihr gefangen . . . o, meine törichten Tränen, die Euch jetzt töten . . . o, o!"

Er legte die ausgestreckte Hand auf ihr Haar: „Eure Tränen sind schuldlos. Nicht um des Begräbnisses, um meines Glaubens willen haben mich die Rungholter verurteilt und als meinen Todestag den dritten des neuen Jahres vorherbestimmt, aber sie haben noch nicht die Unterschrift des ewigen Richters erhalten. Ruft mich mein Gott, so will ich gerne gehen, befiehlt er mir zu bleiben, so harre ich aus."

„Redet nicht mit solcher Ruhe von Eurem Tode . . . Ihr dürft nicht sterben."

„Was ist besser?" fragte er, „wenn einer die Wahl hätte zwischen böser Kampfzeit und guten Friedenstagen, wer würde die Rüstung und nicht die Ruhe wählen? Ich aber warte und lasse den Herrn das Los mir werfen. Gut ist Gottes Wille allewege."

Sie nickte. „So sagte auch mein Vater, doch er setzte hinzu: Aber des Menschen Gebet zwingt dem Allwaltenden den Willen. Auf meinen Knien will ich Gott bedrängen . . ."

Schwichtigend sprach er: „Und stille sein . . . das wollen wir, Oda."

„Nein, ich will wider der Menschen Bosheit anstürmen . . . kein Preis ist mir zu hoch . . . was immer es koste . . . Ihr dürft nicht unschuldig sterben . . . ich will und muß . . . und ich glaube, ich kann Euch retten."

Ein wehes Leid umzuckte ihre Lippen, in den schwarzen Augen aber leuchtete ein unergründlicher Glanz. Sie zog von der Falltür den Schlüssel ab, den sie unter ihrem Mieder barg.

Der Vikar, der die Hände auf den Rücken legte, umwanderte seine enge Behausung. Vor einem Bilde an der Kalkwand, das ein früherer Haftling nicht ungeschickt gezeichnet hatte, blieb er stehen. Auf einer Kanzel predigte ein Wolf in einer Kutte vor einer großen Gemeinde von Gänsen, die alle einen Rosenkranz im Schnabel trugen. Die Kanzel des Wolfpredigers aber trug die Umschrift: Viel Fabeln will ich euch sagen, wenn ihr mir füllt den Magen.

Paulinus lächelte nicht über das Schelmenbild, sondern schrieb mit Kohlenstift an die entgegengesetzte Wand: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen! Vielleicht möchte das Wort einen einzigen Armesünder trösten. —

Oda schwankte nicht. In plötzlicher Eingebung der berechnenden Klugheit oder des unberechenbaren Frauenherzens war ihr die helle Erkenntnis und der feste Entschluß gekommen, was zu tun sein. Kein Preis war ihr zu hoch, um

den geächteten Priester, der in Rungholt allein gut war, zu retten — sie selbst wollte der Preis sein.

Oda winkte den Gelblichen ins Wohngemach und setzte sich kühl und gemessen hin. „Ihr meinet das Amt meines verstorbenen Vaters zu erhalten?"

„Dazu hat Herr Heikens mir gute Hoffnung gemacht, obgleich ich es dem Seligen nicht mißgönnt habe."

„Das Amt ist nicht Eure liebste Hoffnung", meinte sie verächtlich.

„Nein."

„Euer höchster und heißester Wunsch bin ich . . ."

„Ja, ja", grinste er.

„Und ich will Euer Weib sein", sagte sie langsam und tonlos.

„W—a—a—s?" Einen Augenblick blieb sein aufgerissener Mund sperrweit stehen. Dann spitzte er begehrlich die Lippen und schnellte vor, sie zu umschlingen.

„Hinweg . . . oder ich steche!" Sie stieß nach ihm. „Unter einer Bedingung verlob ich mich Euch." Ein Schauer schüttelte sie. „Ihr müßt mir den Schlüssel zur Zelle des Oberstocks lassen und zur Nacht schlafen."

„Hihi, damit Ihr den Galgenvogel entschlüpfen laßt und ich des Amtes ledig bin, bevor ich es habe . . . als gestäupter Schinderlump hätte ich kein Weib und könnte die Bettlerstraße ziehen. Oda, Ihr seid schlau . . . doch ich bin schlauer."

Sie hatte alles vorher besonnen. „Einen andern Pakt will ich mit Euch schließen. Zum ersten: Ihr laßt mich frei mit dem Gefangenen reden die wenigen Tage, die er zu leben hat."

„Meinetwegen," brummte Hinze, „mag er den Minneschaum von Euren Lippen nippen, wenn ich nur das andere . . . den eigentlichen Becher bekomme . . ."

„Schweigt, Unhold! Mein zweites lautet: Euch ist bekannt, daß der Scharfrichter nur einmal sein Verfahren anwenden darf. Trifft er nicht, so ist das Todesurteil dennoch

vollstreckt und die Justiz befriedigt. Macht er aber einen zweiten Schwertstreich, so richtet er zweimal und bricht das Recht des Verbrechers, der seine Strafe erlitten hat."

Hinze summte: „Hm, hm, hm!"

„Versteht Ihr mich? Ihr müßt mit dem Richtbeil fehlschlagen und nur das Haar ihm streifen ... so wird er des Landes verwiesen ... und Ihr werdet mich ehelichen."

Hinze räusperte sich: „Hm, hm ... die Justiz möchte an mir sich schadlos halten, und ohne Haupt kann keiner heiraten."

Oda überhörte es. „Zum letzten: Bis dieses alles geschehen und erfüllt worden ist, dürft Ihr mit keinem kleinen Finger mich berühren ... Ihr kennt mich, daß ich meinen Pakt halte und kein Pünktchen davon ablasse."

„Das erste und das letzte sei gewährt," sagte der Kloakarius, „aber das zweite könnte eine Mausfalle sein, aus der mein findiger Witz einen Ausweg suchen muß."

Sie antwortete: „Ich meine es mit Euch ohne List ... und ohne Liebe."

Er lachte: „Mit dem Essen kommt der Hunger und mit der Hochzeit die Liebe."

Oda meinte, ihr Opfer dargebracht zu haben. Jene Märtyrerkraft, die alle Überwinder des eigenen Ich beseligt, stärkte sie. Oft weinte sie leise quellende, lindernde Tränen. Aber sobald die Zellenklappe niederschlug, war jede Zähre verwischt, und sie erquickte den Gefangenen mit guter Speise und freundlichen Worten.

„Heut' weiß ich etwas."

„Was wißt Ihr?"

„Zur Nacht im Schlafe weinte ich ein förmliches Bächlein ... Traumweinen aber bedeutet Tagfreude ... auch sah ich eine blasse Frau, die wie die Gottesmutter sich anließ ... und sie nickte mir zu hold und erhörend. Was haltet Ihr davon?"

Er lächelte schwach. „Auf die Gottesmutter hab' ich nicht viel Verlaß."

„Nun hört mein letztes und lachet nicht! Am Morgen zog ich, wie ich es früher als Kind getan, Zahlen in die Herdasche und warf mit geschlossenen Augen mein Stäbchen . . . erst fiel es auf die drei und dann auf die dreizehn, und beidemal kreuzweise . . . ahnt Ihr die Deutung? Dreimal dreizehn Jahre werdet Ihr noch leben."

Selbstvergessen lächelte er ihr in das kluge Gesicht. Durch das Aschenorakel und andere Kurzweil suchte sie den Gefangenen zu erheitern.

Aber am Nachmittage mußte sie ihm böse Kunde bringen: „Die Leute aus dem Dünendorfe werden heute ausgetrieben und nach dem hohen Moor verwiesen."

Seine Augen, die um seiner selbst willen keine Tränen vergossen, wurden feucht, und sein Herz schlug in bangen, erbarmenden Schlägen. „Ich liege in Banden und kann meinen Brüdern nicht beistehen."

„Gott kann und wird es tun." — — —

Aus den Dünen bewegte sich ein langer und langsamer Zug. Tief gebückt gingen die Frauen, den Säugling an der Brust und das Bündel auf den Rücken geschnürt. Mutlos schritten die Männer neben den Leiterwagen, welche die Rungholter Roßbesitzer ihnen großmütig geliehen, und auf die sie ihre wenigen Habseligkeiten gepackt hatten. Neben den Pferden trotteten Kinder mit blau angelaufenen Gesichtern, nur ein paar Hunde sprangen lustig bellend über die Gräben.

An seinem Fenster stand der Pharao von Rungholt und sah dem Zuge nach, ohne mit einer Miene zu zucken.

Voran als Führerin des Haufens schritt Maike, einen Knotenstock in der Faust. Sie schien unverzagt und unverfröstelt, blickte aber böse nach den Tingfenstern empor und sprach: „Es ist im eisigen Mittwinter eine grausame Maßregel und ein Kindermord. Der steinharte Frost wird noch

eher ein Einsehen haben als diese Menschen . . . wir wollen den Himmel um Taugelinde bitten."

Hinter dem Nordertore trat Nomme aus dem Weidengebüsch hervor und segnete die Ausziehenden: „Seid getrost und unverzagt!"

Aber der Tröster war selbst tief verzagt und flüsterte Maike sein Schrecknis ins Ohr: „Sie haben Paulinus zum Enthauptungstode verurteilt."

Sprachlos stützte sich das Mannweib auf den Knotenstock, und der erste Laut, den ihre Lippen lallten, war ein Fluch und das furchtbare Wort: „Fluch über Rungholt, in dem nicht zehn Gerechte sind . . . es soll vergehen im salzen Wasser und werden zum grauen Watt. Sie wollen meinen Paulinus, den einzig Gerechten und Gottgeliebten, töten . . . Domherr, Domherr, hüte dich! Ich will das Haupt und die schlechte Seele und die fünf klugen Sinne dir verrücken."

Maike ließ den Haufen voranziehen und kehrte mit langen, hallenden Schritten durch das Nordertor zurück. Wo sie nahte, liefen die kleinen Kinder schreiend in die Haustüren hinein.

Mit dem Stocke stieß das Weib die Pforte des Domherrnhauses auf, warf den Famulus mit einem groben Weg-da wie einen Federball bis in die Fensternische, trat ohne Klopfen in das Gemach des höchsten Klerikers und verriegelte hinter sich die Tür.

Was zwischen ihr und des Bischofs Offizial gesprochen und verhandelt wurde, hat kein Zeuge gehört.

Als sie mit dem Domherrn ihre Morgensprach gehalten hatte und heraustrat, verzerrte ein grimmig-hartes Lachen ihren ungefügen Mund. Der weiße Theodorus aber lag aschgrau und wie ohnmächtig und alle zehn Finger in die Hand hineingekrallt im Ohrsessel.

Jammernd sprang der Famulus herbei und hielt das Riechfläschchen unter die Nase seines Herrn, welcher seine Augen öffnete und dreimal nieste.

„Prosit, prosit! Soll ich das Weibsbild, das sich an Ew. Hochwürden vergriffen hat, durch die Stadtknechte arretieren lassen?"

Der Aschgraue wurde gallig-gelblich, und der scheintot Gewesene brüllte laut und lebendig: „Das Maul soll er halten . . . weiter nichts."

Theodorus lag im Sessel und schwieg. Haupt und alle fünf Sinne, Menschenklugheit und Bischofsweisheit hatten ihn in diesem Augenblick verlassen.

Maike bog durch die übelriechende Gerbergasse, an deren Ende der Turm der Fronerei sich erhob. — — —

Just als Theodorus in Schein-Ohnmacht fiel, lag die Scharfrichtertochter in der Zellenklappe, lugte zu dem Gefangenen hinein und lächelte.

O, das ist der Jugend Vorrecht, die unter Tränen und noch im Angesicht des Todes zu lächeln vermag.

Paulinus nämlich hatte tiefsinnig sie betrachtet und mit großem Ernst gesagt: „Oda, wie fein Ihr seid!"

„Ihr meinet mein Gewand . . .?" antwortete sie errötend und im Gewissen ein wenig geschlagen, denn die Schalkin schmückte sich, wenn sie zu dem Gefangenen hinaufging.

„Eures Kleides Hellbläue ist eine fröhliche Farbe und gefällt mir wohl." Der Vikar nahm keinen Anstoß daran.

Dennoch entschuldigte sie sich: „Darf ich nicht vom Leid um meinen Vater aufseufzen, nun ich gute Aussicht habe, Euer Leben zu erhalten? Wollt Ihr mir glauben, blindlings, voll und ganz, gehorsam und gewißlich, so wie ein Mensch an Gott nur glaubt? Ich sage Euch! Ob Ihr auf dem Hochgericht schon niederkniet, wenn das Richtschwert über Eurem Haupte schwebt und niederblinkt, es wird nicht Euch streifen . . . wollt Ihr bis zum letzten, bis zum äußersten diesem Wort vertrauen und mir glauben?"

Still vor Angst und Spannung standen alle ihre Züge.

„Oda, ja, ich vertraue Euch wie keinem Menschen und will glauben, was ich nicht verstehe."

Da geschah es, daß ein feuchter Glücksglanz in den dunklen Augensternen schimmerte.

Traumabwesend betrachtete er das Mägdlein und sagte zum zweiten Male: „Oda, wie fein Ihr seid!"

„So sprechet Ihr, weil ich den Brustlatz mit zwei Silberstücken behängt habe ... ach, Ihr werdet es für Welteitelkeit und Weibertorheit halten ... doch leset die Münze und übersetzet mir das Latein der Inschrift!" Um ihre Lippen spielte ein lustig loser Schelm.

Vorsichtig hob er die Münze vom Mieder, und seine Finger zitterten.

„Deo Duce et Auspice," las er und übersetzte: „Unter Gottes Führung und Leitung!"

„Nun seht Ihr, daß es ein frommer Spruch ist, den eine Frau als Schmuck wohl tragen darf."

Paulinus sah sie an und summte seine Antwort: „Ich vertraue Euch, wenn alles, was wir beschließen und machen, unter Gottes Leitung geschieht."

Beide schwiegen, als wäre ihr Geschäft und Gerede beendet, und blieben trotzdem hüben und drüben stehen.

„Oda, wie schön Ihr seid!" Zum dritten Male entfuhr ihm das Wort und klang wie der unverhohlene und unaufhaltsame Verwunderungsausruf über eine neue Entdeckung, die er gemacht.

„Was meinet Ihr?" stammelte sie.

Der peripathetische Philosoph, der augenblicklich in der Türklappe eingezwängt saß, nickte gelehrt. „Ich meine, Euer Antlitz ... es ist nicht deutsch, noch weniger friesisch ... es ist dunkel und doch licht und lebensvoll, wie die Edelzüge jener Römerinnen, die zu des Tacitus Gezeiten lebten. Südländisch sind die schwarzen Augen und das glänzende Gelock, rein und stolz wie Lucretias ist Eure Stirn und echt römisch die leicht gebogene Nase."

Oda warf den Kopf in den Nacken und lachte. „Ich bin eine Römerin! Ja, mein Vater hat mir erzählt, daß unser

Vorfahr aus Köln, der großen Rheinstadt, nach Rungholt gekommen ist. Wollt Ihr unsre Historie hören, wie ich sie mir erraten und erdichtet habe? Zu den Zeiten des Kaisers Tiberius stand ein gebräunter Kriegsknecht, der aus Latiums Gefilden stammte, in dem Römerkastell auf Wache, und er sah die blauäugige Allemannin täglich nach dem Brunnen gehen und schöpfen. Publius — so hieß er — nahm ihr eines Tages die Krüge ab und trug sie bis zur Hütte. Waldtraut aber — also war ihr Name —, die auf römisch nicht zu danken wußte, schwieg errötend. Obgleich sie lateinisch schwer erlernte und er wenig allemannisch radebrechte, haben beide dennoch sehr gut und sehr bald mit den Lippen sich verständigt . . . Publius ward unser Ahnherr. Aber ach, ein Urenkelsohn der blonden Allemannin wurde auf ruchloser Tat in Köln ertappt und vom Henkerstrick zum Henkeramt begnadigt, weil der letzte Galgenmeister just gestorben war. Also sind wir, obgleich aus edlem, römischen Patriziergeschlecht entsprossen, eine schlechte, unehrliche Scharfrichtersippe geworden."

„Was ist das für ein plebejisches Geräusch?" sagte Paulinus aufhorchend.

„Laßt die Schinderknechte schreien und sich zanken!" erwiderte Oda in Eifer, „glaubt Ihr meiner Mär? Ja, in Köln am Rhein ist noch viel Römerblut."

Beide lauschten, denn lautes Stimmengewirr drang von unten herauf.

Mit der wunderlichen Maike, die soeben die Fronerei betreten hatte, wollte Hinze seinen unverschämten Narrenspaß haben.

„Ach, mein Süßherz," sprach er schmachtend und den Arm um ihre breiten Hüften schlingend, „so . . . nun habe ich Euch mit meiner Hand unehrlich gemacht, und Ihr müßt des Teufels Feinliebchen sein . . . ich will aber einen deftigen Schmatz als Siegel darauf setzen, wenn Ihr eine Mark bar und richtig mir bezahlt . . . hihi, hoho, haha!" Er schüttelte sich vor Lachen über seinen faulen Witz.

„Wofern Ihr mich nicht flugs loslaßt, will ich Euch eine Maulschelle schlagen, daß Ihr am hellichten Tage Sonne, Mond und Sterne tanzen sehet . . . ich hab' mit der Scharfrichtertochter zu reden." Die brummende Maike verstand keinen Spaß und machte fürchterliche Augen.

Hinze rief die Treppe hinauf: „Ein menschliches Unwesen, das wie ein Bär knurrt und wie ein Mann in Weiberröcken aussieht, verlangt nach Euch."

Oda hat Maikes Bitte erfüllt und sie allein in den Turm hinaufgelassen.

Unter vier Augen sah die Alte ihren Paulinus wieder, streckte durch die Öffnung ihre Hände und streichelte seine Wangen. „Mein Sohn, mein lieber, guter, treuer Sohn!"

„Ach, wäre ich dein Sohn," seufzte er, „jene, von der du mir erzähltest, als wir am Strande gingen und du auf der Robbe einen kleinen Seeritt machtest, jene arme Paula starb von ihrem Knäblein hinweg . . . ich hab' keine Mutter und — keinen Vater."

„Du hast einen Vater . . . lege dein Ohr an meinen Mund! Nun will Maike reden, nun muß Maike reden und dich retten. Ich kenne einen Mann, der auf den Bischofsstuhl sich schwingen möchte und in dieser Zelle sitzen müßte."

„Was weißt du von dem Domherrn Theodorus?" Paulinus hielt den Atem an.

„Vor sechsundzwanzig Jahren war er Leutpriester in Ackenbüll . . . und eine schmucke Jungmagd diente in der Pastorei . . . wie es möglich ist, daß sie der Versuchung und Verführung unterlag, bleibt mir unerklärlich . . . wie im Weltanfang jener Engel fallen konnte . . . warum wohl der Herrgott den Satanas nicht erschlägt . . . Maike weiß es nicht, viele unerklärlich wirre Rätseldinge gibt es."

Paulinus stöhnte, und sein Herzschlag stand still. „Wer war die Magd?"

Des Mannweibs Augen rollten. „Ha, mein Sohn, sie werden dir kein Haar ausraufen . . . ich bin heute bei dem

Domherrn gewesen und halte ihn in meiner gewaltigen Hand, die, wenn es sein muß, grausam ist und seiner nicht schont ... jene Jungmagd wurde in ihrer Schmach hinausgetrieben und hatte ihre Stunde in meinem Hause ..."

„Wer ist mein Vater?" schrie der Gefangene.

„Der Domherr Theodorus ..."

Da schlug Paulinus auf den Estrich, auf die Knie nieder, und sein Kopf sank auf das Strohlager, als habe der plötzliche, seinen Lebensanfang grell beleuchtende Blitzstrahl dieser Botschaft ihn erschlagen.

Das Mannweib weinte. „Ich habe fünfundzwanzig Jahre geschwiegen und mußte dir weh tun, um dich zu retten ... leb wohl, mein lieber, lieber Sohn!"

Schweren Schrittes ging sie und wischte sich die schmerzstarren Augen.

Reg- und dennoch ruhelos lag Paulinus auf dem Estrich, bis er aus der tiefsten Tiefe der Verzweiflung emporschrie: „O Herre Gott, deine Gerichte fahren wie ein Gewitter über mein Haupt ... ein Greuel war meine Geburt. In Schmach ward ich geboren, und die Sünden meiner Erzeuger werden heimgesucht an mir. Unehelich und unehrlich! Nun ist es genug, Herr, und allzuviel des Bösen ... nimm meine müde Seele fort!"

Der bisher so mutig beharrliche Mann war endlich kampfmüde geworden.

Oda schwebte die Stiege hinauf und flüsterte durch die Türöffnung: „Paulinus, Paulinus!"

Er sprang empor: „Weib, weiche hinweg! Vom Weibe ist die Sünde und alles Elend und Unheil der Erde gekommen."

Oda hörte fassungslos die Rede und stieg verstummt und verstört in das runde Turmgemach hinab. — — —

Hinter dem Nordtore hatte Maike ihren Haufen eingeholt und schritt voran, um in Uttermark Quartier zu bestellen.

Die Bauern gaben den Vertriebenen, die auf eine dünne Strohschicht niederkauerten, Unterschlupf in ihren Scheunen.

Weit rissen die Dünenleute am Morgen die verschlafenen Augen auf, denn die Wetterfahne wies nach Westen und von allen Dächern rieselte das Wasser. Von der bösen, beißenden Frostnot befreit, zog die Schar auf das flache, unfruchtbare Hochmoor hinter Uttermark — eben dasselbe, auf dem Kurt, der Kirchenbrandstifter, von dem Kiebitz seinen Verfolgern verraten worden war.

Sogleich begannen die Männer Torfsoden zu stechen und zu ärmlich kleinen Hütten übereinander zu schichten, damit sie wenigstens eine Erdgrube zum Wohnen und nicht den Himmel bloß zum Dache hätten. Maike, die für zwei Männer schaffte und bis spät abends sich nicht schonte, geriet in heftigen Schweiß. Durchnäßt legte sie sich in der feuchten Höhle nieder und bestand eigensinnig darauf, daß sie diese Hütte, die unfertige und schlechteste von allen, haben müsse.

Todmüde schlief sie, am Morgen aber schüttelten Frostschauer ihren kräftigen Körper, der noch niemals krank gewesen. Als die Nachbarn der Langschläferin ihren guten Morgen boten, lag sie im Hitzfieber und hatte brennend rote Wangen. Wechselweise hielten die Frauen Wartung und Wache bei ihr.

Das robuste Mannweib wurde siech und immer siecher, trank das moorig braune Wasser und redete in Fieberphantasien und Todesahnungen.

„Horch! Hört Ihr es nicht hämmern? Meinen Sarg nageln sie."

„Sie schlagen ja die Sparren des Daches zusammen."

Die Kranke, welche in die beste und dichteste Hütte hinübergetragen worden war, sah ein Gesicht, richtete sich empor und streckte die Hand aus: „Siehe . . . Gott grüße dich, mein Bruder Reimer, der du vor achtzehn Jahren ertrankst und draußen in der Westsee begraben liegst . . . wie sind deine

Langstiefel so voll Wasser? Reimer, du willst wohl den weiten Weg nach Hause mich geleiten . . .?"

„Maike, Maike!" rief die Pflegerin, „kennst du nicht Tedje, der nach deinem Befinden sich erkundigt?"

Traurig raunten die Dünenleute, die jetzt Moorbewohner geworden waren, miteinander: „Sie hat den Ertrunkenen gesehen . . . und habt Ihr nicht den Kiebitz, den sonst so scheuen, bemerkt, der dicht vor der Haustür hockte? Das bedeutet Sterben . . ."

Viele weinten. „Wird Maike, unsere hilfreiche Mutter, von uns genommen?"

Und alle waren in großer Betrübnis und taten Fürbitte für die Erhaltung ihres Lebens.

*

Fünfzehnter Abschnitt.

In der Neujahrhundertnacht.

Naßkalt und nebelgrau tagte der aufdämmernde Silvestermorgen, der letzte Morgen des scheidenden Säkulums und des Jahres 1300.

In das Pluviale der Kleriker eingewickelt, drückte sich ein fröstelndes und spindeldürres Männchen an den Häusern der Gerbergasse entlang, schielte unter der vermummenden Kapuze scheu nach allen Seiten und schoß dann, möglichst klein geduckt und wie ein verplustertes Kleiderhäuflein anzusehen, in die Fronerei hinein.

Hinze beugte sich und gaffte unter die Kapuze — beide Augen und der breite Mund blieben sperrweit offen stehen: „Herr . . . Herr . . . Hochwürdigster . . . ich bin baß verwundert . . . welche Ehre!"

„Macht mir keine Unehr . . . still und kein Geschrei im Hause! Kommt mir nicht zu nah mit Euren Fingern!" Theodorus hatte ein untersiegeltes Schreiben hervorgeholt, das er mit zwei Fingerspitzen dem Kloakarius hinhielt: „Dieser Ratsbrief bestallet Euch zum Nachrichter von Rungholt."

Hinze, der die Hand nicht küssen durfte, drückte brünstig seine Lippen auf das rote Siegel und schniefte: „Welche Gnade . . . welcher Gottessegen ergießt sich über mich am Silvestermorgen . . ."

Die scheue Stimme wurde scharf und schnarrte: „Ich begehre keinen Dank, nur gänzliches Schweigen von meiner Gegenwärtigkeit an diesem ungebührlichen Ort . . . unter vier Augen will ich dem verurteilten Vikar die Beichte hören."

Theodorus stieg kraftlos und keuchend die vielen Stufen bergan. Herunter fiel die Türklappe, und vier Augen standen einander gegenüber mit kaltem, versteinertem Blick. Vater und Sohn! Sohn und Vater, die zum ersten Male sich erkannten und seit Jahren täglich ohne Liebe, ohne einen Zug des Herzens oder Blutes sich begegnet waren.

Tiefes, schweres Schweigen!

Schmutzig-weißer als die unsaubere Kalkwand war der weiße Theodorus, und unhörbar schlugen seine paar Zähne aufeinander.

Wie er stotterte und die Worte aus der Kehle stieß: „Die närrische Dünen-Maike ist bei dir gewesen . . . wirst du reden, was sie schwatzte, bin ich ein ausgelöschter, von seiner hohen Stätte gestürzter Leuchter . . . der gewesene Domherr kann sich selbst nicht helfen, geschweige dir beistehen . . . wirst du aber stummen Mund behalten, werde ich erwirken, daß des Urteils Exekution um Wochen hinausgeschoben wird. Während dieser Frist finde ich Mittel und geheimen Weg, auf dem du in die Freiheit und Fremde fliehen kannst."

Des Paulinus hohe, eherne Stirn zog sich in Unmutsfalten: „Geh mit deinen schlechten Schleich- und Hintergassen!

Ich hab' meinen treuen Gottvater, welcher tausend Wege, mich zu retten, weiß."

Des Domherrn Knie knickten, und er lispelte, in sich zusammengeschrumpft: „Willst du . . . deinen Vater . . . verderben . . . und dich mit mir?"

Bleich und die Lippen beißend, aber groß und hehr richtete sich der Vikar empor.

„Wehe dem Menschen, durch welchen ein Ärgernis kommt, dreimal wehe den Priestern, deren Pfaffenkinder in der Welt verderben! Aber meine Seele wird nicht von dir gefordert werden. Ich bin nicht dein Verräter und nicht dein Richter. Doch die Wahrheit, die du dein Leben lang verkehrt hast, muß ich dir ins Gesicht schleudern und schlagen. Du bist verdorben in deiner Aftergerechtigkeit, verraten hast du dein eignes Blut und meine arme Mutter in Schmach und Tod hinausgetrieben. Ein Lügner und Mörder von Anfang bist du. Zwischen dir und mir ist eine Kluft, wie zwischen Himmel und Hölle. Der Allmächtige von oben, vor dem die finstern Engel mit den gellenden Sturmposaunen reiten, wird dich und deine Schriftgelehrtensippe und Rungholts Gerechtigkeit richten."

Eine schlotternde Jammergestalt kroch die Stiegen hinab und schwankte aus der Froneret. — — —

Alle Glocken der Stadt läuteten in hellen und hohen Lobtönen. An der Schwalmauer und auf dem Markte stand das gaffende, schaulustige Volk, Kopf an Kopf, Hauben und Hüte und Zipfelmützen und fliegende Haare, bärtige, rotbackige und verrunzelte Wangen, alles durcheinander gewürfelt.

Alle Hälse reckten sich, als der lange Männerzug, der in feierlicher Prozession die Domkirche umzog, vorbeikam. Unter dem Purpurbaldachin schritt Theodorus in dem prunkenden Domherrenornat, hinter ihm die hohen Kleriker der Stadt und zu beiden Seiten der gesamte Rat. O, wie stolz und steil der Bischöfliche sich hielt, trotzdem er an den goldbeladenen Gewändern schwitzend schleppte. Aber sein Angesicht glich einer

gelblichen Mumie, deren welker Leib von Schmuck und Edelsteinen starrt.

Alle Männer in dem Zuge trugen hoch die Köpfe und traten fest mit ihren Füßen. Jeder hatte die Silberkette mit dem Brustschilde umgehängt, auf dem St. Jörg, der fromme Ritter, den Lindwurm mit dem Speer durchbohrt.

Die St. Jörgensgilde, die vornehmste von allen, die in ihre Brüderschaft nur die reichsten Bürger aufnahm, hielt heute ihren Kaland und feierte gleichzeitig ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest, denn Anno 1100 am letzten Tag des Jahres war sie von zwölf ehrenfesten Männern gegründet worden. Jetzo zählte die Gilde mehr als hundert Mitglieder, lauter wohlgestellte, ehrenfeste Ehrenmänner.

Die Prozession verschwand in der Domkirche, allwo an dem mit dicken Wachslichtern geschmückten Marienaltar eine Seelenmesse für alle toten Brüder gelesen und dann das Hochamt zelebriert wurde.

Während desselben hatten zwölf Stadtarme, die das Bettlerzeichen trugen, in dem Erdstockwerk des Tinghauses, welches der Gildesaal war, sich versammelt und auf zwölf Stühle recht gezwungen und verlegen sich gesetzt.

In corpore trat der Rungholter Rat ein, und die Ratmannen, welche Waschschalen hielten, beugten sich nieder und wuschen den greisenhaften Männern die vorher im Badhause gesäuberten Füße. Fedder Heikens aber folgte würdevoll und bedächtig und trocknete mit der Handzwehle die Wassertröpflein hinweg.

Auch die anderen Gildebrüder wollten tun nach dem Wort „Dienet einander". Mit Braten und Brot bespeisten sie die Armen und nötigten und atzten und mästeten sie, bis die Ärmsten traurig wurden, weil sie keinen Bissen mehr hinunterwürgen konnten.

Schmunzelnd, wie nach einem erheiternden Scherze, gingen die Gildeleute auf den offenen Markt hinaus und trugen Körb-

chen, angefüllt mit kleinen Münzen. Zwei Kupferblafferte legten sie in jede ausgestreckte Hand. Aber weil sein großer Korb nicht leer geworden war, nahm der Ratsherr die Blafferte handvollweise und streute sie mit dem Wurf des Sämanns über die Köpfe des Haufens. Um- und übereinander purzelten Knaben, Greise, umgestülpte Frauenröcke — o, das war ein spaßiges Greifen, Grapsen, Raffen, Reißen und Geraufe. Sogar der würdige Heikens mußte seine schmalen Lippen zu einem Lachen verziehen.

Drüben unter den Zuschauern dieser Silvester-Volksbescherung reckte sich der lange Deichschreiber, der das joviale Lächeln des Ratsherrn bemerkte und dabei dachte: Heute ist er in der Stimmung, mit Gunst mich anzuhören, heute sag' ich, was ich schon zu lange verschwiegen habe. —

Vor einem stärkenden Becher Glühwein saß Heikens in seiner Schreibstube, unbeweglich das Pharaogesicht, auf dem nur überlegene Kühle und kühle Überlegung zu lesen war. Nachdem er einen Schluck genommen, sagte er zu Folkert: „Wenn nichts von Amts wegen, wird es ein persönliches Anliegen sein . . . zum neuen Jahre wollt Ihr Euer Gehalt gemehrt haben . . . besitze ich nicht eine sonderbare Sehergabe?"

„Nein, Ihr seid ein schlechter Rater." Ohne Umschweife und Umschreibung redete Folkert, obgleich die Zunge ihm im Munde auszuquellen schien: „Eure Tochter Inge bitte und begehre ich zum Eheweibe . . . wir haben uns lieb und wert gewonnen."

Heikens sah über den Becher hinweg und sprach wie zu sich selber: „Jawohl, aus den Geschlechtern werde ich mir einen Eidam wählen . . . nur gleich und gleich gesellt sich gut an einem Haustisch."

Folkerts Augen sprühten: „Hab' ich nicht Euer Wort, andeutungsweise, aber deutlich?"

„Was? Wie kann ich, der Verliebtheit verabscheut, auch nur ahnen, was verliebte Toren sich zurechtdeuteln? Ihr er-

staunt mich! He! Habt Ihr von mir ein Geschriebenes gesehen oder ein Mündliches gehört?" Zur Stärkung nahm der Ratsherr einen tiefen, tüchtigen Schluck Wein.

Der Deichschreiber kehrte sich auf den eisenbeschlagenen, klirrenden Stiefelhacken und rief: „Neujahr, Neujahr bringt den Abschluß und die Rechnung."

In seiner Stube warf er sich hin und lachte wild: „Das Recht hab' ich gebeugt und mein Gewissen betrogen . . . ha, ich elender, betrogener Betrüger!" — — —

Im Turmgemach der Fronerei hielt Oda dem Kloakarius den Zeigefinger entgegen. „Immer drei gut gemessene Schritte mir vom Leibe!"

„Auch wenn Ihr mein Eheliebchen seid?"

„Auch dann vielleicht . . ." Dem Mädchen, das die Schultern hochzog, lief es kalt über den Rücken. „Wollt Ihr den Pakt schließen und mit dem Schwerte fehlschlagen, so daß der ungerechten Justiz Genüge geschieht? Sobald Paulinus frei und heil die Richtstätte verlassen hat, trete ich viell . . . mit Euch vor den Altar." Sie verschluckte ein Wörtlein.

Er knurrte: „Auf noch so viele Vielleicht ist kein Verlaß."

Oda blickte hinweg. „Ich meine nur . . . könnte ich nicht vorher sterben?"

Hinze grinste roh. „Gut und grob geredet! Ich will keinen Pakt schließen, sondern mit Inbrunst den dicken Buttermilchskopf Eures Priestergalans absetzen . . ."

„O, geh, du Teufelsunhold!"

„Nein, komm in meine Arme, du Engelsholdin! Wer ist so dumm zu kaufen, was er umsonst haben kann? Sieh dieses Schreiben mit dem großen Wachssiegel! Der weise Rat hat mich zum Nachfolger des mit dem Tode abgegangenen Henneke, zum Scharf- und Nachrichter, zum Oberschinder und Fronwächter, ernannt und bestallt, doch mit einer Bedingung . . . nun horchet auf, hochzimperliche Jungfer! Mit der Maßgabe und Kondition, daß vorbesagter Hinze die hinterlassene Tochter,

welche leicht der Stadt zu Beschwer fallen möchte, versorge und zu seinem Weibe mache. Oda, ich muß von Amts wegen Euch heiraten."

„Und ich von ganzem Herzen Euch verabscheuen und hassen." Furchtbar flammte ihr Antlitz.

Hinze schnellte vor. Nieder beugte sich seine gelbliche Larve und berührte mit den eklen Lippen ihr Haar. War Oda ohnmächtig geworden, daß sie widerstandslos die Liebkosung über sich ergehen ließ?

Nein, sie lag still, in den Arm sich schmiegend, und lugte verstohlen und nestelte unbemerkt vom Gürtel das Schlüsselbund los. Dann stolperte er, von dem unerwarteten Stoß ihrer kleinen, aber kräftigen Faust getroffen, drei Schritte zurück.

Als er auf sie ansprang, schwang Oda die schweren Schlüssel als Waffe, zielte zornkalt und schlug ihm die freche, die dröhnende Stirn, so daß er, wie ein vom Beilhieb betäubter Stier, auf den Füßen taumelte.

Wieselflink wischte sie hinaus und flog nicht turmabwärts, um die Gasse zu gewinnen, sondern die Stiege hinan.

Fluchend und brüllend, mit dem blutunterlaufenen Blick, der alles doppelt sieht, schwankte er ihr nach. Schon tauchte sein kurz geschorener Kopf über der Treppe empor, als die Falltür mit solcher Wucht auf den Schädel niedersauste, daß der Kloakarius die Besinnung verlor und alle Viere von sich streckte.

Nachdem Oda die Tür verschlossen, öffnete sie die Zelle und rief Paulinus zum Beistand herbei: „Flink! Wir wollen die Tür verrammeln. Der scheusälige Schinder darf mich nicht mit den schmutzigen Fingern anfassen."

Nachdem der verdutzte Vikar die Sache begriffen hatte, zeigte er sich anstellig. Beide schleppten die Bettschragen, Tische und Schemel aus den Zellen und bauten auf der Falltür ein hohes und schweres Bollwerk.

Nachdem das Werk getan, fiel die herzklopfende Furcht von ihr. Tief aufatmend, aber ruhig setzte sie sich neben Paulinus und erzählte. Am Schlusse hob sie den vollen Blick zu ihm empor.

„Wir treiben auf einem Schiffe, verschlagen auf hoher See, und ins Ungewisse steuert unser Schicksal . . . aber, ob es zum Guten oder Bösen endet, gleich und gemeinsam wird es sein."

„Ja, unser Geschick ist eins und unzertrennlich", flüsterte er, ihre Hand umfassend. — — —

Unbehaglich und feuchtkalt war das Wetter. Kein matt schimmernder Sonnenblick erhellte den letzten Tag des dreizehnten Jahrhunderts. Unsichtbar ging die Sonne auf und ihrem Untergange zu. Große, graue, regenlose Wolken zogen immer eiliger von Nordwesten nach Südosten. Wohin wollten sie, und wer trieb sie? Immer lauter pfiff der Wind, zum Sturmreigen aufblasend, so daß die Wolken mit fliegendem, zerfetztem Schleier am Himmel hintanzten.

Es dämmerte auf dem Südstrande und wollte Abend werden. Die Schatten stiegen, und die Grauwolken flogen tiefer. Krächzende Krähen trieben mit dem Wetter auf den schwarzen, segelnden Schwingen und ließen sich in den Eichenwipfeln zur Nachtruhe nieder. Weiße Möwenschwärme strebten kreischend von der Westsee dem Lande zu.

Auf dem Deiche stand ein halbwüchsiger Bursche, schmächtig von Gestalt wie ein Zwölfjahrsknabe, aber von der dicken, weiten Wolljacke unbeschaffen aufgebläht, und dachte altklug und wetterkundig: Warum suchen die Seevögel den Deich? Dieser Nordost wird kein Krümper bleiben . . . nicht umsonst schreit die Möwe ihre Sturmwarnung. Gott sei Dank, daß wir nicht Neumond haben! Aber kann nicht der Herrgott auch ohne den Mond, der des Weltmeers Gewässer schöpft und ausschüttet, die Springflut uns senden?

Der Bursche, der wie ein Schiffsjunge aussah, stieg in die Stadt hinab und eilte nach der Schneidergrube, wo er an

das Häuschen pochte, in dem die Winkler ihre Zusammenkünfte gehalten hatten.

Der Weber öffnete die Tür und fing an zu weinen. „Mein Sohn, mein Sohn, du bist nicht gestorben und nicht verdorben unter bösen Menschen."

„Nein, Kurt Widerich nahm mich im Boote mit bis Hammaburg, von wo ich auf dem Landwege nach dem Dünendorfe und, von der Leere der Häuser geängstigt, nach Rungholt lief. Viel Furcht und Sorge und Schrecken machte ich mir, bin auch draußen auf dem Moore gewesen und habe dich nun endlich gefunden, mein Vater."

Meinert wischte sich mit dem Ärmel der Wolljacke die Augen und fragte und drängte: „Wo sind deine dichten Seehundsstiefel? Weil die Schleuse geschlossen, ist die Dünenau angeschwollen . . . ich weiß nicht, ob wir hinüberkommen . . . zieh die Stiefel an und haste mit mir nach dem hohen Moore."

„Was soll ich auf dem Moore?"

„Mutter Maike liegt im Sterben und will vor ihrem Hingange dich grüßen und gesegnet werden."

Stracks und ohne Antwort fuhr der kurzbeinige Weber in die allzu langen Stiefel hinein, und sie stampften miteinander in die dunkle Nacht und das heulende Unwetter hinaus, weit vornüber geneigt und gegen den Sturm sich stemmend.

Ratlos standen sie auf dem durchnäßten Grunde. Die Planken der Fußbrücke waren verschwunden und jene sanfte, schmale Au, die sonst träge zwischen Wiesen sich hinschleppte, war durch die Tauschmelze ein breiter, tiefer, von tanzenden Eisschollen angefüllter und bösartig gurgelnder Wasserstrom geworden.

Wie blank am Tage, wie schwärzlich und unheimlich zur Nachtzeit ist flutendes Wasser.

Bis zum Griffe stieß Nomme den Stock hinein, der keinen Grund fand. „Wir werden's nicht durchwaten."

„So müssen wir zurück durch die Stadt und die Dünen und auf dem Haffdeiche entlang einen Umweg von mehr als

drei Stunden machen." Der Knabe hielt die Hände wie ein Sprachrohr, um verstanden zu werden.

„Drei lange Stunden! Soll die treue Maike ungetröstet ihre Augen schließen? So gewiß eine Seele mehr wert ist als zwei Leiber, müssen wir hinüber ... können wir nicht beide schwimmen?"

Meinert lugte den Strom hinauf. „Schlecht segeln ist noch immer besser als gut schwimmen, sagt der Schiffer ... ist nicht jene breite Scholle ein Flachkahn, der uns trägt? Vater, deinen Stock ... den Stock!"

Der einstige Likendeler, der das Handwerk gelernt zu haben schien, holte mit dem Stocke aus und hakte und enterte das aus Eis gebaute Flachboot. Vater und Sohn tauschten mit dem unsichtbaren Himmel einen kurzen Blick und sprangen und trieben auf der schwachen, schwankenden Scholle über das gurgelnde und grausha̧fte Wasser.

„Vater, wirf dich nieder, damit du nicht auf der Glätte ausgleitest!" schrie Meinert und stakte und steuerte mit dem Stocke zwischen den Schollen.

Nomme lag auf den Knien, ohne sich zu fürchten, doch nicht ohne sich zu fragen: Ist eine Seele mehr wert als zwei Leiber? Habe ich mich mutwillig in Todesgefahr begeben?

Dreimal stießen sie gegen das jenseitige Ufer und wieder zurück in den Strom. Meinert, dessen Enterhaken in dem weichen Wiesenrande ausriß, schrie durch den Sturm: „Vater, auf! Wir müssen springen, ehe die Scholle an der Böschung zerschellt ... Vater, jetzt! In Gottes Namen ..."

„In Gottes Namen ..." klang es dumpf von unten.

Der gewandte Bursche hatte den Weitsprung gemacht, stürzte sich nieder auf den Uferrand und stierte in den finsteren Strom. Nomme war verschwunden! Aber dort — drei Schritte von ihm tauchte ein Gegenstand auf — und weit vorgestreckt schlug Meinert seinen Enterhaken in die dunkle Masse, zog und zerrte, hob und hißte, bis er das Kleiderbündel geborgen hatte.

In den langen Seehundsstiefeln stak der Stockgriff. Kopfunten kam der schmächtige Weber auf das feste Land und fing an zu lachen und zu loben, trotzdem die Eiskälte ihn bis auf die Knochen durchschüttelte.

Sie stampften sich warm und kamen durch Uttermark und nach dem hohen Moore.

Der Nordweststurm brauste ungebändigt über die kahle, freie Fläche. Ein Gewaltiger ist die Luft, wenn sie weht und wütet, und das ungreifbare Element packt und greift, schnaubt und schleudert. Um nicht verworfen zu werden, mußten die Moorwanderer vor den heftigsten Stößen sich platt auf den Grund niederlegen.

Während des Niederkauerns kam Meinerts Frage: „Ob auf dem Haffdamm wohl die Deichwache schreitet?"

„Nein, ich sehe keine Feuerbaken brennen . . . die Menschen werden ihren Neujahrsschmaus halten oder schlafen."

In Maikes Erdhöhle war lautlose Stille, obgleich Kopf an Kopf sich drängte. Alle machten Raum, so daß die beiden Ankömmlinge den warmen Platz am Herdfeuer erhielten.

Der stolze Sturm, der an hohen Bäumen und steinernen Häusern seine Stärke zu messen für wert geachtet, fuhr verächtlich oder voll Erbarmen, ohne Schimpf und Schaden anzurichten, über die niedrigen Hütten der armen Moorleute.

Maike, deren unverwüstliche Kraft durch jähe Krankheit gebrochen war, faßte mit den Händen um sich und redete irre im Fieber: „Seht doch die vielen schwarzen, schreienden Krähenschwärme, die überall schweben und mit den Schnäbeln und Fängen niederflattern . . . o, die Leichen . . . auf dem Felde, in den Städten . . . auf dem Nord- und Südstrande und in allen Harden des Festlandswalles . . . Leichen, nichts als Leichen."

Alle Haare sträubten sich, und Nomme deutete mit dumpfer Stimme: „Wehe, sie hat ein Gesicht gesehen und ein großes Menschensterben . . . eine Manndränke, wie sie nie

zuvor gewesen, wird Friesland ertränken. Gnad uns Gott und allen, allen, die des jähen Springfluttodes sterben müssen!"

Laut aber rief er: „Hat nicht Maike ihr Leben gelassen für die Brüder?"

Die Fiebernde erwachte, erkannte die Stimme und war bei vollen Sinnen. Ihre mageren Finger tasteten nach Nommes Hand. „Stärke mich, denn ich bin schwach und müde!"

„Die auf den Herrn hoffen, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, um einzugehen zu ihrer Ruhe."

„Ach," seufzte sie, „dort drüben in dem Vaterhause gibt's wohl keine Dünenhalme zu drehen . . . und ich soll immer müßig sitzen? Das habe ich stets am schlechtesten ausgehalten."

„Nein, Maike, die Ewigkeit ist keine träge, tote Ruhe, sondern eine immer fröhliche Arbeit mit ewig gleicher Kraft, mit ewig neuem Geist und neuen Zielen. Sorge nicht! Du wirst dort oben schaffen müssen und die Hände und den Kopf voll haben, denn du wirst über sehr vieles gesetzt werden, weil du im wenigen getreu gewesen."

Sie fiel zurück. „Nun will ich erst in Frieden schlafen."

Die Menschen in der Höhle schraken zusammen. Ein greller Blitz zuckte durch den halbdunklen Raum, und der Donner hallte.

Alle schwiegen. Tiefe Schauer wecken die unheimlichen Wintergewitter. Der Ewige spricht, und der rollende Donner ist seine dumpf grollende Stimme.

Maike seufzte und verschied. In dem Seufzer rang sich ihre Seele aus der morschen Staubhütte und trat aus dem Tore der Zeit und hob die Schwingen.

Noch ein Blitz und Donnerhall, daß der Moorgrund bebte!

Im Gewitter, gleichwie der große Prophet des alten Bundes, ist eine ehrlich-schlichte Seele auf Sturmflügeln hinaufgefahren zu Gott. — — —

Kein Stern leuchtete durch der Lüfte Aufruhr, keine zischende Fackel glühte durch die Nacht, und kein Menschenauge wachte auf dem Deiche, der wie eine schwarze, schaumgekrönte Schlange schillerte.

Die Sturzseen brandeten und brüllten. Hoch und immer höher sich aufbäumend, sprengten, taumelten die Wellenberge heran, warfen sich mit klatschendem Hohngebrüll auf den Wall, den sie mehr und mählich unterwuschen, unterwühlten.

Auf dem äußersten Dünenhaupte lag ein Mann platt auf dem Bauche, damit der Wind ihn nicht verwehe. Kein Starker und noch so Sturmgewohnter vermochte dort oben auf den Füßen sich zu halten. Der ganze Dünengrund zitterte bei jedem Stoß der Brandung.

Folkert war der Mann, der einsame Deichwacht hielt und, von dem Anblick durchschauert, dennoch den Gedanken denken mußte: Nichts ist majestätisch grausiger und gigantischer als das wütende Meer, das blindlings berserkert. Als er aber auf den Ort am Dünenpriel sein starres Auge richtete, drang ein Schrei aus seiner Brust: „Wehe, der schlechte Steindamm muß bersten vor dieser Brandung . . . da ist des Südstrandes schwächster Ort . . . da wird der blanke Hans uns bezwingen."

Der Deichkundige kannte des Westmeers grimmig trotzige Art. Wohin es seinen Willen gesetzt hat, wird es einen Weg sich bahnen und brechen. Auf gewisse Orte hat es einen sonderlichen Haß geworfen und wird, wo es einmal Bresche gelegt hat, immer wieder Sturm laufen.

Stundenlang lag Folkert auf dem Dünenhaupte, unverwandt die starren Augen auf den Damm am Dünenpriel gerichtet, der von den Totensteinen des Judenfriedhofs ungefüg und ohne Mörtel aufgetürmt worden war, um mit seinem ungeschlachten Riesenleib den Haffkoog zu decken. Aber wird nicht der wilde Meerrecke ihn übermögen? Untätig und unmächtig einzugreifen, folgte der Zuschauer dem furchtbaren Zweikampf zwischen Wasser und Erde. Der Deichschreiber wußte das Ende . . .

Da . . . da war Rungholts Untergang und Ende . . .

Zum kreisenden Wirbel wurden die Lüfte . . . eine hohe, weiße Gischtmauer erhob sich im Meere und kam stürmend, stürzend herbei . . . dichter Sandrauch verhüllte die Stätte . . . ein donnerndes, kreischendes Gekrach und zitterndes Schwanken, als gingen alle Grundfesten aus ihren Fugen.

Ein Blitz zuckte nieder, und Folkert schloß, von Todesgrauen erfaßt, die Augen.

Der Orkan holte Atem in kurzer Stille.

Als der Sandrauch sich verzog, war der Dünenpriel ein weit gähnender Schlund, durch den die Westsee mit brodelndem Schwalle strudelte. Sie hatte die Totensteine wie Strandholzscheiter in den Koog hineingeschleudert.

Folkert, dem das wirre Haar unter der Mütze sich sträubte, rannte, von den Schwingen des Sturmes getragen, durch die Dünen und die Marsch.

Der Keuchende, den die Milz stach, atmete tief auf. Rungholt war nicht überflutet . . . noch hielt der Mitteldeich, und nur der Dünenkoog war voll Wasser gelaufen. Er rannte weiter, um zu retten. — — —

Schwärz und düster lag der Turm der Fronerei, fester und höher als alle Häuser.

Auf der Treppe unter der Falltür des Oberstocks kauerte auch ein Wächter, der nicht schlief. Dem Kloakarius knurrte der verbundene Kopf, und die zwei rotblauen und eigroßen Beulen, die auf Stirn und Schädel blühten, schmerzten gräßlich. Er fluchte auf den kalten Zugwind und das teuflische Unwetter, auf die schlaue Niederträchtigkeit der Menschen und die eigene Dummheit. Der Oberschließer hatte keine Schlüssel.

Darum mußte er auf der harten Stiege Wache halten und fuchswild und furios sich sagen: Wenn ich die Knechte zum Beistand hole, um durch die verrammelte Tür zu brechen, werden sie mich auslachen und zum Narren vor allen Leuten machen . . . der Rat aber, dem alles zugetragen wird, möchte

mir die schlecht bewahrten Schlüssel und zum neuen Jahre das neue Amt nehmen. Also muß ich hier wie ein Hundevieh auf der Lauer liegen, bis sie ausgehungert sind und sich ergeben. Hihi, mit wahrer Wollust will ich an dem langen Priesterhals mein Meisterstück machen.

Der Hämische, der vor galliger Bosheit platzen wollte, klammerte sich an den labenden Gedanken.

In der ausgeräumten Zelle stand nur ein voller Wasserkrug und eine schmale Schemelbank, auf der sie beide so dicht saßen, daß ihre Arme und Schultern sich berührten. Dort oben auf der Höhe des Turmes waren sie mitten in dem unheimlichen Aufruhr der Lüfte. Der Sturm pfiff und heulte, schrie und schnaubte. Das Fallen der Ziegel, das stete Klirren des Fensterladens, das Krachen der Diele und das Geschütter der aus Feldsteinen gemauerten Wand wirkte grauenerregend auf die zwei Gefangenen, die voll Nachtfurcht unwillkürlich näher rückten.

Oda fragte und flüsterte erregt: „Ist es nicht zur Flucht just das rechte Wetter? In dem Sturme gehen alle Geräusche verloren . . . was, wenn wir lautlos Bett und Tische wegräumten von der Tür und hinabstürmten? Mag jenes Scheusal sich uns entgegenstellen . . . o, ich bin stark und würde ihn mit dem Schlüsselbund niederschmettern wie einen Stier, den der Fleischhauer fällt. Laßt uns miteinander in die Freiheit eilen!"

Er umfaßte ihre Hand und sagte mit fester Stimme: „Deo Duce et Auspice! Was immer wir tun, Er soll uns leiten. Darum ist Kurt Widerich gescheitert, weil er Gewalt gegen Gewalt, Grimm gegen Grimm und Sünde wider Sünde setzte. Wir sind aus einem andern Geist geboren und Kinder des Friedens und Kämpfer der mutigen Geduld."

Jeder Ton ging verloren in dem Getose.

Ihre Hand lag an seinem Halse und ihre Lippen an seinem Ohr: „Höre, höre . . . die Lüfte kreischen, und die Springflut

kommt . . . Paulinus, wir werden . . . wir dürfen miteinander sterben."

Ein schleudernder, alles niederschmeißender Sturmstoß faßte und rüttelte wie mit tausend Riesenfäusten den Turm.

Erschrocken schmiegte sich das Mädchen an die Brust des Mannes, und er legte tröstend und schützend seinen Arm um ihre zitternde Gestalt.

„Der Tod, der alles trennende, reißt die Mauer nieder, die zwischen uns sich türmte." Wer hatte die Worte gesprochen?

Der warme Hauch ihres Atems umwehte ihn, und er fühlte, wie weiche, volle, heiße Lippen dicht unter seinem Antlitz lagen.

Aber Paulinus sagte: „Wir dürfen uns nicht küssen."

Ein Blitzstrahl erleuchtete die Finsternis. Im Lichte erblickte er ihr Angesicht, das weiße und wunderbar schöne.

Er sprach zum zweiten Male: „War nicht ein Kuß der Anfang alles Jammers, daran meine Mutter hinsiechte, und davon ich nicht genesen bin? Oda, wir dürfen uns nicht küssen."

Dicht zusammengeschmiegt saßen sie in der Weltuntergangsnacht — zwei gewitterbange, unschuldige Kinder, die, Hand in Hand und Haupt an Haupt, beieinander vor dem Unwetter sich bargen. — — —

Überhell erleuchtet war der Gildesaal von den dreihundert Wachskerzen, die auf dem Tische und an den Wänden brannten. Die Mitglieder der reichen St. Jürgensbrüderschaft hielten in der Silvesternacht ihr Kalandsmahl. Weit berühmt war das Tafelgerät, aus gediegenem Edelmetall gegossen und kunstvoll ziseliert. Auf Silbertellern zerlegten sie die Speisen, und aus vergüldeten Bechern wurde der duftende Wein geschlürft. So viel Herren an dem Tische saßen, so viel Diener standen hinter ihren Stühlen.

Der Rindsbraten, mit Gewürzen stark gepfeffert, hatte eine gute Magen-Grundlage gelegt. Auf diesem Fundamente baute

eine Schüssel nach der andern weiter. Von den knusprig braunen Brathühnern waren nur Knochengerippe übrig geblieben, obgleich jedem Bruder ein ganzes Hühnchen aufgetragen, dem Rats- und dem Domherrn aber, als den Älterleuten der Beliebung, je zweie vorgesetzt wurden.

So viel kräftigfeste Nahrung erforderte zur Verdauung auch die nötige Verdünnung. Welscher Wein und deutscher, auch Malvasier und Muskateller strömte aus den Fässern in die Dreimaßhumpen, welche fleißig um den Tisch getragen wurden. Das Schenkenamt verwalteten die jüngsten Brüder, die, weil sie den eigenen Durst zu löschen nicht vergessen hatten, schon ein wenig mit den Füßen und den Händen tanzten. Wehe aber, wenn einer von dem edlen Naß verschüttete, mehr als er mit seinem Fuß bedecken konnte — der mußte unter brüllendem Gelächter in die Büchse steigen, wie es hieß, und Buße zahlen.

Groß war die Lustigkeit, und nur die Musika fehlte. Aber weidlich blies und pfiff der Sturmwind draußen zu dem Gildegelage auf. Keiner schien die furchtbaren Akkorde dieser Neujahrshymne zu hören.

Wie die wohlgenährten Herren alle bei vergnüglicher Unterhaltung brüderlich in die Augen sich blickten! Man meinte, weiß Gott und wahrhaftig, zu sehen, wie sie von Herzen einander lieb hätten.

Das laute Stimmengewirr verstummte. Der edle Fisch, der aufgetragen war, wurde mit stillem Wohlbehagen, das durch Worte nur gestört wird, verzehrt. Erst als nichts denn Gräten auf den Silbertellern lag, erhob sich der Domherr, und der weiße Theodorus war durchrötet von dem lieblichen Schimmer, den der welsche Rotwein gibt. Die Geweihten werden ja beim vierten Tischgang auch nur Menschen. Just nicht geistlich, aber geistreich lustig wollte er reden.

„Dieses lachsartige Fischlein, das wir mit Danksagung genossen haben, heißt die Maräne und ist in Welschland der

leckerste Süßwasserbewohner. Aber in ganz Friesland und ganz Teutschland wird die Maräne nur im Rungholter Kirchensee gefunden und gefangen. Wie ist der gottbegnadete und viel begehrte Fastenfisch hierher gekommen? Ein Cistercienser, der aus Italien nach diesem Nord- und Nebellande verpflanzt wurde, sehnte sich nach seiner Heimat und schmachtete insonderheit nach einem Maränengericht, denn schlecht und trocken schmeckten die Schollen und Schellfische. Er bat zu allen Heiligen — umsonst ... demnach mußte der Herrgott selber dran, der ihn auch nicht erhörte. Doch der Leibhaftige, der gehorcht hatte, war wie immer bei der Hand, und der Versucher sagte zu dem übel Geplagten: „Ich will vor dem Morgenrot dir einen ganzen Sack voll Maränen aus Italien bringen, aber deine hungrige Seele gehört mir, wenn ich vor dem ersten Hahnenschrei zurück bin." Das Mönchlein schloß den schlimmen Pakt, und Satanas hob sich in die Luft und brauste von dannen. Inzwischen ward dem armen, frommen Herrn sehr leid, daß er seine kostbare Seele so billig verhandelt habe, und er saß und sann in Schwermütigkeit. Als er schon ein herannahendes Gesause hörte, kam ihm ein listiger Gedanke, und er krähte laut wie ein Hahn. Da erhoben alle Hähne im Stall sofort ihre Stimme. Wütend schleuderte der betrogene Pferdefüßige seinen Sack fort, der mitten in den Kirchensee hineinfiel, in dem die Maränen wuchsen und sich vermehrten bis auf den heutigen Tag."

Viel Beifall tat sich in grinsenden Gebärden kund.

„De swarte Düvel kehrt för Rungholt um", brüllte Ratmann Peters, der sich im Wein übernommen hatte, und seine lallende Zunge lief mit ihm davon. „Jener biedere Mönch, unser Lehrmeister, soll leben! Wir Rungholter schwatzen und handeln selbst dem Teufel ein Ohr ab."

Theodorus, der den Teufel zitiert hatte, räusperte sich: „Wohl ausgelassen und lustig dürfen wir einmal sein, weil wir das ganze Jahr rund sitt- und ehrsam leben ... aber ja nicht

ungescheit und zu voll des süßen Weines, meine Brüder von St. Jürgen!"

Schnell sprach er das Dankgebet.

Der Ältermann Heikens, dessen Pharaogesicht einen menschlich-milden Schimmer hatte, verkündete: „Nachdem das gratias gesprochen, kann die fidelitas zu ihrem Rechte kommen, und jeder mag trinken, soviel er vertragen kann."

Vor den vollen Bechern blieben die Kalandsbrüder standhaft sitzen.

Der rote Theodorus wurde redselig und brachte dem alten Jahre, das durch Mißwachs und Mäusefraß sich schlechten Ruf gemacht, ein kräftiges Pereat. „Mag es verscheiden und verenden!"

Heikens wurde in der Weinstimmung fromm und gottesfürchtig. „Ach, gezählt sind die Güter der Erde. Nur wenige sind zum Wohlstande, den kluger Erwerbs- und Sparsinn gewährt, berufen, und das behaglich-bequeme Leben ist eine kleine, enge Tafel, an der nur eine erwählte Minderzahl Platz findet. Die draußen stehen und uns neiden, möchten mit den Ellbogen sich vorstoßen und uns verdrängen. Aber das soll mit nichten geschehen. Reiche und Arme müssen, ja müssen sein — das ist von Gott! Doch, meine Brüder, wir wollen eine Kollektion machen zum Almosen für die privilegierten ..."

Mitten im Satz riß die Rede ab. Ein furchtbarer Sturmanprall traf das Tinghaus, daß die Wände bebten.

Alle schwiegen, und weinrote Gesichter wurden wächsern. Ziegel zerplatzten auf der Gasse. Zwar der grelle Blitz wurde im Schein der dreihundert Kerzen nicht gesehen. Der Donner aber knatterte und krachte, als wären alle Bretterstapel am Hafen in die Luft gehoben und auf dem Markte niedergeschmettert worden.

„Sancta Maria, ora pro nobis!" murmelten einige.

Aber Theodorus Rufus, der im Weinmut keck und tapfer wurde, faßte sich zuerst und machte einen Witz: „Schlagen wir

nicht Neujahr ein mit klirrenden Scherben und zersprungenen Töpfen? Der Herrgott selber hat das neue Jahrhundert eingedonnert, zum guten Omen, daß es ein lobesames Saekulum sein wird. Es ist nichts, meine Brüder, nur ein kleiner Wirbelkrümper!"

Weil des Sturmes Wut zu verschnaufen schien, erholten sich die Herren der Gilde vom Schreck und pokulierten weiter.

Die zwei Stadtknechte, die als Ehrenwache vor dem Tinghause auf- und niedergehen und unbefugte Gaffer fern halten sollten, waren Schutz suchend in den Hausflur geflüchtet, allwo sie die Morgensterne gegen die Wand lehnten und im Mantel sich verkrochen. Sie schlugen die Zähne zusammen und murmelten:

„Uh, was für ein Wetter . . ."

„Und dabei zerrissene Stiefel an, puh . . . ich habe mich verkühlt", sagte der andere verschnupft.

„Viele, die heute Nacht auf hoher See sind, werden im salzen Wasser sich verkühlen . . . ich glaube, mein Seel', die Welt geht unter."

„Hä . . . hä," schniefte der zweite, „wenn das Wasser kommt, nützt es denen da drinnen nichts, daß sie die längsten und heilsten Stiefeln haben."

Das gottselige Gespräch der Wächter wurde unterbrochen. Der Wind warf einen Mann, der die Mütze verloren hatte, in den Flur hinein.

Die Morgensterne versperrten ihm den Weg. „Halt! Wer da?"

Folkert, vom Lauf erschöpft, keuchte wie ein Blasebalg. „Fedder Heikens ist hier . . . ich hab' eine Botschaft an ihn . . . vom blanken Hans."

„Halt! Keiner darf die Gilde bei ihrem Kaland stören."

„Auch nicht der Herrgott, der mit dem Deichgrafen und Deichgericht ein letztes Wort reden will?"

„Auch nicht der Herrgott", antwortete im Amtseifer der verschnupfte Stadtknecht.

„Hahaha!" Folkert schlug eine wilde Lache auf, während er um die Ecke und in das Haus des Ratsherrn hineinrannte. Die Treppe sprang er hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Inge, die noch angekleidet war, trat verstört aus der Kammer, setzte den Leuchter aufs Fenstergesims und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Bleibe bei mir, Folkert . . . hier, hier will ich mich bergen, bis das Unwetter und die Angst vorübergegangen ist."

Sanft zog er ihre Hände von seinen Schultern und hielt sie fest. „Schwächlich, schmählich und erbärmlich sitzen die Männer und schlemmen . . . Inge, wir müssen stark sein. Der aus den Judensteinen aufgeworfene Damm ist geborsten. und durch die riesige Auskolkung stürzen die Gewässer, so daß der Koog dahinter eine wogende See ist. Wenn nicht der Mitteldeich durch Sandsäcke gesichert wird, ist Rungholt verloren. Das sollst du deinem Vater und den Herren allen ins Gesicht schreien. Geh, fliege mit dem Winde . . . an Sandkornminuten hängt die Entscheidung."

Er geleitete sie eine Strecke und wartete.

Die Stadtknechte senkten ehrerbietig die Morgensterne und wagten nicht, der Tochter des Ratsherrn den Eingang zu verwehren.

Weißwangig und starr blickend stand sie plötzlich im Saale vor den weinerhitzten Gildeherren. Nur einmal im Jahre geschah es, daß sie des tugendhaften Maßes vergaßen.

Heikens strammte sich steil auf die Füße empor, winkte mit heftiger Handbewegung und zog seine Tochter in den Winkel. Sie flüsterten, er unmutig und sie erregt.

„Der Deich im Dünenpriel ist gebrochen . . ."

„Hm, hm . . . dann ist der Koog nicht mehr zu halten . . ."

„Er steht schon voll Wasser . . . und der Mitteldeich wird bersten . . . mein Vater, laßt die Sturmglocke läuten!"

Heikens prallte zurück, seine Rechensinne aber waren nicht mehr klar genug, um das fürchterliche Fazit zu ziehen. „Was eulest und unkest du mir in die Ohren? Jetzt ist es nacht-

schlafende Zeit und zu spät ... wir vertrauen auf Gott, der Rungholt nicht verläßt."

Inge schrie über den Tisch und den Zechern ins Gesicht: „Gebrochen ist der Deich! Wollt Ihr, daß diese Stadt und alle, die da drinnen wohnen, im salzen Wasser ersäufen?"

Ein Durcheinander entstand. „Was? Was ist geschehen?"

Fedder Heikens, in Erbitterung über die dreiste Unbotmäßigkeit seiner Tochter, zerrte sie hinweg und stieß sie an die Tür: „Ich befehle dir, daß du schlafen gehst ... der Herr hält über seiner Stadt die Deichwacht."

Dann wandte er sich dem Tische zu und machte einen breiten Mund und eine möglichst sorglose Miene: „Törichte Weiberfurcht darf uns nicht wirren ... eine Wehle, wie schon mehrfach geschehen, ist gerissen worden ... aber in zwei Tagen werden wir sie verstopfen."

Die Gildebrüder beruhigten sich und tranken weidlich von dem welschen Wein, der das Herz erfreut und die Furcht vertreibt.

Folkert nahm Inge, die der Sturm wie einen Federball warf, auf seine Arme und trug sie in die Stube des Ratsherrn.

„Was erwiderte dein Vater?"

„Er sagte: Wir vertrauen auf Gott, der Rungholt nicht verläßt."

„Hahaha!" Grausig gellte das Hohngelächter und hallte von den Wänden zurück.

„Entsetzlich, entsetzlich ist dein Lachen."

Der Deichschreiber stöhnte: „Es ist unnütz, daß ich schreie ... dieses hartköpfige und trotzerstarrte Geschlecht hat verdorrte Herzen und verklebte Ohren ... wen der Herrgott verderben will, den blindet und betäubt er. Inge, ich kann nicht weinen und aus meiner Seele die blutigen Tränen pressen."

„Aber lache nicht ... dann graut mir vor dir, mein Geliebter ..."

„O, du wirst auch wild auflachen, wenn du die Mär hörst, die ich dir erzähle."

Sie schloß ihm mit einem Kusse den zuckenden Mund. „Still, still . . . küsse meine Lippen und halte mich fest im wirbelnden Unwetter!"

„Nein, du mußt es wissen . . . Schweigen ist die schlimmste Schuld auf Erden. Es war einmal ein Deichvogt auf dem Strande . . . der erkannte mit furchtbar klarer Gewißheit den Ort, wo der blanke Hans durchbrechen würde, und ging auch hin und tat seinem Vorgesetzten Meldung. Weil er aber des Deichgrafen Tochter lieb hatte, malte dieser ihm ein Gaukelbild an die Wand . . . o, der Tor nahm den Trug als Schweigegeld, ließ sich erkaufen und durch eine leere Hoffnung bestechen. Hahaha! Hintennach ist er verhöhnt worden . . . muß nicht der Herrgott selber hohnlächeln, wenn ein Betrüger genasführt und betrogen wird?"

Inge fragte zag und zitternd: „Wer ist der elende Deichgraf?"

„Der pflichtvergessene, betrügerische und betrogene Deichschreiber, der elende, erbärmliche Mann, dessen Urteil du gesprochen, und der seine eigne Grube gegraben hat, bin ich!"

„Ich habe meinen Vater und nicht dich gerichtet." Sie nahm sein armes, irres Haupt, das tage- und nächtelang eine Kampfstätte der anklagenden und aufeinander einstürmenden Gedanken gewesen war, in ihre Hände und liebkoste seine Stirn. „Folkert, so sehr lieb hast du mich . . . ich hätte nicht gedacht, daß deine Liebe so stark sei."

„Ja, stark und steinhart, daß mein Gewissen an ihr zugrunde ging und zerschellte."

Inge schloß seine Lippen mit einem Kuß. „Folkert, ich frage und forsche nicht so viel . . . der Allbeherrscher meiner Sinne, Gedanken und Gefühle ist das Herz, und das sagt mir: Ohne dich ist das Nichts des Unterganges . . . du aber bist mir Seele und Gesetz und Gewissen, Licht und Leben . . ."

„Nein, ich bin dein und mein und der vielen Tausende Tod.“ Dumpf wie das donnernde Gewitter grollte seine Stimme.

Das Weib warf sich in seine Arme. Sie hielten sich umschlungen und versanken in dem Abgrund jener selbstvernichtenden Leidenschaft, die in einem Augenblick sich auslebt und erschauernd stirbt. Je wilder das Wetter tobte, desto stürmischer wurden ihre Küsse.

Das Haus, die Decke, der Estrich wankten und wirbelten. Die ineinander Verschlungenen ließen sich nicht.

„Ich will nicht in des Todes tiefe Grube fahren, eh' ich das volle Glück einmal genossen, eh' ich das Leben einmal ganz gelebt!“

Wie heiße Lohe brach das letzte Wort aus seinem Munde.

Gegen die Mauern brauste es gleich Meeresbrandung.

Der Dachreiter der Uttermarker Kirche flog sechzig Schritte durch die Luft und durchschlug das Strohdach der Pastorei und zwei Betten. Die hundertjährigen Ulmen beugten sich und barsten. Eine Mühle, deren Flügel sich losrissen und wie ein rasendes Rad kreisten, wurde zur Feuergarbe, die gen Himmel stieg.

Über die niedrigen Moorhütten brüllte der Orkan. Friedlich lag Maike auf dem Schragen, und ihr Gesicht war geglättet, als sei eine unsichtbare Hand darüber hingefahren und habe alle Furchen der Erdensorge weggewischt.

Mit stillen Gebeten hielten die Winkler der Toten ein Requiem.

Da erhob sich ein Gellen, ein tausendstimmiges Geschrei der Lüfte. Von Todesschauern ergriffen, merkten sie ein Schüttern und Erbeben, ein Heben und Senken, ein Schwanken und Schweben des ganzen Grundes, als wäre das Moor ein taumelndes Schiff, das von Wellen getragen würde.

Die Moorleute sanken auf die Knie und schrien: „Christ, Kyrieeleison, wir vergehen auf der See.“

Sie trieben auf Meeresgewässern und sind nicht vergangen. — — —

Im Gildesaale war die fidelitas zum ungebundenen Gelage geworden, und seit Menschengedenken wußte keiner sich eines so lustigen Kalands zu erinnern.

Der Domherr kniff die bischöflichen Augen zu und sagte: „Einmal im Jahre ist keinmal."

Feierlich kehrte der Ältermann das Sandglas um und rief: „Zwölf Schläge der Mitternacht hat es geschlagen . . . meine Brüder vom St. Jürgen, gestorben und verschieden ist das dreizehnte Jahrhundert. Es lebe das neue, das vierzehnte! Der Herr weihe es zu einem guten Saekulum und segne Rat und Gemeinde, Ämter und Zünfte, Gilden und Gewerke! Möge Rungholt wachsen und blühen und gedeihen und dennoch im Wechsel der Zeiten unwandelbar sein und bleiben, was es war und ist: Die ehrenfeste und fromme, fleißig und ehrlich ihren Handel treibende Stadt!"

„Prosit, prosit, prosit!" lallten alle tiefgerührt und leerten die Becher.

Ein Tedeum wurde nicht gesungen.

Statt dessen stimmte Theodorus Rufus, der feuerrot von Antlitz war, ein weinfröhliches Schelmenlied an, und alle Brüder brüllten den Kehrreim mit bassiger Stimme:

„Den liebsten Buhlen, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller,
Ein hölzern Röcklein hat er an
Und heißt der Muskateller."

Während des Gesanges vernahmen sie nichts von dem Geschrei der Lüfte und merkten nicht, daß die tobende Windsbraut einen Teil des Daches vom Tinghause hinwegtrug und auf den Markt niederschmetternd das neue Jahrhundert einschlug.

Der Nordweststurm und des Herrgotts Gewitter holten Atem und frische Kraft zum letzten Ringen und Rasen.

Theodorus Albus, der sein Licht unter keinem Scheffel duldete, wollte eine geistreiche Neujahrsrede halten: „Insgemein wird gesagt, daß zu einem glücklichen Leben fünf Wohl vonnöten sind, nämlich: Wohlgeboren, wohlerzogen, wohlgefreit, wohlgelebt und wohlgestorben . . ."

Der Ratmann Peters, welcher trunken war, glotzte den Sprecher mit glasigen Augen an und schrie dazwischen: „Wohlgelebt und wohlgestorben hat dem Teufel die Rechnung verdorben."

„Laßt uns das Sterben streichen!" meinte ein junger Unband, der das verschüttete Getränk schnell mit dem Fuße bedeckte.

„Ihr Älterleute und Brüder," hub Theodorus von neuem an, „in dieser frohen Neujahrhundertstunde nichts, nichts vom Ster—rrben . . ."

Das „Sterben" blieb ihm wie ein Keil im Halse stecken.

Klirrend entstürzten die Becher den Händen.

Einige schienen an dem Schluck, den sie soeben gegenommen hatten, zu ersticken.

Ringsum in greulicher Verzerrung erstarrte Medusengesichter.

Hahaha! Die Windsbraut gellte.

Hohoho! Der Donner hallte.

Huhuhu! Die Brandung brüllte.

Es klang, als wenn alle Himmel ein schaurig wildes Hohngelächter aufschlügen.

Ja, der Herr lachte ihrer, und der Höchste spottete ihrer.

Über Jehovahs ewig ehernes Antlitz glitt ein Zornlächeln, und er blies mit seinem Sturmmunde sie wie Mückengeschmeiß hinweg. Die Gerechten, die vor ihm ein Greuel sind, müssen vergehen in seinem Grimm.

Das steinerne Tinghaus schwankte, wie ein im Winde flatterndes Zelt.

Die Balken knickten.

Das stürzende Dach brach durch die Decke des Saales.

Heikens und die zwölfe, die ihm zunächst saßen, waren in einem Augenblick von den Trümmern erschlagen.

Wohl ihnen!

Furchtbare Minuten währte der Todeskampf der anderen.

Die beiden Theodore, im Drange sich zu retten, gelangten zu einem Fenster. Sie zerrten und rissen und rauften sich, denn jeder wollte zuerst das Gesims erklettern. Da stieß der grob gebaute und starkfäustige Priester den schwächlichen Domherrn so mörderlich, daß dieser bewußtlos zusammenbrach.

Wohl ihm!

Theodorus Rufus riß an dem Fensterriegel. Ein anderer öffnete von draußen — das Westmeer.

Wie aus einem geborstenen Stauwehr stürzte ein strudelnder Wasserschwall hinein und ertränkte alle, die im Tingsaale waren.

Alles, was einen lebendigen Odem hatte, erstickte in den salzigen Fluten.

Der Markt von Rungholt war brandende Westsee, auf der Ertrinkende und Ertrunkene trieben. Zwei Leiber, die sich fest umschlungen hielten, wurden von den Wellen auf- und niedergeworfen. Inges aufgelöstes Haar lag um Folkerts Haupt gewickelt. Sie schienen noch mit todeskalten Lippen sich zu küssen.

In dreimaligem Ansturm hatte der blanke Hans den Südstrand übermocht und Rungholt genommen. — — —

Bei den drei furchtbaren Stößen schwankte der Rundturm und senkte sich nach Südosten. Die im Oberstocke auf dem Schemel beieinander kauerten, stürzten zu Boden und lagen auf dem Estrich.

Schaum und Salzwasser spritzte durch das Fenster.

Paulinus hauchte: „Die Scheide zwischen Licht und Finsternis zerbricht, und die Feste, die zwischen den Elementen gesetzt ist, zerreißt."

Ein Chaos wurde, wie vor der Schöpfung, ein Chaos von Luft und Erde, Himmel und Meer.

Oda legte sich an die Brust ihres Genossen. „Die Welt vergehet. Wo du, mein Paulinus, in Ewigkeit bist, da will ich auch bleiben.“

Und sie küßten sich mitten im Untergange. Was das Leben ihnen versagt, sollte der Tod ihnen gewähren: Das Einssein in ihrer Liebe.

Der Turm neigte sich vor dem Sturm- und Meergewaltigen, aber der Steinkoloß ergab sich nicht, in den Schlamm sich werfend.

Das Gewitter vergrollte und verstummte.

Der blanke, berserkernde Hans hatte sich ausgerast.

Zu wehenden Winden sänftigten sich die Stürme.

Auch die Winde schwiegen mählich, und es wurde ganz stille auf dem Südstrande. Die Ebbe kam, in toter Dünung verliefen sich die gurgelnden Gewässer.

Von drei Riesenflutwellen der über ihre Ufer gespieenen Westsee war die Stadt mit ihren vierzehn umherliegenden Kirchspielen zerstört und zum deichlosen Watt geworden.

Das war Rungholts Ende in der Neujahrhundertnacht.

Allein das verrufene und unehrliche Beichthaus der Diebe und Mörder blieb in der Sindflutverwüstung an seinem Orte stehen. — — —

In der Stadt Flensburg, die Friesland gegenüber an einer Bucht der Ostsee liegt, sangen die Mönche um die Neujahrsmitternacht zu St. Marien ihre Vigilie und waren just bei der Strophe „Du stürzest die Mächtigen vom Throne“, als unter Blitz und Donner das ganze Kirchengebäude erbebte. Der große Leuchter schlenkerte hin und her, und die festen Fugen des hohen Steinaltars klafften auseinander. Schreiend liefen die Mönche in ihr Kloster und wähnten, daß die Welt zerfalle und der jüngste Tag vorhanden sei. Etliche Brüder, die schon schliefen, waren aus ihren Betten geworfen worden, und viele Mauern zeigten Spalten und Risse. Im ganzen Lande zwischen Ost- und Westsee spürte man die Furcht er-

regende Erschütterung des Grundes, die kaum eine halbe Stunde währte. Dann war die Erde still und festgegründet wie zuvor.

Nicht der Deichbruch am Dünenpriel wurde des Südstrandes Untergang. Ein Erd- und Meerbeben wühlte und warf das Westmeer dreimal empor, daß seine Wasser sechs Ellen über die höchsten Deiche stiegen und stürzten.

Ein Meerbeben, das Jehovahs blasender Grimm erregte, löschte Rungholt von seiner Stätte aus.

Das ist „de grote Dod, de grote Manndränke“, von der die Chronisten mit zitternder Feder zeugen.

Sie war die allergrößte von allen Manndränken und hat mehr als 100 000 Menschen in ihren Fluten begraben.

*

Sechzehnter Abschnitt.

Nach der Sündflut.

Endlich war die endlose Nacht hin, und der erdrückende Alb der furchtbar finstren Düsternis hob die schwarzen Schwingen.

Alle Grauwolken der Luft hatten die Stürme hinweggeweht. Immer heller und klarer tagte der Morgen des neuen Jahrhunderts.

Oda und Paulinus, deren Augen nicht voneinander ließen, stiegen Hand in Hand auf die Zinne des Turmes. Die von der Nachtfurcht weiß angehauchten Gesichter der Geretteten waren auch von leuchtendem Frieden verklärt, denn sie glaubten Gott selbst gesehen zu haben.

Der schräg geneigte Turm hatte ungebrochen und ungestürzt den Untergang überdauert. Von seiner Zinne ging der Menschenblick mehr als vier Meilen in die Runde.

In ruhig langsamen Atemzügen wallte die See, und die weite, graue Meerfläche fing plötzlich an zu glänzen und goldig-rot zu blinken von den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Paulinus streckte dem Licht dankende Hände entgegen. „Gelobet sei der Herr, der seine Erde und Sonne erhalten, daß Tag und Nacht, Sommer und Winter nicht aufhören werden."

Aber wehe, wehe! Ein Grauen verdunkelte ihre verklärten Züge, und die schaurige Totentrauer um ein gestorbenes Volk verdüsterte ihnen das Herz. Was mußten ihre entsetzten Augen sehen!

Kein Hahn krähte, kein Türmer läutete, kein Hund kläffte, kein Wagen knarrte. Keine Menschenseele und kein lebendes Wesen regte sich in Rungholt. Die Stadt unter ihnen mit dem gestürzten Dom, den zerschlagenen und klaffenden Häusern, den von Schutt und Schlamm angefüllten Gassen war eine durcheinandergeworfene Trümmerstätte.

Oda schlug die Finger vor das Antlitz und weinte um den Südstrand, dessen Gestalt sie nicht mehr erkannte, und fragte dann mit hin- und herirrendem Blick: „Wo sind die Dünen?"

Paulinus suchte und zeigte mit dem Finger südwestwärts: „Das sind ihre Überreste." Ein niedrig weißer Streif schaute wie eine flache Sandbank über die Gewässer. Das ungestüme Meerbeben hatte das lange, mehr als hundert Fuß hohe Dünengebirge in seine unmeßbaren Abgründe gespült.

Sie hauchte furchtbeklommen: „Wo ist der spitze Kirchturm von Ackenbüll . . . und das Uttermarker Gotteshaus mit seinem Glockenturm und Dachreiter?"

Sie starrten von der Zinne hinab auf ein verschwundenes Land.

Und sein Finger ging von Osten nach Westen: „Wo ist Heverdamm und Gormsbüll und Niendamm und Norder-

wisch und die Fedder-Heikens-Kapelle? Ihre Kirchen sind gestürzt und in Schutt gesunken . . . der Höchste hatte kein Wohlgefallen an ihren Gottesdiensten. Ach, die vierzehn Kirchspiele, darin 10 000 Menschen und unzählig viel Vieh gewesen, sind nicht mehr . . . der Südstrand ist toter Schlick."

Oda schattete vor der strahlenden Sonne und schrie: „Barmherziger Gott! Wo ist das hohe Moor, auf dem die armen Dünenleute wohnen?"

„Ich sehe hinter Uttermark, wo es schwärzlich gelegen, einen großen, breiten Wattensee."

„Warum hat das Gottesgericht Maike, die gute, und die Armen, die mit ihr waren, getötet?"

Solche Frage findet niemals ihre Antwort.

Auf dem Totengefilde lag der Sonnenschein. Überall zwischen den schlammbedeckten Feldern glänzten Seen, wie Tümpel anzusehen. In allen Deichen waren tiefe Grundbrüche, durch welche die Gewässer träg und langsam hinausflossen.

Das Mägdlein bat: „Mir ist bange . . . laßt uns dem Graus entfliehen!"

Nachdem sie das Bollwerk von der Falltür hinweggeräumt hatten, gingen sie die Stiege hinab und mußten erschaudernd über Hinzes aufgedunsenen Leichnam hinwegsteigen. Im Rundgemach öffnete Oda die Truhe und schnürte ein Bündel, in dem sie auch den Silberschatz der Ersparnisse ihres Vaters mit einem Anflug von Lächeln barg. „Es ist unehrliches, aber ehrlich erworbenes Geld und gut für die Fahrt . . . müde Füße und leere Hände sind schlechte Wandergesellen."

Durch Schlamm und Pfützen, über Ziegel- und Schutthügel, Balken und Hausgerät und aufgeschwollene Tierleiber ging ihr Weg. Zur Rechten wandten sie sich und kamen an der Kirchhofswurt vorbei, die das Wasser schroff durchgerissen

hatte. Aus der abgeschnittenen Erdwand, in der die Särge schichtweise standen, ragten Gerippe und Sargbretter, Arm- und Beinknochen hervor. Auf einer Wasserlache trieb ein grinsender Totenschädel, und neben demselben lag ein Ertrunkener auf dem Rücken — der rote Theodorus, der mit offenem Munde und glotzenden Augen in die Sonne hineinsah.

Vor dem Anblick schlossen sie die Augen und erreichten, weiter eilend, den Markt. Da zitterten ihre Glieder, und ihre Herzen stockten. An mehr als hundert Menschenleibern, die dort angetrieben waren, mußten sie vorüber. Und Oda seufzte: „Laßt uns nicht zur Rechten noch zur Linken, sondern zum Himmel emporschauen, damit wir nicht erstarren und sterben!"

Aber Paulinus stand über einem Toten, und seine Stimme schluckte schwer: „Es ist Theodorus . . . der Domherr . . . mein Vater . . ."

„Dein Vater?"

„Ja, er darf nicht unbestattet bleiben."

Sie trugen den Leichnam in den Garten des Tinghauses, wühlten mit einem Grabscheit den Schlammgrund auf und versenkten und bedeckten den Toten, damit er nicht den Krähen und Alken zum Fraße werde.

Paulinus hielt über der Gruft seine letzte Totenmesse und betete leise für die jäh hingeraffte Seele des Mannes, der sein Vater war und sein härtester Feind gewesen.

Hinter ihnen lag die Totenstadt von Rungholt.

Rüstig wanderten sie am Neujahrhundertmorgen der Sonne entgegen und zankten sich einmal um das Bündel, das er tragen wollte und schließlich mit Lachen und Gewalt ihr entriß.

Kein Herdrauch stieg empor, kein Hund schlug an in dem dachlosen Bauerngehöft, keine Menschenstimme schrie um Beistand, kein Laut, als das Gekrächz der Krähen und Möwen erscholl im Lande.

Von dieser Todesruhe geängstigt, fragte Oda: „Sind wir allein übrig geblieben in aller Welt?"

„Ja, wie die ersten Menschen sind wir auf dem unermeßlichen Erdraum . . . fürchtest du dich, meine traute Genossin?"

„Wie sollte ich mich fürchten, da du bei mir und ich bei dir bin, Paulinus?"

Er küßte ihr die Antwort von den Lippen und schaute in ihre Augen, die voll Glaube und Liebe, Zuversicht und Hingebung waren. „Lieb Odalein, sind wir nicht wie Noah und sein Weib . . . auf der Arche der Sündflut gerettet und wunderbar erhalten?"

Ein banges, scheues Geflüster: „Bist du nicht . . . ein Priester?"

„Ja, ich wähne ein Priester zu sein, wie alle wahrhaften Menschen, die in der Zeit die Ewigkeit erkennen und künden."

„Wie darf ich dein Weib sein?" Klanglos und wehklagend war ihre Stimme.

„Sie haben mich aus dem gesalbten Stande herausgestoßen und aller Weihe entkleidet . . . ich bin ein Mensch, nur ein Mensch . . ."

Da warf sie sich mit Ungestüm an seine Brust und liebkoste sein Angesicht, das so weiche und linde, aber auch in Kämpfen gefestigte Züge hatte. Nichts Menschliches war ihnen fremd. In dem reinen Glanz ihrer Augen leuchtete die köstlichste Perle des armen Menschentums, jene eine und innige Edelliebe, die ein Strahl aus göttlichem Urlicht ist. Selig, dreimal selig, wer im Erdenleben die Perle gewonnen!

Das Totendorf von Heverdamm mit seiner Verwüstung und gespenstischen Stille wurde von den Pilgern eilig umgangen. Sie hatten nämlich zur Seite gesehen. In den Zweigen einer Weide hing der Leichnam einer Mutter, die ihren toten Säugling noch im Arm hielt.

Dicht am Strande war ein Boot kieloben angetrieben, das sie umstürzten und ins Wasser schoben. Mit einer Ruder-

schaufel setzten sie über den schmalen Heverstrom, der den Strand vom festen Walle trennte.

Bald erkannten die Geretteten, daß sie nicht allein übrig geblieben seien in aller Welt, denn sie trafen an der schleswigschen Küste lebende Wesen, Knaben und Männer, die eifrig damit beschäftigt waren, das Heer der angeschwemmten Toten zu verscharren. Aus Vorsicht taten die fleißigen Totengräber ihr ekles Werk, damit nicht der Leichengestank die Pestilenz ausbrüte und von der großen Manndränke die mors magna, der schwarze Tod, erzeuget werde.

Südwärts zogen die Wanderer und sahen in einem Lande der Lebenden die Sonne mit purpurrotem Geleucht im ruhig wiegenden Westmeere untergehen.

Es war ihnen eine göttliche Verheißung, daß fortan Friede und keine Sündflut auf Erden mehr sein solle, und der letzte starre Zug des Grauens wich von ihren Angesichtern, die ein weiches, wundermildes Lächeln erhellte.

Sie waren bis in die Marschgegenden von Eiderstedt gekommen, die von dem Meerbeben und Überstürzen der Gewässer weniger gelitten hatten, weil die Menschen allhier auf hohen Wurten seßhafter und geschützter wohnten. Im Dorfe Witzwort wurde Nachtherberge gemacht, und Paulinus schlief auf einer Streu bei den Kühen im Stalle so fest und gut, daß er den Schlaf zweier Nächte in einer erledigte.

Als die zwei, die sich für die letzten Rungholter hielten, in der Morgenfrühe weiter zogen, kam ein schmächtiges und flinkfüßiges Männchen ihnen entgegengetrippelt, welches in Gang, Gestalt und Gebärden und bis aufs Haar dem kleinen Weber glich.

Und es war nicht sein Doppelgänger, sondern Nomme selbst wie er leibte und lebte, mit den Händen gestikulierte und vor Staunen und Erregung kaum Worte fand, seine Wundermär zu berichten.

„Mich rief der Herr zur sterbenden Maike, um mein Leben zu erhalten . . . und er machte das Moor zur Arche,

auf der wir alle gerettet wurden . . . alle, auch das kleinste, in der Schreckensnacht geborene Säugekindlein, sind am Leben geblieben. Die Fluten rissen das Moor von seinem Grunde los . . . wir flossen auf den Wassern und trieben, ohne daß wir es merkten, über den Festlandsdeich hinweg . . . mitten in der Marsch sind wir auf unserm schwimmenden Eilande gestrandet und gelandet. Wo ist seit den Tagen, da Israel durchs rote Meer ging, ein Wunder wie dieses vom Herrn getan und von Menschenaugen gesehen worden?"

Auf den Gesichtern der drei Menschen stand jene heilige, anbetende, auf die Knie niederzwingende Ehrfurcht, welche die Seele ergreift, die mit leiblichen Augen den Gottesfinger des Unsichtbaren handgreiflich erblickt.

Zwischen den Dörfern Witzwort und Ulvesbüll hatte das schwarze Moor sich niedergelassen und weithin die fruchtbaren, fettig grauen Marschäcker bedeckt. Ein Menschenauflauf hatte schon frühmorgens an dem Orte sich versammelt, und keiner vermochte das Unbegreifliche mit seinem Verstande zu erklären. Aber das begriffen die Eiderstedter Bauern sofort, daß das angeschwemmte Moorstück eine Tatsache, und noch dazu eine sehr schlimme, nicht wegzuleugnende und noch weniger wegzuschaffende Tatsache sei, durch welche ihnen ein gut Teil ihrer besten Kornäcker verdorben und verloren gegangen. Darum, nachdem sie etliche Zeit die Köpfe geschüttelt hatten, fingen sie an zu murren und zu schelten.

Als Nomme und seine zwei Begleiter nahe kamen, hörten sie lautes Gezank.

„Ihr Hungerleider, macht Euch mitsamt Euren Hundehütten und Eurem ganzen Moorlande von unserem Grund und Boden hinweg!"

Im Namen der Dünenleute antwortete Tedje mit Sanftmut: „Liebe Brüder, wir haben keine Schuld an Eurem Schaden, und es ist fern von uns gewesen, daß wir einem andern seine Güter und Felder rauben wollten. Aber was

sollen Menschen dabei tun? Wir sind des Glaubens, daß Gott selber auf Wellen uns getragen und hierher gebracht hat, dieweil Ihr viele Felder besitzt und diese kleine Fläche ohne Mangel missen könnt."

„Nichts, gar nichts können wir missen", wetterten die Bauern.

Die Eiderfriesen aber, die an allem, auch am Althergebrachten festhielten, waren zum Glück kirchfürchtige Leute. Als sie unter den neu Angekommenen einen Priesterrock erblickten, mäßigten sie ihre Stimme, und der weißhaarige Kirchspielvogt von Witzwort sagte: „Der Priester soll Richter sein und den Streit schlichten."

Paulinus nahm das Schiedsamt an, verrichtete seine letzte Priesterhandlung und fällte einen salomonischen Spruch: „Weil Menschen diese Erdmasse weder in fünfzig noch hundert Jahren hinwegkarren können, weiß ich keinen anderen Rat, als daß wir den Herrgott bitten, er möge eine zweite und noch größere Sturmflut senden, um schleunigst wieder das Moor an seinen Ort hinter Uttermark zu schaffen."

„Nein, nein, nein!" schrien und zeterten die Bauern mit Einmütigkeit.

„So spreche ich nach Recht und Redlichkeit: Das Moorland ist diesen Dünenleuten vom Rungholter Rat zu Erb und Eigen gegeben worden, und sie sollen es für sich und ihre Nachfahren behalten . . . die Marsch- und Kleierde aber, so an dreißig Fuß darunter liegt, soll den Eiderfriesen, ohne alle Einrede, für ewige Zeiten gehören."

Die Witzworter und Ulvesbüller, die immerhin ein Eigentumsrecht behielten, beruhigten sich bei diesem Richterspruche.

Weber Nomme aber faßte den Schiedsmann am Ärmel und zog ihn abseits, sah ihn mit scharfen Richteraugen an und sagte mit den Worten des Regensburger Mönches: „Du junger Fant, gehe schleunig zur Ehe!"

Paulinus, der ein aufrichtiges Gewissen hatte, hörte ohne Erröten die Rede und tat danach.

Alle Moorleute gingen miteinander in das Dorf Ulvesbüll, wo ein willfähriger Priester die Ehe geschlossen hat.

Weil der Winter warm und weich blieb und nicht so viel Eis fror, daß es eine Krähe tragen konnte, arbeiteten und ackerten die Moorleute unverzagt und ungekränkt auf ihrer eigenen Scholle, auf der sie als freie Kleinbauern geblieben sind.

Der Chronist der Rungholter Flut aber schließt also seinen Bericht: „Wer diese meine Historie von der Versetzung des Uttermarker Moores als eine Fabula erachtet, der soll hinter das Dorf Witzwort gehen und wird eben dasselbe Moor und unglaubhafte Mirakulum mit seinen leiblichen Augen sehen und erblicken. Qui oculis vident, cordibus putare debent." — — —

In einem Fleet des Hammaburger Hafens löschte ein Schonenfahrer seine Heringsladung. Die von der Winde emporgezogenen Tonnen, die sechs Schiffspfund (etwa achtzig Pfund) wogen, trugen Arbeiter über das schmale Gangbrett und in den Lagerschuppen hinein. Weil das Entladen stückweise bezahlt wurde, nahm einer der Schauerleute, der ein Hüne war, ein Faß auf jede Schulter und lief leicht und geschmeidig mit seiner Last.

Ein Mann, der ein Weib bei sich hatte und eine ganze Weile aufmerksam das Getriebe betrachtete, rief lachend dem Hünen zu: „Ei, du mit der doppelten Bürde, bist eine flinke und fleißige Ameise."

Der Lange wischte die Stirn und schob die Mütze zurück, unter der die Locken üppig hervorquollen. „Ja, wir Hammaburger müssen jetzt für zwei schaffen und erwerben . . . seitdem Rungholt ertrunken ist, haben wir den ganzen Westseehandel erhalten."

Das Weib stieß vielsagend ihren Mann an, der die Augen weit aufsperrte. „Du bist es . . . Kurt Widerich!"

Der schwitzende Schauermann in dem ärmellosen Lederwams sprang vom Gangbrett und umfaßte Paulinus Frisius, den Freund seiner Jugend, mit den nackten, eisensehnigen Armen so ungestüm, daß Oda ein Knacken und Stöhnen zu vernehmen meinte und vorsorglich schnell ihren Ehegemahl befreite.

Kurt aber sagte gedämpft, und ein treuherzig redlicher Schalk umspielte seine Lippen: „Still, still! Der stolznackige und steifsinnige Kurt, der wider Gott und Menschen war, ist auf dem Helgenässer Sande gestorben und begraben. Draußen im Watt hat Gott mich getauft mit seiner Taufe und zu einem andern und neuen Menschen gemacht, der nicht Kurt Widerich, sondern Kurt Fröhlich heißt."

„Eia, eia, auch du bist einer von den mutig Demütigen, die das Erdreich besitzen und den Himmel ererben."

Kurt Fröhlich wies lachend die weißen Zähne. „Ich möchte fast meinen, daß ich schon den Himmel auf Erden habe ... denn ist es wahr, daß auf Erden nichts besseres zu finden, als daß ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit, so hab' ich's, alle Tage mein schweres und frohes Tagwerk, dazu noch das Bessere, ein lieb Weib und Kind, und das Allerbeste. ein festes Herz und Friede mit Gott. Mehr darf keiner sich wünschen, mehr und größeres Glück wird keinem Sterblichen zuteil."

Ein wenig betrübsam nickte Paulinus. „Ja, ja ... mir und meinem Glücke mangelt nichts als just das tätige Teil und die fröhliche Arbeit."

„Warum gehst du müßig?" polterte der grobe Schauermann. „Freilich können deine weißen Frauenhände keine vier Schiffspfund heben, aber bist du nicht ein gelernter Federfuchser und hast schreibflinke Finger? Gehe hin und hänge dich an den hohen Senat, daß man dir Schreibarbeit gebe!"

Paulinus Frisius befolgte den Rat, der sich als ein guter erwies. Weil damals in den deutschen Handelsstädten das jus Lubecense, das in Lübeck ausgebildete Recht, all-

gemein in Aufnahme kam, so gab der Rat ihm das lübsche Rechtsbuch, das einen tüchtigen Quartband füllte, zum Abschreiben.

Mit Sorgfalt führte er die Feder und verzierte den Anfang jedes Abschnittes mit sauber verschnörkelten, blau und rot gemalten Initialen.

Der Dompropst der Stadt, der vom Rate das Rechtsbuch entlieh und an der schmucken Handschrift Gefallen fand, nahm den Schreiber in seinen Dienst und gab ihm einen Gulden, um Papier zu kaufen.

Paulinus, welcher unentwegt das umfangreiche und schier endlose Compendium sancti Thomae zur Hand nahm, vollendete in einer Woche vier Sexternen des großen Papiers, die ihm alle Samstage mit sechzehn Schillingen bar bezahlt wurden.

Sein Weib Oda aber saß am Spinnrocken und spann alle Woche fünf Pfund Wolle, wodurch sie einen guten Spargroschen von zweiunddreißig Pfennigen gewann. Sie war des Hauses Frau und Köchin, Magd und Rechenmeister in einer Person.

Oft saßen sie fröhlich beieinander bis zur halben Nacht. Seine Feder kratzte über das Papier, und ihre Spindel schnurrte, welches zusammen eine liebliche Musika machte. Dann hielten sie eine kleine Kosestunde und küßten sich in Ehelieb und -treu.

Stille, fröhliche und friedvolle Wochen und Monde und Jahre verrannen.

Alle Sonntagabende wanderten sie nach dem engen Spinnergang, wo die Winkler der Stadt ihre Zusammenkünfte hielten.

Keine noch so argwöhnische Mönchsnase vermutete oder witterte an dem Schreiber des Dompropsten irgendwelche Ketzerei.

Paulinus Frisius ist ein treuer Priester der Wahrheit geblieben und hat nicht auf dem Scheiterhaufen sein Leben geendet.

Kein Großer seines Volkes oder Stammes wurde er genannt, noch war er. Seine Größe war das stille Gottseligsein und das starke Sichlassengenügen.

Die Lebenstage des einstigen Vikars und seines Weibes Oda, die ihren großen Kampf hinter sich hatten, verliefen nach dem Wort: Deine Sonne soll nicht mehr untergehen, noch dein Mond seinen Schein verlieren, denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.